

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

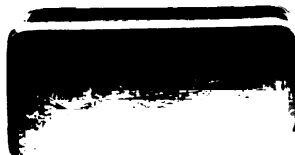


3 2106 01993 6183



LIBRARY

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SANTA CRUZ



Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Achte Folge
1923

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

ACHTE FOLGE / HERBST 1923



AP
30
B11
1923-25

I N H A L T

F. L. Graf zu Stolberg: Hymne an die Erde

Theodor Haecker: Notizen

J. H. Kardinal Newman: Eine neue Form des Unglaubens

Zwei Hirtengedichte des Vergil

Sören Kierkegaard: Aufzeichnungen (1849—1855)

Die letzten Tage Sören Kierkegaards

Josef Leitgeb: Ostern in der fremden Stadt

Anton Santer: Bruchstücke

Anton Santer: Drei Apostrophen

Franz Janowitz: Verwandlung des Winters

Carl Dallago: Die Menschwerdung des Menschen

Mitteilungen

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

ACHTE FOLGE / HERBST 1923



BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

INHALT

	Seite
<i>F. L. Graf zu Stolberg</i> : Hymne an die Erde	3
<i>Theodor Haacker</i> : Notizen	9
<i>J. H. Kardinal Newman</i> : Eine neue Form des Unglaubens	20
Zwei Hirtengedichte des Vergil	43
<i>Sören Kierkegaard</i> : Aufzeichnungen aus den Jahren 1849—1855	48
Die letzten Tage Sören Kierkegaards	70
<i>Josef Leilgeb</i> : Ostern in der fremden Stadt	77
<i>Anton Santer</i> : Bruchstücke	80
<i>Anton Santer</i> : Drei Apostrophen	96
<i>Franz Janowitz</i> : Verwandlung des Winters	107
<i>Carl Dallago</i> : Die Menschwerdung des Menschen Mitteilungen	110 239

FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG

HYMNE AN DIE ERDE

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sei mir begrüßt; sei mir gesegnet im Feiergusange!
Steh, o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften!
Ach, du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmut
In das Herz, daß Wehmut und Wonn', aus schmelzender Seele,
Sich in Tränen und Dank und heiligen Liedern ergießen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Schwester der allerfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der strahlenden Sterne, der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung,
Immer blühendes Weib des Segen träufelnden Himmels! —
Sprich, o Erde, wie war dir, als du am ersten Tage
Deinen heiligen Schoß dem buhlenden Himmel enthülltest?
Dein Erröten war die erste der Morgenröten,
Als er, im blendenden Bette von weichen schwellenden Wolken,
Deine gürtende Binde mit siegender Stärke dir löste!
Schauer durchbebten die stille Natur, und tausend mal tausend
Leben keimten empor aus der mächtigen Liebesumarmung.
Freudig begrüßten die Fluten des Meeres neuer Bewohner
Mannigfaltige Scharen; es staunte der werdende Walfisch
Ueber die steigenden Ströme, die seiner Nasen entbrausten;
Junges Leben durchbrüllte die Auen, die Wälder, die Berge,
Irrte blockend im Tal, und sang in blühenden Stauden,
Wiegte sich spiegelnd am Quell, auf wankenden Blumen, und girrte
Auf den Gipfeln der Ulme, die liebende Reben umschlangen,
Denn der edle Wiehrer nicht nur und der mächtige Löwe,
Nicht nur die Vögel des Hains, und summende goldene Fliegen,
Tranken aus der Quelle des Lebens; Libanons Zedern

Tranken auch; es tranken die Haine, die Blumen und Gräser.
Jedes nach seinem Maße, vom lebentrunkneren Menschen
Bis zum Gräschen im Tal und bebenden Sprößling des Berges.
Alle sterben und werden geführt von Stufe zu Stufe,
Durch unendliche Reihen bestimmter Aeonon, sie schleichen
Oder sie fliegen von Kraft zu Kraft! von Schöne zu Schöne!

Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne;
Dich der himmelwandelnde Mond! So bald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daß du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O, wie schimmerst du dann im rosigen Schleier! mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber, wenn dein Haupt zum süßen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond, von seinem einsamen Pfade,
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde
Hört' ich gestern ihr Lied im Wehen wölbender Buchen,
Einigen deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,
Was im goldenen Reihentanze die Sterne dir sangen;
Also sangen sie, lauscht, ihr Lieblingskinder der Mutter:

„Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken,
Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der Alpen,
Keine Wolke verberge vor uns dein liebliches Antlitz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes umschleiern!
Leichten Fußes müssen vorbei die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigen Fingern die Morgenröte dich wecket.
Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer bekümmern,

Denn sie schlummern mit dir. Die wenigen, welche der Kummer
Von der Ruhe Lager verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanfte Mond, der mit den Weinenden weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden lächelt!
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiffen umtanzen,
Wollen wir während der Nacht am strahlenden Gängelband leiten,
Daß die Gleitenden nicht ein kreisender Strudel erhasche!
Daß kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen, duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daß du rosig erwachest!"

Also sangen die Sterne, sie schimmerten freundlich; die Lüfte
Beben, wie mitertönende Saiten der ruhenden Leier,
Wenn ein preisender Chor den gewölbten Tempel durchhallet!

Erde, wie bist du schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen, die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? Wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellenden Fluten durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber, den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stahlte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln, zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtiger Orellana! du Riese
Unter den Flüssen! Dir staunen die heiligen Fluten des Weltmeers.
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ozean dich ergiebest!

Aber vor allem seid mir begrüßt im feiernden Liede,
Vaterländische Ströme! Du edle Donau, dem Morgen
Strömst du errötend entgegen, und grüßest die kommende Sonne,
Wenn sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebet.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittichen ruhet,
Und die glänzenden Sichel dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebührt ein eigener Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir wert! Dich sah ich als Knabe.

Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Mutiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzt die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen,
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O, wie stürzt er donnernd herab beim hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen, die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewund'ung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernst, mit männlicher Kraft, teilst du die Kostnitzer Fluten,
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichtum, schüttest die Grenzen des heiligen
Reiches,

Und beschenkst die Ufer mit hangenden, goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! sie wandelt
Sich zum Lied im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch singe.
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, sie fließt ihm entgegen in sanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichtum der fruchtbaren fränkischen Fluren,
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter
Durch krystallne Hallen, in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluten!

Erde, wie bist du schön, mit wechselnden Bergen und Tälern,
Mit sanftrieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seen,
Mit getürmten Gebirgen, wo überhangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reißend entstürzen,
Mit geweihten Einsiedeleien, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtrischer Eichen, die hohe Begeistrung

Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines,
Oder im Wogengeräusch des geisterhebenden Weltmeers!
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedlichen Tälern;
Stille Gebirge sind reich an kühnen Taten und Freiheit.
Sieh', des Weisen Wunsch, der Spott des klügelnden Sklaven,
Wähle die schneeigen Alpen, um Mut und Einfachheit zu segnen.

Heiliges Land, dich grüß' ich aus überwallender Fülle
Meines schwellenden Herzens! Wie ward mir auf deinen Gebirgen,
Wie in deinen Tälern so wohl! Ach, werd' ich dich nimmer
Wiedersehn? Nicht mehr in deinen Seen mich baden?
Noch im schmelzenden Schnee an der Wiege mächtiger Flüsse?
Gotthard, seh' ich nimmer dich wieder? Dein felsiger Rücken
Trieft von hundert Strömen, die deinem Scheitel entstürzen;
Auf dir hausen Entsetzen und Graun in Wolken gehüllet,
Deine Pfade besucht der bleiche starrende Schwindel!

Sanfter bist du, Natur, in Seelands blühenden Fluren,
Goldne Saaten krönen das Haupt des lächelnden Eilands.
Seeland, ich liebe dich auch! In deiner Wälder Umschattung
Wohnet freundliche Ruh'; sie wohnt in grünenden Auen,
Und in spiegelnden Seen von hangenden Buchen umkränzt,
Dich umfließt das heilige Meer, und waldige Hügel
Drängen sich kühn hervor, von schäumenden Wogen umrauschet!

Zahllos sind, o Erde, und edel deine Geschenke!
Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Lächelnd blüht die Verheißung des jungen Jahres am Zweige,
Und der sinkende Ast erfüllt sie mit schwellenden Früchten.
Siehe, bald lockt mich am Gipfel des Baumes die glänzende Kirsche,
Und bald ladet mich ein die Labsal duftende Erdbeer.
O, wie schmückt der Sommer dein Haupt mit farbigen Blumen,
Deren Balsam die Luft mir mit leisen Fittichen zuweht!
Gleich der Erdbeer, verbirgt sich bescheiden das Veilchen;

ein sanftes

Mädchen suchet es auf und wiegt es am wallenden Busen.
O, wer nennet sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,

Die dem gewässerten Tal und umwölkten Bergen entblühen?
Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit Enzianen bemaltest,
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?
Wen entzückt nicht die Lilie? O, wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Scharen der tausendfaltigen Nelken!
Siehe, dort koset mit mir das duftende, hangende Geißblatt,
Und es winket mir hier die kaum geöffnete Rose!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urteil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süßen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnell verblühenden Rose!

Sieh, ich hoff' es zu dem, aus dessen segnendem Fußtritt
Sonnenstrahlen und Rosen blüh'n; erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wenn dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn
Werden entfließen, in Flüss' und Bäch' und Quellen verteilt,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens!
Sammle indessen in deinem Schoße die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden;
Wenn die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern
Und hinsinken wird, in Einem rauschendem Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn, mit tausendmal tausend leuchtenden Sternen!

THEODOR HAECKER NOTIZEN

DIE BESTIE

Juni 1923

Mit der Deifikation des Staates gleichen Schritt hält die Bestifikation des Menschen. Und sie macht aus sich selber kein Geheimnis, wiewohl sie eine Mördergrube ist und häßlich wie nie eine natürliche Bestie ist oder sein kann, sie kommt an den Tag, sie liebt die Expression. Das Pferd freilich steht da, wie am sechsten Tag der Schöpfung und wie der Psalmist es gesehen hat und seitdem keiner mehr, weder Griechen noch Germanen . . . aber welche Zecke in Unmenschengestalt preßt seine edlen Weichen? Ein zäsa-rischer Hinterer quirlt die Fülle seines Fettes über den Sattel, wie eines Paschas, halb Türke, halb Jude, was ja nicht hindert, daß er ein Vollblutitaliener sein kann; und weil ihm die brutale Visage, welche die Natur ihm prädestinativ verliehen hat, noch nicht genügt, schiebt er den Unterkiefer mit Gewalt und histrionischer Anstrengung noch zwei Zoll vor, denn so sieht im modernen Bilderbuch und bei Spengler der richtiggehende Diktator aus, und es knirscht nur so:

BENITO MUSSOLINI RESTAURATORE DELLE ITALICHE FORTUNE

Und diese Inschrift läßt ein Stein sich gefallen, weil ja die sprachlose Kreatur, die tote wie die lebende, preisgegeben ist jener sprechenden Bestie, vor der freilich auch die Sprache sprachlos wird, und also auch sie ihr preisgegeben. Und doch könnte ein echtes Gelächter den Bann lösen und den Stein erweichen und den Hanswurst versenken, aber seit die Sprache in Fetzen schwimmt in der Gehirnerwei-

chung Europas, trinkt das Lachen der Menschen nur noch aus dem Sautrog und wälzt sich in der Suhle. Unbewegt und unerschüttert steht der Olymp — und müßte doch wanken, und nur der Aetna speit, und in München wird der Hitler gelb vor Neid, weils nicht einmal so weit reicht — Ehre sei den Deutschen! — und mit diesem Schulter an Schulter jener General, mit dem Deutschland schon geschlagen war, als es noch immer siegte, mit dem — wahrlich in keinem anderen Lande mögliches Phänomen! — dank der Infamie der verlogenen Presse Deutschlands, eben der Münchener, Deutschland selbst heute noch geschlagen ist, nachdem dieser General doch wahrlich schon lange geschlagen worden ist — grün vor Neid, wie der Hitler gelb, wird auch dieser geschlagene General, dessen Ehre nicht zum Schweigen und Verschwinden reicht und dessen krötenhafte Ungeniertheit — nur die des Klein Zaches Kahr ist noch größer — den fettesten Nährboden findet in der Stupidität heimlich regierender Beamten, welche, nämlich die Stupidität, nicht die heimlich regierenden Beamten, mit so engen Grenzen, wie etwa die Mainlinie, nicht sich begnügt, sondern einfach, schlechthin, ohne Grenzen ist. Auf den Knieen aber liegt verzückt in staunender Bewunderung der Generalchef des Stinnes-Konzerns (der deutsche Arbeit in Hunger anlegt, die deutsche Ehre in Kot, sein Geld aber in Gulden und Franken und Dollar), Ressort „Geist“, Abteilung A, „Großstädte“: Herr Oswald Spengler.

Noch im Jahre 114 v. Chr. hat Rom, die Königin der Heiden, die Wölfin, die in Herrn Mussolini heult, den Staatsgöttern lebende Menschenopfer dargebracht, hat mit sakralen Riten einen Griechen und einen Kelten lebendig begraben. Sie haben dessen bald sich geschämt und wollten es gerne nicht wahr haben, es ging dem Jahre 1 zu; die modernen Staaten gehen von ihm weg, in Eilmärschen, und welche Opfer werden diese nationalistischen Dämonen, die in der Politik für Gott stehen, noch ver-

langen?! Als Vorspiel werden Deutsche abgeschossen. Es muß als der Hauptport des Jahres 1923 gelten: es werden Deutsche abgeschossen, sowohl in Memel, wie vor allem in den ergiebigeren Jagdgründen, an Rhein und Ruhr. Abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern auf Befehl des eisernen Lügners von Frankreich, des Herrn Poincaré, und seines Brüsseler Mannekepis, des Herrn Theunis, mit der Konnivenz und keinesfalls unter dem Widerspruch der Erzbischöfe von Paris und Mecheln, der Kardinäle Dubois und Mercier; abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern — gar nicht zu sprechen von den anderen Menschenopfern, unerhört, die fallen mit der Konnivenz der Erzbischöfe von Paris und Mecheln! Greise, die faulen und wahnsinnig werden auf französischen Wanzenmatratzen in Bonn und Zweibrücken; Kinder, die hungern, weil ein Vieh von Stabsoffizier mit seinem Haushalt von Huren und Hunden ihre Milch säuft; Frauen und Mädchen, die von einem Dutzend Belgiern oder Marokkanern auf einmal vergewaltigt werden; von der Schmach jener goldgallionierten Gerichtsoffiziere, feiger, schurkischer Zuhälter der Pariser Staatsräson, die, eine ihre Eiterbeulen schrinkende Megäre, schon monatelang an Rhein und Ruhr karnevalistisch als Justitia travestiert Witze macht, daß Mütter und Gattinnen Meere von Tränen ach freilich nur weinen, nicht lachen! Jene aber lachen und werden wieder weinen und es ist kein Ende. — — Abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern, registriert wird die Jagdbeute, etwas phlegmatisch, von den Engländern, kaum von den Amerikanern, da jeder Ehebruchskandal und Fußballmatch natürlich die Priorität hat vor einem friedlich abgeschossenen Deutschen — es ist ja nämlich nicht Krieg, es ist Friede, sagen sie — registriert wird die Beute auch hie und da von den Neutralen, die ehrenwerte Leute sind, sogar auch manchmal von den Dänen, freilich nicht von jenen, die sogar einen Landsmann an die Saarregierung abgetreten haben, einen regierenden Fürsten also mit stattlichen Einkünften, die die

boches bezahlen, einen Moltke sogar, der so viel französischen Wind schluckt, daß der Sturm, der seine Ernte sein wird, für viele Dänen reichen wird, einen Moltke, der ein ehrenwerter Herr ist, regierender Fürst, geheiligt, ach so sakrosankt, daß kein deutscher Hund ein Bein hochheben mag. Abgeschossen wird von Franzosen und Belgiern — Franzosen nun sind Franzosen, ein gezeichnetes Volk, kein Wort ist zu verlieren. In der bangen Schwüle des zum Abend neigenden Sommertages fährt in die Stechmücken noch ein Furor, daß sie plagen können wie nie zuvor, aber es ist das Zeichen des Endes. Was tun denn aber die Belgier? Wie führen denn sie sich auf in Aachen und in Duisburg und anderswo im deutschen Land? Wie denn?! Die Beichtkinder des Kardinals Mercier, der eine Fanfare war gegen die deutschen Sünder im Krieg und ein stummes, schwankendes Rohr ist gegen die eigenen, grenzenlos furchtbareren im Frieden! Aber wie wird die Inful brennen an dem Tage, wo keine Lüge mehr das Offenbare decken kann, daß an Rhein und Ruhr — ohne seinen Widerspruch! — die Belgier sich benahmen — im Frieden, so sagt ihr ja alle, es sei Frieden und friedlich gemeint, im Frieden, nicht im Krieg! — sich benahmen, nicht wie die Kongoneger, nein, weiß Gott nicht, wie sollte ich solche Lüge sagen, nein, nein, nein! nicht wie die Kongoneger, sondern wie — die Mörder der Kongoneger, also einfach wie: Belgier! ah, so viel Aufwand an Rhetorik für eine Tautologie.

Wo aber ist das Ende? Hilty, der, ein Freund Gottes, in gewissem Maße die Gabe der Prophetie hatte, hat vor vierzig Jahren auch dieses prophezeit: daß die Stunde in allernächster Nähe sei, in der die Menschheit zu wählen haben werde zwischen der Rückkehr, nicht nur im privaten, sondern auch im nationalen, im staatlichen, im öffentlichen Leben, zu den Geboten Gottes — oder dem Entsetzen und den Greueln jahrzehnte-, jahrhundertelanger Kriege und einer Art moderner Völkerwanderung. Man scheint be-

reits für die zweite Alternative sich entschieden zu haben. Denn es hat nicht die bedenkliche Sprachverwirrung des Krieges, die aber ja nur das offenbarende Spiegelbild einer realen Sachverwirrung war: daß die einen vernichtende Siege erlitten und die anderen herrliche Niederlagen erfochten, die europäischen Völker dazu vermocht, das einzig vernünftige Fazit zu ziehen, sich alle für besiegt, nein, was sage ich, für unbesiegt zu erklären, weil man ja doch ohne einander nicht leben kann; und wenn dann noch fünf Jahre Frieden nicht genügen, zu zeigen, daß einer um das, was er dem anderen raubt, auch sich selber betrügt —; was soll dann helfen? vielleicht der Narrentrost des commune naufragium? Wer macht ein Ende dieser furchtbaren In- und Unzucht von Rache mit Mord und Mord mit Rache? Und hier steht die Schlacht für die Kirche. Es ist der Tag, die Stunde nahe, da den Völkern offenbar gemacht werden wird und keine Täuschung und kein Mißverstehen mehr sein darf, weil es klar am Himmel geschrieben sein wird, daß die Kirche Christi in jede feinste Fiber nationaler Eigentümlichkeit und Einzigkeit eingehen kann und will, niemals aber in irgend einen Nationalismus einer selbstangemaßten oder vom Teufel eingegebenen „Auserwähltheit“, dessen Gedanken Verknechtung oder Vernichtung der anderen, dessen Mittel Mord, Raub und Hunger sind. Es darf nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß ein Pariser Erzbischof und Kardinal, indem er und dadurch, daß er dem Herrn Poincaré zu seinen grauenvollen Verbrechen an Rhein und Ruhr hilft und einen unzweideutigen Papstbrief so winkeladvokatorisch millerandmerdisch interpretiert, daß die Verachtung kein Wort findet, christlich ein verantwortungsvollerer Mörder ist, als die armen vertierten Burschen, die in Essen oder Bochum oder Buer oder sonstwo zum Abendvergnügen ein paar Deutsche abknallen, weil sie es ja doch nur tun können auf Befehl des Herrn Poincaré und seines Obergeneralbanditen Degoutte. Es kann nicht ferne sein die Stunde, man meint sie schlagen hören zu müssen,

da jenem Professor, der in München eine Rektoratsrede hielt, daß einem die Haare zu Berge standen, und als hätte der Generalchef des Stinnes-Konzerns, Ressort „Geist“, Abteilung A: „Großstädte“ sie entworfen, — da diesem Rektor, weil er ja nicht bloß Rektor, sondern auch nebenbei, ja wahrlich, wahrlich: nebenbei Priester ist, gesagt werden wird, nicht bloß von mir, sondern von der Autorität: daß keine bequeme Brücke ist zwischen Leben und Dogma der Kirche Christi und Betrieb und Ansichten der Firma Ludendorff, Hitler & Co. Man meint sie schlagen hören zu müssen, diese Stunde. Denn mit der Deifikation des Staates gleichen Schritt hält die Bestifikation des Menschen.

DIE OBJEKTIVITÄT DES SCHMERZES

In der Sprache des Dichters und des Religiösen, also einfach in der Sprache, ist von jeher der Schmerz ein Gegenständliches gewesen, also etwas, dem jenseits des Subjektiven, der Empfindung und des Gefühls ein, wenn auch unbekanntes und geheimnisvolles Sein zukommt. Diese Erkenntnis, ein Geschenk der Sprache aus Zeiten der Erleuchtung, deren Licht unsere höhlengewohnten Augen blendete und wie Finsternis ist, hat, wie so viele andere, unsere Wissenschaft und Philosophie lange verloren. Sie ließ den Schmerz aufgehen und untergehen in Empfindung und Gefühl, in der reinen Subjektivität. Als einzige Entschuldigung mag sie, wiewohl sie immer noch denkend die Wahrheit hätte erreichen können, die Schwierigkeit der Beobachtung anführen, die allen Dingen anhaftet, die uns so sehr nahe auf Leib und Seele rücken, wie der Schmerz oder auch der Schlaf. Wirft diesem unsere Beobachtung herrisch sich entgegen, so entflieht er und entgleitet ihr, gibt sie ihm sich hin, die rechte Haltung des Erkenntnis-suchenden! so übermannt er sie, und sie ist nicht mehr. Anderer Art und noch größer ist die Schwierigkeit der Beobachtung des Schmerzes, indem das natürliche prak-

tische Interesse, ihn zu mildern oder los zu werden, die theoretische Haltung schwer aufkommen läßt oder doch nur gegenüber seinen Ursachen, nicht aber seinem eigenen Wesen. Aller physische Schmerz insbesondere fällt für gewöhnlich in der Tat als Empfindung mit unserer Subjektivität so völlig zusammen, daß seine Loslösung und die Wahrnehmung seiner Objektivität nur sehr selten und nur unter bestimmten Umständen möglich zu sein scheint. Ich erinnere mich nun einer schweren, lang andauernden Operation. Während ich zeitweise, als die Wirkung der Narkose nachließ, dem Erwachen nahe war, fühlte ich zuerst und deutlich die Gegenwart von etwas Schwerem und Dunklem, von etwas Furchtbarem und Entsetzlichem, etwas Fremdem und Drohendem, das erst noch weit, weit weg war von mir, nun aber schneller und immer schneller näher kam, bis ich plötzlich noch vor der leisesten Empfindung erkannte, daß es ein gräßlicher Schmerz sei, in dessen Gewalt ich im nächsten Augenblick gegeben sein würde. (Man beachte wohl, daß dieses etwas ganz anderes ist, als einen Schmerz zu erwarten auf Grund gemachter Erfahrungen oder gegebener Warnungen; in jenem erinnerungslosen Zustand, wo ich nicht einmal wußte, wo und wer ich war, erwartete ich in gar keiner Weise einen Schmerz und wußte auch, als er schon da war, durchaus nicht, daß ich auf dem Operationstisch lag und ein lebendiger Knochen mit dem Meißel behandelt wurde, er kam wie ein völlig Fremdes, etwas durchaus außer mir, das mich überfiel.) Und das klare, wenn auch unerklärliche Wissen von der furchtbaren, entsetzlichen Größe des Schmerzes unterschied ich genau von dem im Augenblick nur empfundenen Schmerz, der nicht groß war, von der zunächst nur wenig schmerzhaften Empfindung, die erst allmählich der objektiven Größe des Schmerzes entsprechend anwuchs, so daß ich stöhnte und aufschrie, und der Arzt die Narkose erneuerte.

Die reine und absolute Ethik nivelliert auf ein gleichbleibendes Maß der Anstrengung. Sie sagt: die Arbeit, aus der allein das Verdienst kommt, muß vor meinen Augen für den Begabten und den Unbegabten streng die gleiche sein. Ein Ruderer, der gegen den Strom kämpft, muß sich anstrengen, einer, der mit der Strömung rudert, braucht nicht sich anzustrengen, aber er kann es; er kann mit seinem Ruder demselben Druck begegnen wie jener, und das soll er, das verlange ich von ihm; dann ist beider Anstrengung dieselbe, und für beide habe ich den Kranz.

Bei Schopenhauer wie bei anderen Philosophen findet man oft, daß er an Dinge herantritt und sie erklärt oder zu erklären versucht, nur deshalb, weil er sich sagt: mir als Philosophen obliegt die Pflicht, auch dieses zu erklären und auch jenes. Aber hier werden die Grenzen überschritten, so komische Motive der Eitelkeit erkennt der Geist nicht an, und die Erklärungen sind totgeboren; denn das Geheimnis des lebendigen Geistes ist, daß die Antwort da sei vor der Frage.

Overbeck schreibt: „Jede radikalere Preisgebung der Bibel als religiöses Denkmal muß zur Erkenntnis führen, daß die bisherige religiöse Entwicklung der Menschheit eine heillose und darum still zu stellende Verirrung darstellt.“ Zwar wäre auf solchem Standpunkt umgekehrt eigentlich doch besser, indem nämlich die Erkenntnis, daß die bisherige religiöse Entwicklung der Menschheit eine heillose und darum still zu stellende Verirrung darstellt, zur radikaleren Preisgebung der Bibel als religiöses Denkmal führen wird, aber das interessiert mich nicht, denn solche Aperçus waren schon damals wohlfeiler als Semmeln, wie also erst heute, nein, mich frappiert nur, daß, der dies schrieb, als offizieller Theologieprofessor jahrzehntelang junge protestantische Theologen Kirchengeschichte gelehrt hat, und wiewohl doch eine solche heillose Verirrung sicherlich für ihn

viel leichter still zu stellen war, als die bisherige religiöse Entwicklung der Menschheit, — sie doch nicht still gestellt hat.

Man muß sich Präzedenzfälle der Selbstüberwindung schaffen; sie sind wie Stufen, die ein Bergsteiger ins Eis haut; übernimmt er sich im Uebermut und fällt, so können sie ihn noch auffangen und wieder stützen.

Der eine hat die Rede, weil er fern ist von Gott, und er versänke in das Schweigen des Lebens, käme er nahe zu Gott; der andere hat die Rede, weil er nahe ist bei Gott, und er versänke in das Schweigen des Todes, ginge er in die Welt.

Die Sprache ist vom Geist. Hinter jedem Wort lauert die Entscheidung — wenn man es beim Wort nimmt.

LYRIK UND METAPHYSIK

Die Kategorie des So-Wie ist in aller Lyrik, weil sie zum Wesen aller Sprache gehört und alles, das zum Wesen der Sprache gehört, notwendig auch in der Lyrik ist, die, fast kann man sagen, principium et finis aller Sprache ist. Aber die Kategorie des So-Wie, die der philosophische Sprachforscher herauszustellen nicht umhin kann, wenn anders er auf Prinzipielles sich versteht, ist eben dadurch — durch die logische Explizierung des Nebeneinander notwendig, (es soll aber diese Konstatierung in keiner Weise eine Herabsetzung seiner Erkenntnis oder des Wertes dieser Erkenntnis sein) ist notwendig, sage ich, um eine Dimension ärmer geworden als das lyrische So-Wie in seiner lustvollen Liebesverschlingung und in seinem aus unendlichen Tiefen heraufleuchtendem geheimnisvollen Lichte — ja um nicht weniger als ein Leben ärmer. Wer nun auf dieser logischen Oberfläche und Ebene der Gegenüberstellung fertiger Bil-

der bleibt, und ob auch alle ihre Subtilitäten für ihn sich erschlossen, die ja wohl eines Denkers Leidenschaft befriedigen können — wenn er nur auf dieser Ebene bleibt — ist so wenig imstande, das Leben der Lyrik zu verstehen, wie der geübteste Mathematiker, dem das Konstruieren keiner Kurve mehr Schwierigkeit macht, was die lebendige Bewegung selber sei, deren Kurve er — richtig beschreibt, so er sie nicht in ihrem eigenen Medium erfaßt oder erlebt. Es ist aber das lyrische So-Wie ein geistiges Sehen in einem spirituellen Raum, wo alle Dinge verklärt sind, so daß sie einander nicht stoßen, sondern einander durchdringen, nicht nebeneinander sind, sondern ineinander, und doch geschieden in klarer Gestalt und Form, im Lichte der Sprache, der erstgeborenen Tochter der Weisheit, selber nicht sichtbar aber sichtbar machend, welches das immaterielle Band ist von Sphäre zu Sphäre, von Tiefe zu Tiefe, von Tiefe zu Höhe, von Höhe zu Höhe, von Pflanze zu Pflanze, von Pflanze zu Tier, von Tier zu Tier, von Tier zu Mensch, von Mensch zu Mensch, von Leib zu Leib, von Leib zu Seele, von Seele zu Seele, von Seele zu Geist, von Geist zu Geist, von Bild zu Bild, von Bild zu Gedanke, von Gedanke zu Gedanke, von Gedanke zu Idee, von Idee zu Idee —: herstellend, unbegreiflich und wunderbar! die niederzwingende Einheit, welche ist ein mysterium tremendum, das Wunder des Schöpfers in der Wahrheit und Realität, das Wunder des Sprachschöpfers im Nachleben nur und im Bilde. Die Kategorie des So-Wie, also verstanden in diesem spirituellen Sinn, so daß es gegeben und gesehen ist in einem einzigen Lichtstrahl, und enthalten in einem einzigen Satz oft, bewahrt und gehoben — aufgehoben! — o Wunder der Sprache! oft in einem einzigen Wort! — o Gnade der Sprache, Tochter der Weisheit, Erstgeborene, o Sapientia! — so verstanden ist diese Kategorie Wurzel der Lyrik wie sonst nur noch die immanente Rhythmik. Kann man auch natürlich nicht sagen und wäre ungerecht, daß Reim und Metrik der Lyrik äußerlich seien,

da sie in einer inneren glücklichen Affinität zu ihr stehen: Wurzel und quellendes Element sind sie nicht. Ein Erweis dafür ist, daß wo immer diese in Wahrheit sind, in Wahrheit auch Lyrik ist, während man weiß Gott nicht sagen kann, daß wo korrekte Metrik und Reim sind, auch Lyrik sei. Einer hat irgendwo diese Sätze geschrieben: „Wie dunkel ist der See, und verloren in der Welt! Nur wo das Rad des Dampfers das Wasser peitscht, wird es heller und ein lichtgrüner Streifen zieht mitten durch die dunkle Flut. Was starre ich? Wohin des Weges, o Herz, und woher? Ging ihr nicht von der Schläfe bis nahe zum Scheitel ein Streifen Haares, der heller war als ihr Haupthaar!“ In diesen Sätzen ist die immanente Rhythmik und das spirituelle So-Wie, das die Schöpfung durchsichtig macht, also die beiden Elemente, die sie, das weiß jener Autor oder auch ich weiß es, zu einer Lyrik machen von der autochthonen Echtheit, die man in der „Neuen Dichtung“ vergeblich suchen wird.

Wenn es gar nicht mehr anders ging, dann abstrahierte ich auf den Tod, und zwar so: hier stand ich und dort stand der Mauthner und in der Mitte der Richter, der Geist ist; zu ihm sagte ich: wenn Mauthner recht hat, dann will ich totgeschlagen werden, ausgelöscht sein, nie gelebt haben. Und da kehrte wieder Freude ein in mein Herz und Zuversicht. So ist Satire und Polemik entstanden, so und nicht anders.

JOHN HENRY KARDINAL NEWMAN EINE NEUE FORM DES UNGLAUBENS

§ 1. Ihre Gesinnung

1.

Wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß heute infolge des engen Nebeneinander und Verkehrs von Menschen aller Religionen große Gefahr einer subtilen, stillen, unbewußten Perversion und Korruption katholischer Geister besteht, die bislang ihre Unterwerfung unter die Autorität der Offenbarung noch bekennen und aufrichtig bekennen, ist dennoch diese Gefahr weit geringer als in einem bestimmten Abschnitt des Mittelalters. Ja wenn wir die beiden Perioden miteinander vergleichen, mögen wir sogar sagen, daß sie gerade darin sich unterscheiden, daß im Mittelalter, sientmal der Katholizismus damals die einzige in der Christenheit anerkannte Religion war, notwendig der Unglaube seine Schritte in der Sprache und unter der Verkleidung des Glaubens machte, während heute, da allgemeine Toleranz herrscht und es frei steht, gegen offenbarte Wahrheit anzurennen (sei es die Schrift oder die Tradition, die Väter oder den „Sinn der Gläubigen“), infolgedessen der Unglaube die Maske abwirft und seine Stellung uns gegenüber auf eigenen festen Plätzen einnimmt und uns im hellen Licht und mit direktem Ansturm konfrontiert. Und ich zögere nicht zu sagen (abgesehen natürlich von sittlichen oder kirchlichen Erwägungen und unter der Korrektur des Befehls und der Politik der Kirche), daß ich vorziehe, in einer Zeit zu leben, in der der Kampf bei Tag vor sich geht und nicht im Zwielficht, und es für einen Gewinn halte, von einem Feind aufgespießt zu werden, eher als von einem Freund erstochen zu werden.

Ich murre also durchaus nicht über die offene Entwicklung des Unglaubens in Deutschland, angenommen, es sei Unglaube, oder über seine wachsende Kühnheit in England; nicht als wäre ich befriedigt von dem Zustand der Dinge, an sich betrachtet, sondern weil unter der unvermeidlichen Alternative von eingestandenem und verborgenem Unglauben, meine eigene persönliche Neigung zugunsten des ersteren geht. Ich halte dafür, daß Unglaube in irgend einer Form unvermeidlich ist in einem intellektuellen Zeitalter und in einer Welt gleich dieser, in Anbetracht, daß der Glaube einen Akt des Willens erfordert und die richtige Uebung religiöser Privilegien zur Voraussetzung hat. Man mag fortfahren, Europa katholisch zu nennen, wiewohl es das nicht ist; man mag eine äußerliche Annahme der katholischen Dogmen aufzwingen, und einen äußerlichen Gehorsam gegen die katholischen Gebote; und diese Verordnungen mögen insoweit nicht nur fromm in sich selbst sein, sondern sogar barmherzig gegenüber den Lehrern falscher Lehren ebenso wie gerecht gegenüber deren Opfern; aber dies ist doch alles was man tun kann; man kann nicht Konklusionen bestellen, die trotz allem dem menschlichen Willen freigelassen werden müssen. Da wird, sage ich, trotz diesem, Unglaube sein und Unsittlichkeit bis zum Ende der Welt, und man muß gefaßt sein auf Unsittlichkeit, abscheulicher, und Unglauben, listiger, subtiler und übelwollender je nach dem Maß, in welchem sie sich zu verstellen gezwungen sind.

2.

Die mittelalterlichen Schulen waren die Arena eines so kritischen Kampfes zwischen Wahrheit und Irrtum, wie ihn das Christentum je durchgemacht hat; und die Philosophie, die ihren Namen trägt, erlangte ihre Suprematie durch eine Reihe von Siegen in der Sache der Kirche. Kaum waren die Universitäten zur Popularität gelangt, als sie infiziert befunden wurden von den subtilsten und verhängnisvollsten

Formen des Unglaubens; und die Häresien des Ostens keimten im Westen Europas und in katholischen Hörsälen mit einer geheimnisvollen Kraft, auf welche die Geschichte nur wenig Licht wirft. Die erörterten Fragen waren so tief wie nur irgendwelche in der Theologie; das Sein und das Wesen des Allmächtigen waren die Hauptthemen der Disputation, und Aristoteles wurde bei der geistlichen Jugend als ein Lehrer des Pantheismus eingeführt. Arabische Darstellungen des großen Philosophen waren en vogue; und so oft eine neue Abhandlung aus Konstantinopel importiert wurde, stürzten sich die wissensdurstigen und ungeduldigen Gelehrten auf sie, ohne Rücksicht auf die Warnungen der Kirche und unbekümmert um die Wirkung auf ihren eigenen Geist. Die schärfsten Geister wurden Skeptiker und Ungläubige; und das Haupt des Heiligen Römischen Reiches, der Kaiser Friedrich II., um zu schweigen von unserem erbärmlichen König Johann, stand im Rufe, eine Bekennung zum Mohammedanismus in Erwägung zu ziehen. Es heißt, daß in der Gemeinschaft im großen die Menschen einen vagen Verdacht und ein Mißtrauen gegen ihren Glauben an die Offenbarung hatten. Eine geheime Gesellschaft wurde entdeckt an den Universitäten der Lombardei, Toskaniens, Frankreichs, organisiert zur Propagation ungläubiger Meinungen; sie hielt sich zusammen durch Eide, und sandte ihre Missionäre unter das Volk in der Verkleidung von Hausierern und Vagabunden.

Der Erfolg solcher Anstrengungen wurde im Süden Frankreichs durch die große Ausdehnung der Albigenser bezeugt und durch das Uebergewicht manichäischer Lehren. Die Universität von Paris war gezwungen, die Zahl ihrer Doktoren der Theologie auf nicht mehr als acht zu beschränken, infolge von Befürchtungen wegen der Orthodoxie ihrer Geistlichen im allgemeinen. Die Erzählung von Simon von Tournay, der vom Schlage getroffen ward, weil er nach einer Vorlesung ausrief: „Oh, guter Jesus, ich könnte deine Existenz, wenn es mir beliebte, so leicht wider-

legen, wie ich sie bewiesen habe“, mag, wie immer es um ihre Authenzität bestellt ist, wenigstens als eine Vorstellung von der furchtbaren Gefahr gelten, der das Christentum ausgesetzt war. Amalrich von Chartres war der Gründer einer pantheistischen Schule und hat einer Sekte seinen Namen gegeben; Abälard, Roscelin, Gilbert und David von Dinant, Tanquelin und Eon und andere noch, die man nennen könnte, erweisen den außerordentlichen Einfluß antikatholischer Lehren auf hoch und nieder. Zehn Geistliche und verschiedene aus der Bevölkerung von Paris wurden verurteilt, weil sie behaupteten, daß unseres Herrn Herrschaft vorüber sei, daß der Heilige Geist Fleisch werden müßte und wegen anderer Häresien.

Friedrich II. gründete eine Universität in Neapel mit der Absicht, den Unglauben, der ihm so teuer war, zu propagieren. Sie war die Geburtsstätte des großen St. Thomas, des Vorkämpfers der offenbarten Wahrheit. So innig war die Vermengung, so gedrängt das Ringen zwischen Glauben und Unglauben. Von Verschwörungen, von Verrätern und von Bürgerzwisten waren die Lehrplätze des Mittelalters der Schauplatz.

In unsern Tagen im Gegenteil liegen Wahrheit und Irrtum einander gegenüber mit einem Tal zwischen ihnen, und David geht vom Anblick aller Menschen und von seinem eigenen Lager aus, um mit dem Philister den Kampf aufzunehmen. Das ist das Walten der Vorsehung über jenes Prinzip der Toleranz, das in der Gesinnung des Unglaubens erdacht ward mit der Absicht der Vernichtung des Katholizismus. Die Herrschaft der Kirche ist eingeengt; aber sie gewinnt an Intensität, was sie an Ausdehnung verliert. Sie hat jetzt eine direkte Befehlsgewalt und einen verlässigen Einfluß auf ihre eigenen Institutionen, die ihr im Mittelalter fehlten. Eine Universität ist in diesen Tagen ihr Besitz ebensowohl wie ihre Schöpfung: auch hat sie nicht das Bedürfnis, das einstmals so dringend war, Häresien aus ihren Pfählen zu vertreiben, die jetzt ihre eigenen Zentren der

Anziehungskraft anderswo haben und spontan und von selber gehen. Weltliche Vorteile bieten nicht länger mehr einen Anlaß zu Heuchelei, und ihre Glieder haben infolgedessen den Trost, instand gesetzt zu werden, einander sicher zu sein. Ich wiederhole: ich möchte lieber mit dem Unglauben kämpfen, wie wir ihn im 19. Jahrhundert antreffen, als wie er im 12. und 13. existiert hat.

3.

Ich halte also Ausschau ins Lager des Feindes und ich versuche die Linien der gegnerischen Bewegungen zu zeichnen und der Vorbereitungen zum Angriff, die dort gegen uns getroffen werden. Das Rüsten und Manövrieren, das Graben und Minieren geht unaufhaltsam weiter; und man kann natürlich ohne die Gabe der Prophezeiung nicht sagen, welches seiner Projekte hinausgeführt werden und seinen Zweck erreichen wird, und welches eventuell fehlschlagen oder aufgegeben werden wird. Drohende Demonstrationen mögen zu nichts werden und die, welche unsere furchtbarsten Feinde werden sollen, mögen vor dem Angriff unsere Beobachtung irreführen. Alle diese Ungewißheiten sind, wir wissen es, das Los des Soldaten im Feld, und sie sind ähnlich denen, die die Krieger des Tempels befallen. Die Kraft solcher Erwägungen voll fühlend und ihrer Korrektur unterworfen, treffe ich nichtsdestoweniger meine Antizipationen entsprechend den Zeichen der Zeit; und das muß mein Vorbehalt sein, wenn ich dazu schreite, einige Charakteristika einer besonderen Form von Ungläubigkeit zu beschreiben, die in den intellektuellen Burgen Englands gegen uns in Existenz und Aktion tritt.

Man darf nicht annehmen, daß ich das, wovon ich jetzt als einer Form der Ungläubigkeit unserer Tage sprechen werde, irgend einem bestimmten Individuum oder bestimmten Individuen beilege; auch ist es für meinen Zweck nicht notwendig, anzunehmen, daß irgend ein Mensch bislang die Tendenz des Teiles der Theorie, dem er seine Zustimmung

gegeben hat, auch bewußt festhält oder sieht. Ich werde eine Gattung von Meinungen beschreiben, die als die wahre Erklärung vieler fließenden Ansichten und als der Konvergenzpunkt einer Menge von getrennten und unabhängigen Geistern gelten mag; und wie einst von Arius oder Nestorius nicht nur in ihrer eigenen Person gesprochen wurde, sondern sie betrachtet wurden als die abstrakten und typischen Lehrer der Häresie, die sie einführten, und so ihr Name einen vollendeteren und explizierteren, selbst wiewohl nicht entschiedeneren Häretiker bezeichnete, als der Häresiarch selber, so auch hier kann ich gleicherweise eine Denkschule beschreiben in ihren voll entwickelten Proportionen, die im Augenblick jedermann, dem Mitgliedschaft mit ihr nachgesagt wird, sofort zu verleugnen im Begriff ist, und ich mag auf Lehrer hinweisen, die niemand imstande sein wird, ausfindig zu machen. Trotzdem ist nicht weniger wahr, daß ich von Tendenzen und Elementen, die existieren, sprechen kann; und er mag am Ende in Person kommen, der am Anfang zu uns nur in seiner Gesinnung und in seiner Macht kam.

Der Lehrer also, von dem ich rede, wird im Verborgenen seines Herzens also reden: — Er wird, wie insoweit schon viele vor ihm getan haben, damit anfangen, daß er es als einen Satz aufstellt, der der Vernunft sich selbst beweist, unmittelbar sobald er billig geprüft wird — der von so axiomatischem Charakter ist, daß er Anspruch darauf hat, als ein erstes Prinzip behandelt zu werden, und fest und haltbar genug ist, um einen geräumigen Oberbau darauf zu errichten —, daß Religion nicht die Materie einer Wissenschaft sei. „In der Religion magst du Meinungen haben, magst Theorien haben, magst Argumente haben, magst Wahrscheinlichkeiten haben; du magst alles haben, nur nicht Demonstration, und deshalb kannst du keine Wissenschaft haben. In der Mechanik gehst du von sicheren Prämissen zu sicheren Konklusionen weiter; in der Optik bringst du deine unleugbaren Tatsachen in ein System, gelangst zu allgemeinen Prinzipien, und wen-

dest sie dann hinwiederum unfehlbar an: hier hast du Wissenschaft. Auf der anderen Seite gibt es zur Zeit keine reale Wissenschaft vom Wetter, weil du an den Tatsachen und Wahrheiten, von denen es abhängt, keinen Halt hast; es gibt keine Wissenschaft von dem Kommen und Gehen von Epidemien; keine Wissenschaft von Ausbrechen und Aufhören von Kriegen; keine Wissenschaft von den populären Neigungen und Abneigungen oder von den Moden. Nicht daß diese Materien an sich der Wissenschaft unfähig wären, nein, aber unter den obwaltenden Umständen sind wir unfähig, sie ihr zu unterwerfen. Und so gleicherweise“, sagt der Philosoph, von dem wir reden, „ohne zu leugnen, daß in Sachen der Religion einige Dinge wahr sind und einige falsch, sind wir sicherlich trotzdem nicht in der Lage, das eine oder das andere zu entscheiden. Und wie es absurd sein würde, über das Wetter zu dogmatisieren und zu sagen, daß 1860 ein nasser oder ein trockener Sommer sein werde, Kriegs- oder Friedenszeit, so ist es für Menschen in unserer gegenwärtigen Lage absurd, irgendetwas über die nächste Welt positiv zu lehren, daß da ein Himmel ist oder eine Hölle, oder ein letztes Gericht, oder daß die Seele unsterblich ist, oder daß da ein Gott ist. Nicht daß du nicht ein Recht habest zu deiner eigenen Meinung, wie du ein Recht hast, ein implizites Vertrauen auf deinen eigenen Bankier zu setzen, oder auf deinen eigenen Arzt; aber unleugbar sind solche Ueberzeugungen nicht Wissen, sie sind nicht wissenschaftlich, sie können nicht öffentliches Eigentum werden, sie sind vereinbar damit, daß du deinem Freund gestattest, die entgegengesetzte Meinung zu haben; und wenn du in die Versuchung kommst, bei der Verteidigung deiner eigenen Ansicht von der Lage in diesen Sachen der Religion heftig zu werden, dann ist es wohl am Platz, recht ernstlich zu überlegen, ob Empfindlichkeit im Fall, daß dein Bankier oder dein Arzt von einem andern skeptisch behandelt wird, nicht als eine geheime Besorgnis in deinem Geist aufgefaßt werden könnte, trotz deines zuversichtlichen

Bekenntnisses, als eine Abwesenheit einer klaren unbewegten Gewißheit über seine Ehrlichkeit oder seine Geschicklichkeit.“

Das ist die primäre Position unseres Philosophen. Er beweist sie nicht; er stellt sie nur deutlich auf; aber er hält sie für selbstevident, sobald sie klar aufgestellt ist. Und hier läßt er sie liegen.

4.

Diese seine primäre Position hinfort für gesichert nehmend, wird er folgendermaßen fortfahren: — „Gut also, ist die Religion eben eines jener Dinge, über die wir nichts wissen können: was kann absurder sein, als Zeit auf sie zu verschwenden? Was absurder, als mit anderen über sie zu streiten? Halten wir uns alle an unsere eigenen religiösen Meinungen jeweils und seien wir zufrieden; aber weit entfernt davon, hat sich vielmehr der Geist des Menschen an kein anderes Ding je so fest geklammert wie an die Religion. Und das Elend ist, daß, sobald wir ihr einmal gestattet haben, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, wir in einem Zirkel sind, aus dem wir nie mehr imstande sein werden, uns herauszuziehen. Unser Irrtum reproduziert und verstärkt sich. Ein kleines Insekt, eine Wespe oder eine Fliege ist nicht imstande, durch eine Glasscheibe seinen Weg sich zu bahnen; und sein Mißlingen gerade ist Anlaß zu noch größerer Heftigkeit in seinem Bemühen, als zuvor. Es ist so heroisch eigensinnig in seinem Entschluß, Erfolg zu haben, wie der Angreifer oder Verteidiger auf einem kritischen Schlachtfeld; er ist unermüdlich und trotzig in einer Anstrengung, die über sich hinaus zu nichts führen kann. Wenn also gleicherweise du einmal entschlossen bist, daß gewisse religiöse Lehren unbestreitbar wahr sein sollen und daß alle Menschen deren Wahrheit wahrnehmen müßten, dann hast du dich in einem Unternehmen engagiert, das, wenn auch in alle Ewigkeit fortgesetzt, niemals seinen Zweck erreichen wird; und sintemal du überzeugt bist, daß es das tun sollte,

je mehr du bislang erfolglos gewesen bist, umso heftiger und halsstarriger wird dein Versuch in Zukunft sein. Und weiter noch: sintemal du nicht der einzige Mensch bist in der Welt, der in diesem Irrtum liegt, sondern nur einer aus Tausenden, die alle an dem allgemeinen Prinzip festhalten, daß Religion wissenschaftlich sei, und dennoch alle differieren, was die Wahrheiten und Tatsachen und Schlüsse dieser Wissenschaft anlangt, so folgt daraus, daß das Elend sozialer Streitigkeiten und Entzweigungen noch hinzu kommt zu dem Elend einer hoffnungslosen Forschung, und das Leben nicht nur in fruchtlosen Spekulationen vergeudet, sondern auch noch verbittert wird durch bigottes Sektierertum.“

„Das ist der Zustand, in dem die Welt gelegen hat“, wird man sagen, „immer schon seit der Einführung des Christentums. Das Christentum ist bloß der Fluch gewesen aller wahren Erkenntnis, denn es hat den Geist abgewendet von dem, was er wissen kann, und ihn mit dem beschäftigt, was er nicht wissen kann. Meinungsdivergenzen tauchen auf und vervielfältigen sich im Verhältnis zu der Schwierigkeit, sie zu entscheiden; und die Unfruchtbarkeit der Theologie ist in Wahrheit eben der Grund gewesen, nicht nach besserer Nahrung zu suchen, sondern von nichts sonst sich zu ernähren. Die Wahrheit ist in der falschen Richtung gesucht worden, und das Erreichbare ist beiseite geschoben worden um des Phantastischen willen.“

Nun, ich habe hier nicht den Beruf, diese Argumente zu widerlegen, sondern bloß sie darzustellen. Ich brauche nicht zu widerlegen, was noch nicht bewiesen worden ist. Es genügt mir, zu wiederholen, was ich bereits gesagt habe, daß sie sich auf eine bloße Annahme gründen. Vorausgesetzt freilich, religiöse Wahrheit könne nicht festgestellt werden, dann natürlich ist es nicht bloß eitel, sondern verderblich, es zu versuchen; dann natürlich steigern Argumente nur den Mißgriff dieses Versuches. Aber sicherlich haben sowohl Katholiken wie Protestanten solide Verteidigungen geschrieben der Offenbarung, des Christentums und

des Dogmas, als solche, und diese kann man nicht einfach auf die Seite schieben, ohne zu sagen warum. Es ist von unseren Philosophen noch nicht erwiesen worden, daß es selbstevident ist, daß religiöse Wahrheit wirklich der Erreichung unfähig ist; es ist auf der anderen Seite von einer Anzahl tiefer Geister machtvoll dargelegt worden, daß sie erreicht werden kann, und das *onus probandi* liegt ganz klar denen ob, die in die Welt etwas einführen, was die ganze Welt als ein Paradox empfindet.

5.

Indessen: wo Menschen von all dem, so unvernünftig es auch ist, wirklich überzeugt sind, was wird daraus folgen? Ein Gefühl nicht bloß der Verachtung, sondern absoluten Hasses gegenüber dem katholischen Theologen und dem dogmatischen Lehrer. Der Patriot hat Abscheu und Ekel vor den Parteigängern, die sein Land degradiert und beleidigt haben; und der Weltbürger, der Advokat des Menschengeschlechtes empfindet bitteren Unwillen gegen die, von denen er meint, daß sie zweitausend Jahre lang seine Verführer und Tyrannen gewesen seien. „Die Welt hat zweitausend Jahre verloren. Sie ist ungefähr dort, wo sie in den Tagen des Augustus war. Das haben wir von den Priestern.“ Es gibt solche, die von einem wohlwollenden Liberalismus getragen sind und sich herablassen, zu sagen, daß Katholiken nicht schlimmer seien als andere Verfechter dogmatischer Theologie. Es gibt solche wiederum, die gut genug sind, zuzugeben, daß die katholische Kirche Erkenntnis und Wissenschaft bis zu den Tagen Galileis gefördert habe und daß sie erst in den letzten verschiedenen Jahrhunderten zurückgeschritten sei. Aber der neue Lehrer, den ich im Lichte jenes Nebelfleckes betrachte, aus dem heraus er sich festigen soll, halt wider die Worte des frühen Verfolgers der Christen, daß sie die „Feinde des Menschengeschlechtes“ seien. „Wäre nur nicht Athanasius gewesen und nicht Augustinus und nicht der Aquinate — die Welt würde schon

Jahrhunderte und Jahrhunderte früher ihre Bacons und ihre Newtons gehabt haben, ihre Lavoisiers, ihre Cuviers, ihre Watts und ihre Adam Smiths. Und nun, da schließlich die wahre Philosophie zum Dasein sich durchgerungen hat und ihren Weg macht, was bleibt ihrem Vorkämpfer anders übrig, als einen heftigen, verzweifelten Angriff auf die christliche Theologie zu richten: das Schwert aus der Scheide, und keinen Pardon gegeben? und was wird der Ausgang sein, wenn nicht der Triumph des Stärkeren — die Ueberwältigung eines alten Irrtums und einer verhaßten Tyrannei, und die Herrschaft der schönheitsvollen Wahnheit?“ So denkt er und sitzt träumend über den anregenden Gedanken und sehnt sich nach diesem nahenden, diesem unentrinnbaren Tag.

Da wollen wir ihn für den Augenblick lassen, träumend und sich sehnend in seinem ohnmächtigen Haß auf eine Macht, gegen die Julian und Friedrich, Shaftesbury und Voltaire und tausend andere große Herrscher und subtile Denker vergeblich angestürmt sind.

§ 2. Ihre Politik

1.

Es ist eine erbärmliche Zeit, wenn eines Menschen katholisches Bekenntnis keine Gewähr ist für seine Rechtgläubigkeit und wenn ein Lehrer der Religion innerhalb der Pfähle der Kirche, jedoch außerhalb ihres Glaubens sein kann. Das ist zu verschiedenen Epochen ihrer Geschichte zeitweise die Heimsuchung ihrer Kirche gewesen. Es war dies der Fall während des furchtbaren arianischen Uebergewichts, als die Herde sich fernhalten mußte von dem Hirten und die arglosen Väter der westlichen Konzilien irgend einem konsekrierten Sophisten Griechenlands oder Syriens vertrauten und folgten. Es war so in jenen Abschnitten der mittelalterlichen Geschichte, als Simonie dem Oberhaupte der Kirche Widerstand leistete und als Häresien an den

Universitäten lauerten. Es war eine längere und mühsamere Heimsuchung während der Kontroversen mit den Monophysiten in alten und mit den Jansenisten in neuen Zeiten. Ein großes Aergernis ist es und eine Perplexität für die Kleinen Christi, wenn sie wählen sollen zwischen rivalisierenden Prätendenten auf ihren Gehorsam und Treue oder am Ende eine Verurteilung ausgesprochen finden über einen, den sie in ihrer Einfalt bewundert haben. Wir auch in diesen Tagen haben unsere Aergernisse, denn Aergernis muß sein; aber sie sind nicht, was sie einstmals waren; und wenn es heute die gerechte Klage frommer Männer ist, daß niemals der Unglaube so um sich gegriffen hat, so ist es ihr Ruhm und Trost andererseits, daß niemals die Kirche weniger verwirrt wurde durch falsche Lehrer, niemals mehr geeint war.

Falsche Lehrer verbleiben heute nicht innerhalb der Pfähle der Kirche, weil sie sie leicht verlassen können und weil es Sitze des Irrtums gibt außerhalb ihrer, von denen sie angezogen werden. „Sie gingen von uns,“ sagt der Apostel, „aber sie waren nicht von uns; denn wären sie von uns gewesen, so wären sie ohne Zweifel bei uns geblieben: aber sie sollten offenbar werden, daß sie nicht von uns sind.“ Es ist ein großer Gewinn, wenn der Irrtum offenbar wird, denn dann hört er auf, die Einfachen zu täuschen. Mit solchen Gedanken begann ich durch Antizipation zu beschreiben die Formung einer Schule des Unglaubens außerhalb der Kirche, die vielleicht bislang, wie ich es damals ausdrückte, in einem Nebelflecken erst besteht. Im Mittelalter hätte sie es vermittelst Ausflüchten so einrichten gekonnt, eine Weile innerhalb der geheiligten Grenzen sich zu behaupten — jetzt natürlich ist sie außerhalb ihrer; aber trotzdem, infolge des Verkehrs der Katholiken mit der Welt und des gegenwärtigen unreifen Zustandes der falschen Lehre mag sie zunächst einen Einfluß ausüben sogar auf jene, die vor ihr zurückschrecken würden, würden sie sie als das agnoszieren, was sie wirklich ist und wie sie am Ende sich erweisen wird.

Zudem ist es für Menschen in unseren Verhältnissen natürlich und nicht ohne Nutzen, über die Arten des Irrtums nachzudenken, mit denen eine Universität unserer Tage zu streiten haben wird, wie die mittelalterlichen Universitäten ihre eigenen speziellen Antagonisten gehabt haben. Und aus beiden Gründen wage ich es, einige Bemerkungen zu machen über eine Gruppe von Meinungen und eine Aktionsrichtung, die zu dieser Stunde, mindestens in ihren Rudimenten, in den Sitzen des englischen Geistes zu bestehen scheinen, ob nun die Gefahr von selber verschwindet oder nicht.

Ich habe bereits gesagt, daß ihr Fundamentaldogma ist, daß über eine unsichtbare Welt nichts als gewiß erkannt werden könne. Dies als gesichert nehmend wie einen selbst-evidenten Punkt, unleugbar sobald nur einmal aufgestellt, schreitet sie weiter oder wird weiterschreiten zur Argumentation, daß infolgedessen der immense Aufwand an Zeit, Unruhe und Mühe, an Wohlfahrt, körperlicher wie geistiger, der mit theologischen Untersuchungen gemacht worden ist, schlechthin hinausgeworfen worden sei; ja, nicht bloß nutzlos, sondern sogar verderblich gewesen sei, insofern er indirekt die Pflege von Studien von weit größerer Verheißung und von einer evidenten Nützlichkeit vereitelt habe. Das ist der wichtigste Standpunkt der Schule, die ich im Auge habe; und das Resultat im Geiste ihrer Anhänger ist ein tiefer Haß und ein bitteres Rachegefühl gegen die Macht, die, wie sie es betrachten, es fertig gebracht hat, das Wissen der Welt und den Intellekt der Menschen für so viele hundert Jahre verkümmern zu lassen. So viel habe ich bereits gesagt; jetzt werde ich die Richtungslinien der Politik zeichnen, die diese Leute einschlagen werden, und den Gedankengang, den diese ihre Politik für sie notwendig und natürlich machen wird.

2.

Angenommen also, es sei der Hauptsatz der fraglichen Schule, daß das Studium der Religion als einer Wissen-

schaft der Philosophie und Erkenntnis die Pest gewesen sei — welches Heilmittel werden ihre Meister gegen die Uebel anwenden, die sie beklagen? Sollen sie selbst als die Antagonisten der Theologie sich bekennen, und auf Argumentationen mit Theologen sich einlassen? Dieses hieße evidenterweise die Kalamität steigern und fortsetzen. Nichts, werden sie sich sagen, nichts wünschen religiöse Menschen heißer, nichts würde so sicher die Sache der Religion fördern, wie Kontroverse. Die Taktik gerade religiöser Menschen ist es, so werden sie argumentieren, die Welt dazu zu bringen, ihre Aufmerksamkeit stetig auf das Thema der Religion geheftet zu halten, und eine Kontroverse ist das beste Mittel, dies zu tun. Ihr eigener Schlich aber, werden sie denken, ist, im Gegenteil, mit aller Mühe darüber zu schweigen. Sollten sie dann also nicht hingehen und die theologischen Schulen zuschließen und in der philosophischen Erziehung die Religion aus den wissenschaftlich behandelten Fächern ausschließen? In der Tat: dies ist und ist gewesen ein recht beliebtes Verfahren bei recht vielen unter den Feinden der Theologie; aber doch kann man nicht sagen, daß es mit irgend einem größeren Erfolg belohnt worden sei, als die Taktik der Kontroverse. Die Errichtung der Londoner Universität war nur der nächste Anlaß zur Errichtung von Kings College auf der Grundlage des dogmatischen Prinzips; und der Liberalismus der holländischen Regierung führte zur Restauration der Universität von Löwen. Es ist eine bekannte Geschichte, wie die Abwesenheit gerade der Statuen des Brutus und Cassius diese noch lebendiger ins Gedächtnis des römischen Volkes zurückbrachte. Wenn also in einem umfassenden Erziehungsplan die Religion allein ausgeschlossen wird, dann plädiert dieser Ausschluß zu ihren Gunsten. Was immer der reale Wert der Religion ist, sagen sich diese Philosophen, sie hat einen Namen in der Welt und darf nicht übel behandelt werden, damit nicht die Menschen aus einem Gefühl der Hochherzigkeit sich um sie scharen möchten. Sie werden also zu der Entscheidung

kommen, daß die exklusive Methode, wiewohl sie in dieser Generation Beifall gefunden hat, ganz ebenso ein Mißgriff ist, wie die der Kontroverse. Zu den Universitäten also Englands sich wendend, werden sie sagen, daß die wahre zu beobachtende Taktik hier sein würde, die theologischen Schulen einfach sich selber zu überlassen. Es ist ein sehr großes Unglück, daß sie aus dem Zustand der Dekadenz und Erstarrung, in dem sie vor etlichen zwanzig oder dreißig Jahren lagen, aufgeweckt worden sind. Bis zu jener Zeit waren eine mechanische Vorlesung, gehalten vor dem sukzessiven Schube für den protestantischen Pfarrdienst bestimmter junger Männer, nicht während ihres Aufenthaltes, sondern wenn sie die Universität verließen oder bereits verlassen hatten — und nicht über Dogmatik, Geschichte, Kirchenrecht oder Kasuistik, sondern über eine Liste von ausgewählten Autoren und Werken, die Leute lesen sollten, welche weder das Verlangen hatten sie zu lesen, noch das Geld, sie zu kaufen; — und weiter eine periodische Ankündigung einer Vorlesung über die 39 Artikel, die niemals gehalten wurde, weil sie niemals besucht wurde — diese beiden Demonstrationen, die eine unternommen von dem einen Theologieprofessor, die andere von einem anderen, umfaßten den theologischen Lehrunterricht eines Lehrsitzes, der einmal die Heimat eines Duns Scotus und Alexander Hales gewesen war. Welches neidische Mißgeschick setzte diesen halkyonischen Tagen ein Ende und erneute in den Jahren, die folgten, das *odium theologicum*? Lassen wir Gerechtigkeit widerfahren den autoritativen Lenkern der Universität; sie haben ihre Schwächen; aber nicht ihnen ist die Revolution zuzuschreiben. Es war der Fehler keines von all den Hütern der Erziehung und den Kuratoren des Geistes an diesem gefeierten Platz. Indessen: das Unheil ist geschehen; und nun ist es für die Interessen der Ungläubigkeit das weiseste, es sich selber zu überlassen und das Fieber gradweise sich legen zu lassen; eine Behandlung würde es nur reizen. Sich nicht einmengen in die Theologie, auch

nicht den kleinen Finger gegen sie erheben, ist das einzige Mittel, sie zu verdrängen. Je bitterer der Haß ist, den solche Männer gegen sie hegen, umso weniger müssen sie ihn zeigen.

3.

Welches Verfahren also sollen sie einschlagen? Sie denken, und mit Recht, daß in allen Wettstreiten die weiseste und bedeutendste Politik die ist, eine positive, nicht eine negative Opposition zu führen, nicht zu verhindern, sondern zu antizipieren, durch Konstruieren zu obstruieren, und durch Ueberpflanzen auszurotten. Die Theologie irgend geringschätzig zu behandeln, sei es nun in ihren protestantischen oder ihren katholischen Schulen, hieße nur einen unausschöpfbaren Strom von Polemikern hervorlocken und eine Phalanx dogmatischer Doktoren und Bekenner.

„Laßt Camarina nur allein; 's ist am besten so.“

Das richtige Vorgehen also ist, nicht gegen die Theologie zu opponieren, sondern mit ihr zu rivalisieren. Man überlasse ihre Lehrer einander; bloß achte man auf die Einführung anderer Studien, die, so lange sie den beiläufigen Charme der Neuheit haben, ein überragendes Interesse, einen Reichtum und einen praktischen Wert ihr eigen haben. Man ergreife Besitz von diesen Studien, und benutze sie und monopolisiere ihre Verwendung, unter Ausschluß der Anhänger der Religion. Man nehme es für ausgemacht und beharre für die Zukunft darauf, daß die Religion mit den Studien, auf die ich anspiele, nichts zu tun habe, noch jene Studien mit der Religion. Man eifere und protestiere, wenn die katholische Kirche sich herausnimmt, das, was man als Waffe gegen sie zu verwenden gedenkt, selber zu handhaben. Der Bereich der Experimental-Wissenschaften, nämlich: Psychologie und Politik und politische Oekonomie und die vielen Fächer der Physik, mannigfach sowohl in ihrer Materie wie in der Forschungsmethode; die großen Wissenschaften, die das Charakteristikum dieser Epoche sind und die umso staunen-

erregender werden, je gründlicher sie verstanden werden — Astronomie, Magnetismus, Chemie, Geologie, vergleichende Anatomie, Naturgeschichte, Ethnologie, Sprachen, politische Geographie, Altertümer —, diese seien euere indirekten, aber wirksamen Mittel, die Religion zu überwältigen! Die brauchen bloß gesehen zu werden, damit man sie verfolge; man wird in den Schulen der Gelehrsamkeit der langen Herrschaft der unsichtbaren wesenlosen Welt ein Ende setzen durch die bloße Exhibition der sichtbaren. Dies war bis dahin unmöglich, weil die sichtbare Welt selbst so wenig bekannt war; nun aber, dank der neuen Philosophie, ist Sehen imstande, den Kampf gegen Glauben aufzunehmen. Der mittelalterliche Philosoph hatte gegen die Offenbarung keine Waffe außer der Metaphysik; die Naturwissenschaft hat zu diesem Zwecke eine bessere Verfassung, wenn nicht eine schärfere Schneide.

Hier nun unterbreche ich den Gedankengang, den ich zeichne, um ein *caveat* anzubringen, daß man nicht denke, ich hegte irgendwelche verborgene Mißachtung gegenüber den Wissenschaften, die ich aufgezählt habe, oder Besorgnis vor ihren legitimen Tendenzen; während doch gerade mein Ziel ist, gegen eine Monopolisierung ihrer durch andere zu protestieren. Und es ist gewiß kein schwerer Vorwurf gegen sie, zu sagen, daß sie, wie andere göttliche Gaben, zu schlechten Zwecken gebraucht werden können, mit denen sie keine natürliche Verknüpfung haben, und für die sie niemals intendiert waren; und daß, wie in Griechenland das Element der Schönheit, von dem das Universum durchflutet wird, und die Gabe der Dichtkunst, die sein wahrster Interpret ist, in den Dienst der Sinnlichkeit gestellt wurden; wie im Mittelalter abstrakte Spekulation, ein anderes großes Instrument der Weisheit, oft in sophistischen Uebungen verzettelt wurde — so heute auch das Feld der Tatsachen und die ihm eigenen Forschungsmethoden und Experimente für den Augenblick in der Einbildungskraft des Lernenden das Licht des Glaubens verdunkeln und zu dem zufälligen Werkzeug, *hic et nunc*,

des Unglaubens degradiert werden können. Ich bin so wenig feindselig gegen die Naturwissenschaften, wie ich es gegen die Dichtkunst oder die Metaphysik bin; aber ich wünsche für Studien jeder Art eine legitime Anwendung: ich mißgönne sie auch nicht den Antikatholiken, wofern diese nur nicht beanspruchen, sie zu monopolisieren, und gegen uns protestieren, wenn wir uns zu ihnen bekennen, oder sie gegen die Offenbarung richten.

Ich möchte mir freilich denken können, daß diese Studien nicht von einer gewissen Philosophenschule in der Absicht gepflegt würden, direkt gegen die Autorität der Offenbarung zu zielen. Es gibt Leute, die hoffen, es gibt Leute, die sicher sind, daß durch die unaufhörliche Erforschung von Tatsachen, physischen, politischen und moralischen, das eine oder andere oder viele Dinge früher oder später aufkommen werden, und dazu noch unbiegsame Fakta, die den Erklärungen der Offenbarung schlechtweg widersprechen. Sie haben eine Vision von irgend einem physikalischen oder historischen Beweis, daß die Menschheit nicht von einem gemeinsamen Ursprung herkomme oder daß die Hoffnungen der Welt niemals einer Arche aus Holz, die auf dem Wasser schwamm, anvertraut wurden, oder daß die Verkündigung auf dem Berg Sinai das Werk von Menschen oder der Natur waren, oder daß die hebräischen Patriarchen oder die Richter Israels mythische Personen seien, oder daß St. Petrus nichts mit Rom zu tun hatte, oder daß die Lehre von der heiligen Trinität oder der realen Gegenwart dem ursprünglichen Glauben fremd war. Eine Erwartung erfüllt sie, daß die letzten im Mesmerismus verkörperten Wahrheiten sicherlich alle Wunder des Evangeliums erklären werden; oder daß die Methode Niebuhrs auf die Evangelien und die Väter angewendet ein einfaches Mittel ist, das ganze katholische System als albern erscheinen zu lassen. Sie stellen sich vor, daß das ewige, unveränderliche Wort Gottes verzagt und zunichte werde vor dem durchdringenden Intellekt der Menschen. Und wo dieses Gefühl existiert, da wird es ein noch kräftigeres Motiv sein,

die Theologie sich selbst zu überlassen. Jene Partei, für die der Erfolg nur eine Frage der Zeit ist, kann es sich leisten, in Geduld zu warten; und wenn eine unentrinnbare Mine gelegt ist, um die Festung in die Luft zu sprengen — was braucht es uns dann dringlich zu sein, daß die Katastrophe heute stattfinde eher als morgen?

4.

Aber auch ohne viel Wesens zu machen von ihren eigenen Erwartungen in diesem Punkt, die teilweise erfüllt werden mögen oder nicht, haben diese Männer sichere Gründe, um zu wissen, daß die Wissenschaften, wie sie sie treiben möchten, der religiösen Gesinnung zum mindesten abträglich sein werden. Ein jedes Studium welcher Art immer, ausschließlich getrieben, läßt im Geist das Interesse, ja die Wahrnehmung für jedes andere ersterben. So sagt Cicero, daß Plato und Demosthenes, Aristoteles und Isokrates, jeder respektive auf dem Gebiete des anderen, sich hätten auszeichnen können, aber daß ein jeder von seinem eigenen absorbiert war; seine Worte sind emphatisch: „*quorum uterque, suo studio delectatus, contempsit alterum*“. Muster dieser Eigentümlichkeit begegnen einem jeden Tag. Man kann einige Menschen nur mit Mühe dazu überreden, von etwas anderem zu reden als ihrer eigenen Beschäftigung; sie beziehen die ganze Welt auf ihr eigenes Zentrum und messen alle Dinge nach ihrem eigenen Maßstab, wie der Fischer im Drama, dessen Lobrede auf seinen verstorbenen Herrn war, daß „er Fische so gern hatte“. Die Heiligen illustrieren dies nach der andern Seite; St. Bernhard hatte kein Auge für Architektur; St. Basil hatte keine Nase für Blumen; St. Aloysius hatte keinen Gaumen für Essen und Trinken; St. Paula oder St. Johanna Franziska konnten über ihre eigenen Kinder hinwegsehen oder hinwegschreiten; — nicht daß natürliche Fähigkeiten diesen großen Dienern Gottes gefehlt hätten, sondern eine höhere Gabe überstrahlte und verdunkelte jedes niederere menschliche Attribut, wie im Himmel menschliche

Züge verbleiben mögen, ihre Schönheit jedoch erschlagen werden mag von dem überstrahlenden Lichte der Glorie. Und gleicherweise ist es klar, daß es die Tendenz der Wissenschaft ist, Menschen zu Indifferentisten oder Skeptikern zu machen, rein schon dadurch, daß sie ausschließlich gepflegt wird. Die Partei also, von der ich rede und die dies wohl versteht, würde Disputationen in den Theologenschulen an jedem Tag im Jahr dulden, unter dem Vorbehalt nur, daß sie es fertig bringt, die Schüler der Wissenschaft von ihnen fern zu halten.

Auch ist dies nicht alles; sie vertrauen auf den Einfluß der modernen Wissenschaften, auf das, was man die Einbildungskraft nennen mag. Wenn irgend etwas, das vor uns kommt, dem, was wir für gewöhnlich erfahren, recht unähnlich ist, erachten wir es eben deshalb für unwahr; nicht weil es wirklich unsere Vernunft als unwahrscheinlich anstößt, sondern weil es als fremdartig unsere Einbildungskraft stutzig macht. Nun bietet uns die Offenbarung einen vollkommen verschiedenen Aspekt dar von dem, den uns die Wissenschaften darbieten. Die beiden Informationen sind gleich den verschiedenen Gegenständen, die von den Linien derselben Zeichnung dargestellt werden und die, entsprechend wie wir ihre konkave oder konvexe Seite lesen, uns jetzt eine Gruppe von Bäumen mit Zweigen und Blättern vorweisen, und nun menschliche Gesichter, die zwischen den Blättern versteckt sind oder irgendwelche majestätische Gestalten, die aus den Zweigen heraustreten. So steht Glaube dem Sehen entgegen: es ist ähnlich wie der Kontrast, den die plane und die physische Astronomie bieten; die plane in Uebereinstimmung mit unseren Sinnen spricht vom Aufgehen und Untergehen der Sonne, während die physische, in Uebereinstimmung mit unserem Verstand, im Gegenteil aussagt, daß die Sonne stationär verharrt und daß die Erde es ist, die sich bewegt. Das meint man, wenn man sagt, daß die Wahrheit in einem Brunnen liege; die Erscheinungen sind nicht das Maß der Tatsachen; *prima facie* Vorstellungen, die wir

von außen empfangen, reichen nicht bis zu dem realen Stand der Dinge oder setzen sie uns schlechthin so vor, wie sie sind.

Während also Vernunft und Offenbarung in Wirklichkeit zusammenstehen, stehen sie oft im Anschein nicht zusammen; und diese anscheinende Diskordanz wirkt höchst scharf und alarmierend auf die Einbildungskraft und mag plötzlich einen Mann der Versuchung aussetzen und ihn sogar stürzen in die Begehung von ganz bestimmten Akten des Unglaubens, bei denen die Vernunft selber in Wirklichkeit überhaupt nicht in Tätigkeit tritt. Ich meine es so: man lasse eine Person den Studien des Tages sich widmen; man lasse ihn von Astronomen gelehrt werden, daß unsere Sonne nur eine von Millionen von zentralen Lichtkörpern ist, und unsere Erde nur eine von zehn Millionen im Raum sich bewogender Kugeln; man lasse ihn vom Geologen lernen, daß auf dieser unserer Kugel gewaltige Revolutionen in unzählbaren Zeiten vor sich gegangen sind; man lasse ihm von dem vergleichenden Anatomen erzählen von dem peinlich genau arrangierten System organischen Natur; von dem Chemiker und Physiker von den unwiderruflichen, jedoch komplizierten Gesetzen, denen die organische und anorganische Natur unterworfen ist; von dem Ethnologen von den Ursprüngen und Verzweigungen und Varietäten und Geschicken der Völker; von dem Altertumsforscher von alten ausgegrabenen Städten und Stammländern, die entdeckt wurden, mit den spezifischen Formen menschlicher Gesellschaft, die einst existiert haben; von dem Linguisten von der allmählichen Formung und Entwicklung der Sprachen; von dem Psychologen, dem Physiologen und dem Nationalökonom von der subtilen komplizierten Struktur der atmenden, betriebsamen, rastlosen Welt der Menschen; ich sage, man lasse ihn aufnehmen und bewältigen die gewaltige Weite der ihm so gewährten Naturanschauung, ihrer unendlichen Komplexheit, ihrer schauererregenden Fülle und ihrer mannigfachen, jedoch harmonischen Farben; und dann, wenn er durch Jahre diese Vision in sich getrunken und von ihr

sich genährt hat, lasse man ihn umkehren und die inspirierten Dokumente genau durchforschen oder auf den autoritativen Lehrunterricht der Offenbarung horchen, das Buch der Genesis, oder die Warnungen und Prophezeiungen der Evangelien, oder das Symbolum Quicumque, oder das Leben des St. Antonius oder St. Hilarius, und er kann sicherlich einen höchst peinvollen Umschwung der Gefühle erleben — nicht daß seine Vernunft in Wirklichkeit aus seinen hochgeliebten Studien irgend etwas deduziert, das im Gegensatz zu dem Glauben wäre, sondern seine Einbildungskraft ist verwirrt und es schwindelt ihr bei der Empfindung der unsagbaren Distanz jenes Glaubens von der Weltanschauung, die ihm vertraut ist, bei seiner Fremdartigkeit, und dann wiederum seiner rohen Simplizität, wie es ihm vorkommt, und seiner anscheinenden Armseligkeit im Kontrast zu dem überquellenden Leben und der Realität seiner eigenen Welt. All dies versteht die Schule, von der ich rede, sehr wohl; sie begreift, daß, wenn sie die Bekenner der Religion aus den Hörsälen der Wissenschaft nur ausschließen kann, sie ihnen in deren eigenen getrost freies Spiel gestatten kann; denn sie wird imstande sein, Ungläubige zu züchten, ohne ein Wort zu reden, rein durch den furchtbaren Einfluß jenes Vermögens, vor dem uns sowohl Bacon wie Butler so feierlich warnen.

Ich will sagen, daß sie den Theologen im vollen und freien Besitz seiner eigenen Schulen läßt, denn sie meint, daß er keine Chance haben werde, den entgegengesetzten Lehrunterricht aufzuhalten oder mit der faszinierenden Kraft der modernen Wissenschaften zu rivalisieren. Wenig wissend — und noch weniger sich darum kümmernd — von der Tiefe und Weite jener himmlischen Weisheit, die durchzuschreiten der Apostel frohlockt, oder der Mannigfaltigkeit jener Wissenschaften, der dogmatischen oder ethischen, mystischen oder hagiologischen, historischen oder exegetischen, die die Offenbarung erschaffen hat, wissen diese Philosophen sehr wohl, daß in Wirklichkeit für Wesen, so beschaffen wie

wir, Wissenschaften, die diese Welt und diesen Stand des Daseins betreffen, weit mehr wert sind, fesselnder und anziehender sind, als jene, die auf ein System von Dingen sich beziehen, die sie nicht sehen und mit ihren natürlichen Kräften nicht meistern können. Wissenschaften, die es mit greifbaren Tatsachen zu tun haben, mit praktischen Resultaten, immer neu aufkommenden Entdeckungen und fortwährenden Neuheiten, die die Neugierde nähren, die Aufmerksamkeit erhalten, die Erwartungen anspornen, erfordern, nach ihrer Meinung, nur ehrliches Spiel und keine Begünstigung, um jene alte Wahrheit zu überflügeln, die niemals wechselt und in dem Rennen um Popularität und Macht nur mit großer Vorsicht vorwärts schreitet. Und darum sehen sie aus nach dem Tag, wann sie die Religion niedergeschlagen haben werden, nicht durch Schließung von deren Schulen, sondern durch ihre Leerung; nicht durch Diskussionen über deren Lehrsätze, sondern durch den höheren Wert und die Ueberzeugungskraft ihrer eigenen.

5.

Das ist die Taktik, die eine neue Schule von Philosophen gegen die christliche Theologie aufnehmen. Sie haben dieses Charakteristikum, verglichen mit früheren Schulen der Ungläubigkeit, nämlich: die Verbindung eines intensiven Hasses mit einer weitgehenden Toleranz gegenüber der Theologie. Sie sind erklärterweise höflich gegen sie, und laufen mit ihr um die Wette. Sie bauen nicht auf irgend eine logische Widerlegung ihrer, sondern auf drei Erwägungen; zuerst darauf, daß es die Wirkung von Studien jedweder Art ist, den Geist für andere Studien zu indisponieren; demnächst auf die spezielle Wirkung moderner Wissenschaften auf die Einbildungskraft, als der offenbarten Wahrheit abträglich; und schließlich auf das absorbierende Interesse, das mit diesen Wissenschaften infolge ihrer wunderbaren Resultate verknüpft ist.

(Uebersetzt von Theodor Haecker)

ZWEI HIRTENGEDICHTE DES VERGIL

(*Eclage VI u. X*)

SILENUS

Meine Muse zuerst hatte Lust an munteren Strophen
Und errötete nie, in Wäldern und Auen zu hausen.
Als von Fürsten, von Schlachten ich sang, da zupfte Apollo
Mahnend am Ohr mich: „Hirten, o Tityrus, ziemt es, die fetten
Schafe zu weiden und in gedämpfterem Tone zu singen.“
Heute auch will ich (es bleiben genug ja übrig, begierig
Dich, o Varus, zu preisen und traurige Kriege zu schildern)
Ländliche Strophen ersinnen auf dieser einfachen Flöte.
Ohne Geheiß nicht sing ich. Wenn dennoch einer auch dieses
Liest von Liebe erfaßt: Von dir, o Varus, sie reden,
All meine Sträucher und Haine. Kein Blatt ist so lieb dem Apollo
Wie eins, auf dem des Varus Namen als Widmung geschrieben

Fahrt fort, Musen! Mnasyllus und Chromis, zwei Jünglinge, sahen
In einer Grotte liegen Silenus vom Schlaf überwältigt,
Schwellend, wie immer, die Adern vom Wein, den er gestern
getrunken.

Wie wenn eben vom Haupte geglitten, lag abseits sein Kranz noch,
Hing der gewichtige Humpen am abgegriffenen Henkel.
Drauf gingen beide (denn oft schon betrog der Greis ihr Erwarten,
Lieder zu 'hren) und flochten aus eigenem Kranz ihm die Fessel.
Ihnen gesellte sich Aegle und brachte den Aengstlichen Hilfe:
Aegle, aller Najaden die schönste, wie er erwacht schon,
Färbt ihm die Stirn und die Schläfen mit blutrotem Saft der
Maulbeern.

Der aber lacht zu dem Streich und schreit: „Was knüpft ihr mir
Fesselein?

Lasset, Kinder, mich los, es genügt, daß ihr mich ertappt habt.
Hört jetzt die Lieder, die ihr begehrt, und nehmt sie zum Lohne —
Die da bekommt etwas anderes!“ Und zugleich auch begann er.
Siehe, es tanzten im Rhythmus, im Takte die Faune und Bestien,
Schütteln im Takt ihre Wipfel die steil aufstarrenden Eichen.

Solche Freude hat nicht an Apollo der felsge Parnassos,
So bezaubert sind nicht von Orpheus die Thrakischen Berge,

Denn er sang, wie im unermeßlichen Nichts die Atome
Alle, der Erde, der Luft und des Wassers verdichtet sich fügten,
Auch des ätherischen Feuers, und wie aus dem Urstoff entstanden
Alles, ja selbst der Kreis des edleren Himmels sich wölbte;
Wie die Erde fest ward, das Meer sich schied von der Feste,
Und wie langsam geformt und gestaltet die Dinge sich zeigten,
Alle die Länder staunend die junge Sonne begrüßen,
Und aus entrückten Wolken hochher strömet der Regen.
Wie jetzt erstmals Wälder erstehen, und einzelne Tiere
Irren durch das Gebirge, das solches noch niemals erschaut hat.
Dann von den Steinen, die Pyrrha geworfen, Saturnischem Aeon,
Von des Prometheus Diebstahl und Leiden am Fels durch den
Adler.

Singt von der Quelle, an der die Schiffer den Hylas verloren,
Rufend, daß rings die Gestade all hallten: „Hylas, o Hylas!“
Und von Pasiphae — glücklich, hätt' es nie Rinder gegeben —
Wie ihre Glut sie kühlt in der Liebe zum schneeigen Stiere.
Ah, unseliges Weib, welch ein Wahnsinn hat dich ergriffen!
Prötus' Töchter erfüllten die Felder mit täuschendem Brüllen:
Dennoch ist keine so schimpflicher Leidenschaft jemals erlegen,
Ob sie doch gleich im Wahne das Joch schon gespürt auf dem
Nacken,

Oft an der glatten Stirne getastet, ob Hörner nicht wüchsen.
Ah, unseliges Weib, nun irrst du umher im Gebirge.
Jener auf Hyazinthen gebettet die schneeige Flanke
Kaut dort unter der dunklen Eiche die hellgrünen Kräuter
Oder verfolgt aus der großen Herd' eine. „Sperret, o Nymphen,
Nymphen von Kreta, sperrt ab zu Auen und Wäldern die Pässe,
Ob nicht von ungefähr doch die Spuren des schweifenden Stieres
Irgendwo finde mein Auge — es möchte ja sein doch, daß schließlich
Von einem Kraute verlockt oder selber folgend der Herde
Heim ihn brächten die Kühe zu unseren kretischen Ställen“

Hierauf singt er vom Mädchen, das goldene Aepfel verlockte,
Kleidet um Helios' Töchter Moos und bittere Rinde,
Läßt sie als schlank aufsteigende Erlen entwachsen dem Boden.
Darauf singt er von Gallus, wandelnd am Flusse Permessus,

Wie ihn der Göttinnen eine geführt zum Aonischen Hügel,
 Wie sich erhoben vor ihm, dem Mann, alle Musen Apollos,
 Wie zu ihm Linus, der Hirt des unsterblichen Liedes, die Haare
 Schön bekränzt mit Blüten und bitterem Eppich, gesprochen:
 „Nimm diese Flöte, es schenken die Musen sie dir, Heslod einst
 Spielte als Greis sie: mit ihr und seinen Gesängen vermocht' er
 Starrende Eschen vom Berge zu locken, daß sie ihm folgten.
 Du sollst singen auf ihr den Ursprung Aeolischen Waldes,
 Daß da kein Hain sei, dessen Apollo höher sich rühme.“

Was sang er noch?! Daß von Scylla, des Nisus Tochter, erzählt
 wird:

Ihre strahlenden Hüften umgürtet mit kläffenden Monstren,
 Hätt' des Odysseus Schiff sie bedrängt, und im gurgelnden Strudel
 Hätten die bebenden Fischer zerfleischt ihre scheußlichen Hunde.
 Auch von des Tereus verwandelter Form erzählte er vieles,
 Von dem Mahl der Philomele und ihren Geschenken,
 Wie sie im Fluge die Wüste erreicht, und mit ruhlosen Schwingen
 Doch noch zuvor, unselig, das Dach ihres Helmes umflattert!
 Alles, was einst Apollo sang und Eurotas glücklichelig
 Hörte, was er dem Lorbeer gebot, für immer zu lernen —
 Alles sang jener (die Berge trugen das Echo zum Himmel)
 Bis die Schafe zum Stalle zu treiben und vorher zu zählen
 Nahender Abend uns zwang — sein Stern war keinem willkommen.

GALLUS

Gönne ein Werk mir noch, o Nymphe der Quelle, dies letzte!
 Wenige Verse — doch Lycoris sollte sie lesen —
 Singe ich Gallus, dem Freund: wer weigerte Verse dem Gallus?
 Möge das Meer mit dir seine bittere Welle nicht mischen,
 Während du klar hinfließest unter dem Busen Siziliens:
 Fang an, ruheraubende Liebe des Gallus zu singen —
 Noch beknappern das zarte Gestrüpp plattnasige Ziegen.
 Auch nicht singen wir Tauben, widerhallen die Wälder.

Welcher Hain denn, welche Schlucht, jungfräuliche Mädchen,
 Hielten euch, da Gallus verging in unseliger Liebe?
 Denn es hinderten euch doch nicht die Höhen des Pindus,
 Auch nicht die des Parnassus, noch die böotische Quelle.
 Ihn beklagte der Lorbeer, beklagten alle Gebüsche,

Mänaus, fichtenbewachsen, um ihn, der in einsamer Schlucht lag,
 Führte die Klage, es klagten die Felsen des eis'gen Lycaeus.
 Ringsum stehen auch Schafe (und sie kümmern sich unser;
 Du auch, göttlicher Dichter, mißachte nicht ihre Herde:
 Auch Adonis weidete Schafe nahe dem Flusse),
 Und der Schäfer kam, und langsam, träge der Schweinhirt.
 Naß noch vom triefenden Winterfutter kam auch Menalcas.
 Alle fragen: „Woher diese Liebe?“ Es kam auch Apollo:
 „Gallus, was rasest du?“ sprach er. „Lycoris, deine Geliebte,
 Folgt einem andern durch Eis und Schnee und unwirtliche Lager.“
 Dann Silvanus, das Haupt geschmückt mit dem ländlichen Kranze:
 Blühendes Steckenkraut und riesige schwankende Lilien.
 Pan, Arkadiens Gott kam; diesen sahen wir selber,
 Rot sein Antlitz von Mennig und blutenden Beeren des Attich.

„Findest nimmer ein Maß; was kümmert sich darum die Liebe!
 Nie wird Liebe der Tränen satt, nie Auen der Bäche,
 Blühenden Klees nie die Biene, noch würziger Blätter die Ziege!“
 Er aber antwortet traurig: „Singet, Arkader, singt dennoch
 Dieses auf euren Hügeln, denn ihr allein nur, Arkader,
 Wisset zu singen. Wie sanft, ach, sollen dann meine Gebeine
 Ruhen, wenn einst von meiner Liebe erzählt eure Flöte!
 Ach, daß ich einer von euch, und mitgehütet doch hätte
 Euere Herde, und mitgekeltet die schwellenden Trauben!
 Mir gehörte gewiß dann Phyllis oder Amyntas,
 Oder irgend jemand (was tät's, daß Amyntas so braun ist?
 Dunkel sind auch die Veilchen, und Heidelbeeren sind dunkel).
 Läge mit mir zwischen Weiden, und unter den biegsamen Reben:
 Phyllis bände Girlanden, Amyntas sänge mir Lieder.
 Hier sind kühlende Quellen, hier üppige Wiesen, Lycoris,
 Hier ein Hain: hier könnte ich altern mit dir und sterben.
 Nun aber hält mich heillos Liebe in drückender Rüstung
 Mitten unter Geschossen und hart anstürmenden Feinden:
 Du so ferne der Heimat (dürft' ich's doch nimmermehr glauben!)
 Grausame! Alpen und Schnee und den eisigen Winter am Rheine
 Siehst du allein ohne mich. Daß dir der Winter nicht schade!
 Ach, daß das scharfe Eis nicht die zarten Sohlen dir schneide!
 Fort nun! und was ich gedichtet in chalcidischem Versmaß,
 Will ich begleiten hier auf der einfachen Flöte des Hirten.
 Jetzt ist's entschieden: in Wäldern zwischen den Höhlen des Wildes

Lieber entsag ich und schneid meiner Liebe Leiden in zarte
 Bäume: sie werden wachsen, und mit ihnen wächst meine Liebe.
 Ich will Arkadien durchwandern mitten im Reigen der Nymphen,
 Jagen die hitzigen Eber und nie soll mich hindern die Kälte,
 Alle Parthenischen Schluchten mit Hunden rings zu umstellen.
 Ueber Abhänge durch brausende Wälder seh' ich mich streifen,
 Mir behagts, von Parthischem Bogen die Kretischen Pfeile
 Sicher zu schnellen. — Wie denn? Soll das mir heilen den Wahnsinn?
 Oder soll darum der Gott sich erbarmen des Jammers der Menschen?
 Schon gefallen die Bäume mir nimmer, sogar meine Lieder
 Selber gefallen mir nimmer; ihr Wälder auch lasset mich wieder!
 Jene Liebe vermöchte nimmer zu wandeln unsere Mühsal:
 Ob wir mitten im Frost der Maritza Wasser auch tranken,
 Uns aussetzten dem stürmenden Schnee der Thrakischen Winter,
 Ob wir, wann schrumpfend der Bast eindorrt an ragender Ulme,
 Schafe hüteten glühend in Afrikanischer Sonne.
 Alles besieget die Liebe: wir auch weichen der Liebe.“

Mag es, o Musen, genug sein, was euer Dichter gesungen,
 Während er hier sitzt, aus dürrem Eibisch ein Körbchen sich
 flechtend,
 Musen: mögt`ihr dieses Lied doch teuer machen dem Gallus,
 Gallus, zu dem meine Liebe so wächst mit jeglicher Stunde,
 Wie im Lenz empor sich reckt die grünende Erle.
 Stehen wir auf! Wachholder wirft verderblichen Schatten,
 Sängern schadet oft Schatten; die Frucht auch verderben die
 Schatten.
 Gehet gesättigt — der Abend naht — geht heim meine Ziegen!

SÖREN KIERKEGAARD
AUFZEICHNUNGEN AUS DEN JAHREN
1849—1855*)

Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen oder sie retten, er kann nur ausdrücken, daß sie untergeht.

Das Martyrium des Gelächters ist es eigentlich, was ich erlitten habe, ja etwas mehr und Tieferes darf ich über mich selbst nicht sagen: ich bin der Märtyrer des Gelächters: denn nicht jeder, der, wenn auch für eine Idee, ausgelacht wurde und litt, ist deshalb ganz genau ein Märtyrer des Gelächters. So z. B., wenn ein schlecht und recht ernsthafter Mann für eine gute Sache es erduldet, so hat er nicht das tiefere Verhältnis zu dem Martyrium, das er erduldet. Aber ich bin des Gelächters Märtyrer, und mein Leben ist darauf angelegt gewesen, es zu werden, ich verstehe mich so ganz darin, ja es ist, als verstände ich erst jetzt mich selbst — wogegen es mir z. B. schwer fällt, mich darin zu verstehen, totgeschlagen zu werden oder noch schwerer, in der Welt Glück zu machen. Nein, im Martyrium des Gelächters erkenne ich mich selber wieder. Just um das werden zu können, bin ich der Witzigste von allen, im eminenten Grad im Besitz der vis comica, hätte selber das Gelächter repräsentieren können nach einem Maßstab wie kein anderer, lockte auch die Menschen aufs Glatteis, so daß just ich die Forderung der Zeit wurde — diese Ueberlegenheit, diese Selbstbestimmung ist das Kriterium des idealeren Martyriums. Und ganz richtig, ich muß selber dem Lachen kommandieren können, auf mich zu zielen (wie Ney den Soldaten kommandierte, die ihn erschossen). Und der, welcher die Ordre

*) Aus dem soeben im Brenner-Verlag erschienenen zweiten Band der Tagebücher Kierkegaards, in zwei Bänden ausgewählt und übersetzt von Theodor Haacker.

ausführen muß, er wäre mit Freuden mein Leutnant gewesen, und es ist ihm auch sicherlich nie anders eingefallen, als daß mir der Platz Nr. 1 zukommt.

(Daß ich mich freiwillig dem Gelächter aussetzte) . . . Etwas, das in einer Hinsicht meine Seele tief mit Wehmut füllte; denn was man die einfache Klasse nennt, der gemeine Mann, hat in Kopenhagen kaum einen gehabt oder hat einen, der ihn christlich uneigennütziger geliebt hat als ich. Dagegen haben wir hier wie überall genug, die in der Eigenschaft von Journalisten seine Sparpfennige verdienen wollen — um ihm falsche Begriffe beizubringen, die ihn bloß unglücklich und das Verhältnis zwischen Klasse und Klasse nur noch verbitterter machen können; genug, die in der Eigenschaft von Agitatoren und ähnlichem seinen Numerus benützen wollen, um ihm dazu zu verhelfen, niedergeschossen zu werden, indem man von höherer Stelle aus eine verkehrte Ansicht gewinnt und sagt: es ist die einfache Klasse, die demoralisiert ist, sie muß niedergeschossen werden. Nein, nein, nein, das Unglück steckt in der Bourgeoisie, und soll die Rede davon sein, jemand niederschließen, dann die Journalisten für die Art, wie sie die einfache Klasse benützen und von ihr profitieren gewollt haben. Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und die Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in furchtbarem Grade zu haben: aber dennoch, dennoch, ich wollte in Gottes Namen die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, so ich mich nur zuerst mit der ängstlichsten Gewissensorgfalt darüber vergewissert hätte, daß vor den Gewehrläufen nicht ein einziger anderer Mensch wäre, ja auch sonst kein anderes lebendes Wesen, — als Journalisten. Das ist vom Stande gesagt.

Der beste Beweis für die tiefe Demoralisation der Zeit ist, daß, was einstmals die Bußpredigt eines Richters war (also ethisch in ethischem Charakter), nunmehr die Aufgabe eines raffinierten Klugen geworden ist, der witzig und inter-

essant die Zeit unterhält mit den Sünden der Zeit. Und wir lachen alle; und der Verfasser ist nicht um ein Haar besser, als was er als das Schlechte darstellt. Furchtbar!

Wer hat mehr Talent, die Niederträchtigkeit der Zeit zu schildern, die Macht der Lüge, der Eigenliebe und der Erbärmlichkeit über die Welt, als Scribe! Und diese Lustspiele (ekelhaft, daß es Lustspiele sind!) werden von der Zeit bewundert und goutiert — und Scribe ist selber ganz ebenso erbärmlich wie die Welt, die er schildert.

Welcher Abgrund von Verlorenheit! Allem zugrunde liegt Verzweiflung! Auch nur das Geringste tun wollen, um der Demoralisation Einhalt zu tun, zum mindesten doch sich selber retten wollen — das würde für lächerliche Narrheit gelten. Nein, laß laufen, heißt es, laß in den Abgrund stürzen — und während wir in ihm versinken, belustigen wir uns an witzigen Lustspielen, die die Verlorenheit entschleiern. Quitt, heißt es, quitt sind wir alle, keiner soll den anderen etwas hören lassen — lasset uns lachen! Je toller, desto besser; seien wir nicht bloß erbärmliche Schlingel, sondern raffinieren wir das durch witzige Klugheit und Virtuosität in der dramatischen Darstellung.

Auf die Weise wird nun Gericht gehalten in der Welt! Wenn auch die Zeit so schlecht wäre wie sie ist, dieses letzte macht sie um hundert Prozent schlechter.

Zuletzt will man wohl, daß auch das Gericht jenseits witzig sein soll!

Wenn man, abgesehen vom Gottesverhältnis, mich fragen wollte, wie ich auferzogen wurde zu dem Schriftsteller, der ich wurde, so antworte ich: von einem Greis, dem ich am meisten danke, und von einem jungen Mädchen, dem ich am meisten schulde — von dem, was ja wohl auch wie eine Möglichkeit in meinem Wesen gelegen haben muß: einer Einheit von Alter und Jugend, von Strenge des Winters und Milde des Sommers, der erste erzog mich durch seine edle Weisheit, die andere durch ihren lieblichen Unverstand.

Wenn man den Schrecken der Ewigkeit wegnimmt (entweder ewige Wahrheit oder ewige Verlorenheit), so wird eine Nachfolge Christi im Grund zur Phantasterei. Denn nur dieser Ernst der Ewigkeit kann einen Menschen dazu verpflichten, aber auch dazu bewegen, so entscheidend zu wagen und zu verantworten, daß er es tut.

Aber da wir nun alle ungefähr in der Vorstellung leben, in der Indolenz, daß wir schon alle selig werden, ein Schurke und der Gerechte, der, der aus äußersten Kräften gerecht war, und der, der etwas mogelte, alle, alle werden wir schon gerecht: ja so haben die Menschen im Grunde recht, es phantastisch und lächerlich zu finden, daß einer alles opfern will, um Jesus nachzufolgen.

Das nämlich, worin der Ernst liegt, ist das Ethische, und nimmt man das Ethische weg und macht z. B. Christus zum Ideal und will einer auf diese Weise ihm gleichen: das heißt ihn eitel nehmen. Es soll Himmel und Hölle gelten — und aus dem Grund ihm nachfolgen wollen, um gerettet zu werden: das ist Ernst.

Aber welche Leiden stehen da bevor; es ist ganz gewiß, es wird zum zweiten Mal fast ebenso furchtbar werden wie seinerzeit, als das Christentum eingeführt wurde, denn darum dreht es sich. Es wurde einmal eingeführt in der Welt und siegte über die rohen Leidenschaften, nun hat in der Christenheit selber die Klugheit und was dazu gehört es abgeschafft, so daß es wieder eingeführt werden muß in der Christenheit, aber der Kampf geht gegen die Klugheit.

Sollte ich ein Preßgesetz schreiben, ich weiß schon, was ich tun würde. Im Verhältnis zur Tagespresse lege ich unbedingt einen großen Teil der Verantwortung auf die Abonnenten. Ein Abonnent ist sehr wesentlich mitschuldig. — Wenn man bei einem Diebstahl fragt: wer hat es getan?, so sucht das Gericht den Schuldigen, und er wird bestraft. In diesem Verhältnis ist es ganz und gar in der Ordnung, daß einer, nur einer bestraft wird, da das ganze Verbrechen

ja nur von ihm begangen worden ist. Aber im Verhältnis zu den Presseverbrechen, wo liegt hier die Gefahr für die Gemeinschaft?: vornehmlich in der *Ausbreitung*. Und doch hat man auf diesem Gebiete irrsinnig für gut befunden, nur das Geringstmögliche zu bestrafen, sogar einen Sitzredakteur, der nicht der Verfasser ist.

Nein, ist die Gefahr des Verbrechens die Ausbreitung, so ist auch ein Abonnent mitschuldig.

Vor allem dürfte anonyme oder falsche Subskription nicht geduldet werden. Die Namen der Abonnenten eines jeden Blattes müßten auf das genaueste öffentlich gedruckt werden und der Redakteur unter großen Geldstrafen verpflichtet werden, für die Richtigkeit einzustehen.

Demnächst müßten die Abonnenten zugleich mit dem Verfasser Geldstrafen erhalten. Das Verbrechen besteht nicht so sehr darin, daß Peer Madsen eine Lüge sagt und sie drucken läßt, sondern das Verbrechen besteht darin oder steht im Verhältnis zur Ausbreitung, also im Verhältnis zur Zahl der Abonnenten. Ergo: je mehr Abonnenten, desto größer die Geldstrafe. Doch will ich das hier nicht weiter ausführen; aber sicher ist, hier liegt ein richtiger Gedanke: daß das Preßverbrechen verschieden ist von allen anderen Verbrechen dadurch, daß die Ausbreitung eigentlich das Verbrechen ist, und daß dieses die ganze Gesetzgebung in bezug auf die Presse umbilden muß.

Man wird heutzutage Schriftsteller nicht durch seine Primitivität, sondern durch — Lesen.

Man wird Mensch dadurch, daß man andere nachäfft. Daß man Mensch ist, weiß man nicht durch sich selber, sondern in Kraft eines Schlusses: man ist wie die anderen — ergo ist man Mensch. Gott weiß, ob einer von uns es ist!

Und in unserer Zeit, da man an allem gezweifelt hat und zweifelt, kommt keiner auf diesen Zweifel: Gott weiß, ob einer von uns Mensch ist.

Man muß doch auf weit einfältigere Art gelebt haben damals, als man glaubte, daß Gott einem in Träumen seinen Willen zeige. Selbst in diätetischer Hinsicht muß man weit einfältiger gelebt haben. Ein idyllisches Hirtenleben und zum Teil nur Pflanzennahrung — so wird es möglich. Man denke sich das Leben in den großen Städten und die Lebensweise: was Wunder, daß man die Träume dem Teufel oder den Dämonen zuschreibt. — Im übrigen hängt die geringe Vorstellung unserer Zeit von den Träumen auch mit dem Spiritualismus zusammen, der beständig auf Bewußtsein drängt, während jene einfältigere Zeit fromm glaubte, daß das unbewußte Leben im Menschen sowohl das Ueberwiegende sei wie auch das Tiefste.

Eine Schwierigkeit, die mir oft eingefallen ist in bezug auf das Einfältige. Ich denke mir einen jungen Menschen, z. B. einen Studierenden; er wird kränklich, kann nichts ausrichten, sein Geist leidet. Wenn ich ihn nun trösten sollte — o wie gerne wollte ich es! —, so sage ich: bedenke, dein Leben ist trotzdem in Gottes Augen unbedingt ebenso wichtig und bedeutungsvoll wie dessen, der eine Welt in Erstaunen setzt und sie durch sein Denken umschafft. Aber siehe, um in Wahrheit in diesem Erhebenden auszuruhen: braucht es dazu nicht wieder ein starkes Hirn, bedeutende Geisteskräfte? so sind wir ja wieder gleich weit.

Doch diesen Gedanken fahren lassen, daß jeder Mensch, unbedingt jeder Mensch, wie einfältig er auch ist oder wie leidend, doch das Höchste fassen kann, nämlich das Religiöse, das kann ich nicht. Ist das nicht so, so ist das Christentum eigentlich Nonsens. Das ist furchtbar für mich, den Leichtsinn zu sehen, mit dem Philosophen u. a. Differenzkategorien anbringen wie Genie, wie Talent in bezug auf das Religiöse. Sie ahnen nicht, daß so das Religiöse abgeschafft ist. Nur einen Trost habe ich gehabt, den seligen; daß ich etwas weiß, das trösten kann, selig jeden Menschen

trösten kann, unbedingt jeden Menschen. Nimm diesen Trost weg, so mag ich nicht leben, so habe ich den Spleen.

Denke das Höchste, denke Christus — denke, daß Er zur Welt gekommen sei, um einige gute Köpfe zu retten, denn andere könnten ihn nicht verstehen. Abscheulich, ekelhaft! Ihm ekelte nicht vor irgendeinem menschlichen Leiden, nicht vor irgendeiner Beschränktheit — aber die Gesellschaft von guten Köpfen: ja, da würde Ihm geekelt haben.

Es war in meiner Seele eine Sympathie für das Schlecht-und-recht-Mensch-sein im besonderen leidend, unglücklich, beschränkt u. ä. Ich habe Gott danken gelernt für diese Sympathie wie für eine Gnadengabe. Gott weiß, ich bin ein Opfer geworden just um dieser meiner Sympathie willen; denn ohne sie hätte ich mich niemals so mit dem gemeinen Mann eingelassen, nie mich so der Pöbelhaftigkeit ausgesetzt, was ich aus Sympathie tat für die vielen, vielen, die auf die niederträchtigste Weise unschuldig leiden. — Doch ist dies mein stetes Gebet, daß Gott mich bewahren möge in dieser Sympathie und sie mehr und mehr steigern.

Das ist denn auch ein törichter Einwand gegen mich und mein Leben: daß ich außerhalb des Lebens stehe, und daß just dies nicht Religiosität sei, die wahre Religiosität greife wirksam ein in das Leben.

O ihr Toren oder ihr Heuchler; wie stehe ich denn außerhalb des Lebens? Buchstäblich so, daß nicht ein einziger hierzuhaus so markiert auf vorderster Szene steht. Nein, außerhalb des Lebens leben, das heißt just, mitrennen im großen Haufen, in der „Masse“ sein, wodurch Unbemerktheit gewonnen wird und doch Einfluß und Macht.

Wie stehe ich außerhalb? So, daß ich eine Produktion vorweise, wie man ihresgleichen so leicht nicht sehen soll. So, daß, als der „Pöbel“ raste und triumphierte, ich der Einzige war, der zu handeln wagte. So stehe ich außerhalb des Lebens, daß ich gekannt bin von jedem Kind, eine stehende Figur in euren Schauspielen, mein Name ein Sprichwort, mein

Leben ein tägliches Opfer, um doch, wenn möglich, religiös den Knoten fest zu machen und die Religiosität wieder anzubringen.

Aber woher dann diese Rede, daß ich außerhalb des Lebens stehe? Ja, ich werde es euch sagen: sie kommt daher, daß ich mit all meinem Arbeiten keine irdischen Lohn gewinne, daß ich applaudiert werde auf Versammlungen, in die ich nicht gehe, sondern verhöhnt werde auf den Straßen, wo ich wirke; sie kommt daher, daß ich mein Leben nicht für einen Ministerposten kommensurabel mache, sie kommt daher, daß man an mir merkt, daß ich ein Narr bin, ein Narr — der Gott fürchtet!

Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurer Liebe, die sich nicht außer das Leben stellt — nein, das würde schon noch eure Selbstliebe euch verbieten! Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurem Praktischsein, das wirksam in das Leben eingreift — ja, oder eilig zugreift — nach den Vorteilen! Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurem Ernst, der sich phantastisch aus dem Leben sich zieht, in Wahrheit, eure Feigheit würde euch rasch wieder in die Herde jagen, in die Tierherde, fort von der Stelle, wo der Ernst wohnt, der Einzelne zu sein. Oh, ihr Scheinheiligen, mit eurer Vaterlandsliebe, die euch verbietet, ohne Teilnahme zu sein für Wohl und Weh des Landes; ja, ich danke, ihr habt Dänemark gerettet, es davor gerettet, ein Land zu sein anstatt eine Kleinstadt, das gelobte Land der Kleinlichkeit und Mittelmäßigkeit, es davor gerettet, künftig der Geschichte anzugehören, denn meint ihr wohl, daß eure Viergroschen-Unternehmen, eure albernsten Repliken auf Versammlungen, daß euer Name in die Geschichte übergehen werde — so müßte ja zuerst alles, alles im Dasein von Grund aus um und um gekehrt werden, so daß die Geschichte die partes übernähme, die früher immer dem „Vergessen“ angewiesen waren. Doch vielleicht strebet ihr auch danach, daß auch so alles umgekehrt werde: „Geschichte“ „Vergessen“ werde und das Ausgezeichnete vergessen werde; „Vergessen“ „Geschichte“ werde, und „das Vergessen“ historisch all das

mit sich schleife, euch alle und eure Reden und eure 17 Amendements zum 16., betreffend nichts.

Die Eisenbahnmanie ist durchaus ein Versuch à la Babel. Es hängt auch zusammen mit dem Ende einer Kulturperiode, es ist die Schlußgeschwindigkeit. Unglücklicherweise begann so nahezu gleichzeitig das Neue, 1848. Die Eisenbahnen verhalten sich als Potensation zu der Idee der Zentralisation. Und das Neue hat Bezug auf die Zersplitterung in *disjecta membra*.

Die Zentralisation wird vermutlich auch pekuniär Europas Untergang werden.

Der Unterschied zwischen dem Populären und dem Spekulativen ist, wieviel Zeit gebraucht wird. Fragt man einen Mann: weißt du das und das, oder weißt du es nicht — und er sofort ja oder nein antwortet, so ist es eine populäre Antwort, er ist Seminarist. Dauert es zehn Jahre, ehe die Antwort kommt, kommt sie dann in Gestalt eines Systems und so, daß es nicht ganz klar wird, ob er weiß oder nicht weiß: so ist es eine spekulative Antwort, er ist Professor der Philosophie, zum mindesten müßte er einer sein.

Juli 1850.] Die Diskussion über das Preßgesetz in Frankreich interessiert mich; endlich ist man doch so weit gebracht worden, daß man gerade heraus redet.

Das ist unvergleichlich, das Geheul der Journale zu hören, daß ohne Anonymität die Tagespresse eine Unmöglichkeit sei. Wahrlich ein herrliches Zugeständnis, was für Lumpe sie sind; und andererseits, wenn alles um Anonymität sich dreht, so ist es desto wichtiger, daß diese wenn möglich unmöglich gemacht wird.

Aber noch verteidigt die Presse sich damit: es ist unpraktisch, es läßt sich nicht durchführen — und die Journalisten jubeln. Man denke sich; die Diebe hätten eine Weise des Stehlens entdeckt, die es zur Unmöglichkeit machte, den

Täter zu entdecken: welche Freude unter den Dieben! Und welche Freude unter den Journalisten, daß dies vermeintlich eine Unmöglichkeit ist. Ob es Wahrheit ist, daß die Anonymität eines der größten moralischen Uebel ist: darum kümmert der Journalist sich gar nicht; er sagt bloß: Gott sei Dank, es ist unmöglich, die Anonymität auszurotten. Oh, von allen Verderbern des Menschengeschlechtes abscheulichste, ihr Journalisten! Oh, von allen Tyrannen ekelhafteste, ihr Journalisten, ihr, die ihr tyrannisiert durch feige Menschenfurcht.

Indessen dürften die Journalisten doch irren, es wird sich schon noch machen lassen.

13. Nov. 50.] Nein, anstatt wie jener Jüngling den Schleier von der Gottheit reißen zu wollen, will ich den Schleier reißen von all dem menschlichen Gewäsch und der menschlichen Einbildung und Selbstgefälligkeit, die sich und anderen einbilden wollen, daß der Mensch so gerne die Wahrheit erkennen wolle. Nein, jedem Menschen ist mehr oder weniger bange vor der Wahrheit; und dieses ist das Menschliche, denn die Wahrheit verhält sich zu „Geist“ — Werden — und das ist sehr schwer für Fleisch und Blut und sinnliche Wissenslust. Zwischen dem Menschen und der Wahrheit liegt das Absterben — siehe, darum ist uns allen mehr oder weniger bange.

Oeffentlichkeit

Vollkommene Oeffentlichkeit macht das „Regieren“ absolut zu einer Unmöglichkeit. Denn alle „Regierung“ ruht in dem Gedanken, daß da einige Einzelne sind, die die Einsichtsvolleren sind und die just dadurch um so viel weiter sehen, daß sie steuern können; aber vollkommene Oeffentlichkeit ruht in dem Gedanken, daß alle „regieren“ sollen.

Daß dieses so ist, hat auch niemand besser verstanden als die Tagespresse; denn keine Macht hat in dem Grad

auf Geheimhaltung, betreffend ihre ganze innere Organisation gehalten, wer ihre Mitarbeiter wären, welche ihre eigentlichen Absichten usw., wie just die Tagespresse, die dann in einem fort geschrien hat, daß die „Regierung“ öffentlich sein sollte. Ganz richtig; die Meinung der Presse war nämlich, daß sie die „Regierung“ weg haben wollte — und so wollte sie selber regieren, weshalb sie auch die Geheimhaltung sich sicherte, die notwendig ist, um zu — regieren.

.....Die erste Formation von Herrschern in der Welt waren die „Tyannen“, die letzte werden „die Märtyrer“ werden, dies ist in der Entwicklung der Welt die Bewegung zunehmender Weltlichkeit; denn die Weltlichkeit ist am größten, muß am furchtbarsten die Oberhand gewonnen haben, wenn nur Märtyrer Herrscher sein können. Wenn nämlich einer der Tyrann ist, ist die Masse nicht ganz weltlich bestimmt; aber wenn „die Masse“ der Tyrann sein will, so ist die Weltlichkeit ganz allgemein geworden, und so kann nur der Märtyrer der Herrscher sein. Zwischen einem Tyrannen und einem Märtyrer ist freilich ein ungeheurer Unterschied, doch haben sie eines gemeinsam: das Zwingende. Der Tyrann, selbst herrschsüchtig, zwingt durch Macht; der Märtyrer, selbst Gott unbedingt gehorsam, zwingt durch eigene Leiden. So stirbt der Tyrann, und seine Herrschaft ist vorbei; so stirbt der Märtyrer, und seine Herrschaft beginnt. Der Tyrann war egoistisch der Einzelne, der unmenschlich die anderen zur Masse machte und über die Masse herrschte; der Märtyrer ist der leidende Einzelne, der aus Menschenliebe im Christentum auferzieht, die Masse umsetzend in Einzelne — und da ist Freude im Himmel über jeden einzigen Einzelnen, den er so aus der Masse rettet. Und auch hierüber allein könnten ganze Werke geschrieben werden, sogar bloß von mir, einer Art Dichter und Denker, geschweige da von ihm, wann er kommt: der Denker-Dichter oder der Dichter-Denker, der ja außerdem aus der Nähe gesehen haben wird, was ich entfernt ahne, das

ausgeführt gesehen haben wird, was ich mir nur dunkel vorstelle, daß es einmal in einer fernen Zukunft ausgeführt werden wird.

Ein Apostel in unserer Zeit

Dächte ich mir einen solchen in unserer Zeit, er würde sich ganz des Predigens enthalten, um, wenn möglich, die Aufmerksamkeit auf das Existieren hingelenkt zu bekommen....

Man kastriert einen Menschen, um ihn zu einem Sänger zu machen, der so hohe Töne nehmen kann, wie kein natürlicher Mensch es kann: so sind auch diese Redner, christlich verstanden, Kastraten, der eigentlichen Manneskraft beraubt, die das Existentielle ist, aber den Ton können sie so hoch nehmen, so hinreißend usw., wie kein wahrer Christ es kann.

Geist

ist: welche Macht eines Menschen Erkenntnis über sein Leben hat. Der, welcher vielleicht mit einer unrichtigen Vorstellung von Gott, doch dem nachkommt, was diese unrichtige Vorstellung an Selbstverleugnung von ihm verlangt, hat mehr Geist als der, der vielleicht sogar gelehrt und spekulativ die richtige Gotteserkenntnis hat, die aber überhaupt keine Macht über sein Leben ausübt.

Poetice

In einem der älteren Journale findet sich poetice eine Replik in der Richtung, daß ich, wiewohl nicht an Blutdurst leidend, sicherlich Journalisten niederschießen lassen könnte.

Fortsetzung poetice:

Ja, raset nur, erhebet nur einen Aufstand gegen mich, daß ich wenn möglich totgeschlagen werden möge. Was kümmere ich mich darum. Aber unendlich beschäftigt mich dieses, daß ich durch Journalisten falle. Ja, wiewohl ich annehme,

was das Christentum lehrt, daß wir auferstehen sollen mit verklärten Leibern — ja ich glaube, ich will Gott bitten, ob ich doch nicht auf meinem verklärten Leib eine kleine Schramme behalten dürfte zum Gedächtnis daran, daß es Journalisten waren, durch die ich fiel.

Das ist modern und Charakterlosigkeit: der Erfinder der Rumfordsuppe — wird zum Lohn in den Adelstand erhoben, vermutlich zugleich auch reich.

An so etwas hätte man sich im Altertum und im Mittelalter gestoßen. Aber unsere Zeit und die neuere Zeit findet diesen Mangel an Reduplikation ganz und gar in Ordnung. Eugen Sue bespricht die Sache der Armen — und verdient eine halbe Million damit. Ja natürlich, sagt man, sonst wäre er ja auch verrückt, es zu tun. So hätte man im Altertum oder Mittelalter sich nicht benommen. Da war viel mehr Sinn für die existentielle Durchsichtigkeit und Respekt vor ihr.

.... Diese mangelnde Reduplikation macht, daß das Ganze eine illusorische Bewegung wird, da wird wesentlich nichts getan gegen die Armut, sondern da wird ein neuer Weg, reich zu werden, entdeckt.

Diese ethische Reduplikation macht, daß es im ersten Augenblick so aussieht, als ginge das Individuum der ungeheuren eingreifenden Wirkung verlustig — aber er arbeitet auf dem Grunde, und von oben her ist eine Vorsehung, die ein Auge hat auf einen jeden solchen Redlichen. Des anderen ganze Wirksamkeit sieht so aus, als wäre sie etwas — aber sie ist ein Luftgebilde wie jene in der Wüste.

Und so ist das ganze Moderne eitel verwirrende Lufterscheinung, weil die ethischen Reduplikationen fehlen. Anstatt Geschichte und Charaktere hat man nun einen Dunst von allerhand Unpersönlichem und Charakterlosem. Die Geschichte ist im Grunde vorbei, und an die Ewigkeit glaubt man nicht — und die Menschheit ist wie eine Schule, in der das Diarium weggekommen ist. Man tröstet sich damit, daß heutzutage alles der Vergessenheit anheimfallen muß.

Politik

20. April 1851.] Die Staatsklugheit in den modernen Staaten ist nicht: wie man sich benehmen soll, um Minister zu sein, sondern wie man sich benehmen soll, um Minister zu werden; mehr versteht man nicht, so daß man eigentlich seine Weisheit in einer Art Einleitungswissenschaft verbraucht, um Minister zu werden. Auf diese Weise müssen die Staaten sich auflösen; denn es wird da eigentlich nicht regiert und gesteuert... Naiv könnte einer sagen: ich habe mich ja nicht gebildet, um Minister zu sein, sondern um Minister zu werden; und in dieser Hinsicht habe ich ja gezeigt, daß ich ferm war.

Unabhängigkeit

Woher kommt es doch, daß man in unserer Zeit nur einen Vermöglichen als den unabhängigen Mann sich denkt? Ob nicht daher, daß es rein vergessen oder zu einer Fabel geworden ist, daß von Wurzeln, von Wasser und Brot leben zu können, eine sicherere Unabhängigkeit ist.

Sokrates' Lebensweise

...Wenn Sokrates wie ein Asket auf dem Lande hätte leben müssen, so ist es eine Frage, ob er es ausgehalten hätte.

Just weil er an dem unendlich Negativen stehen geblieben ist — muß er im Gewühl sein, braucht er Menschen, neue und neue Menschen, wie der Fischer Fische, um die Operation mit ihnen zu machen.

Dieses füllt sein Leben aus, ganz richtig, aber man könnte auch fragen, ob er nicht selbst es gebraucht habe, um sein Leben auszufüllen.

„Der Weg ist schmal“

Ist dieses ein historischer Bericht (daß der Weg, als das Christentum in die Welt kam, schmal war — in dem Fall müßten wir auch die Lesart ändern), oder ist es eine ewige Wahrheit...?

„Gott hat die Geringgeschätzten ausgewählt.“ Ist dieses historice — oder ist es, christlich, ein ewiger Satz, daß in jedem Augenblick und bis ans Ende der Welt dieses gilt: Gott hat die Geringgeschätzten ausgewählt?

Luther berief sich ganz richtig darauf: die wahre Kirche ist ein kleiner verachteter Haufe — der Papst und all dies ist nicht die wahre Kirche. Nun hat Luther längst gesiegt — und so vergißt man die Reduplikation, daß es nun wiederum gelten wird: die wahre Kirche ist ein kleiner verachteter Haufe...

Eine ältere Zeit — unsere Zeit

Psychologisch

Auffallend ist es mir gewesen, woher es wohl kommen mag, daß, während in einer älteren Zeit Schriftsteller, Dichter usw. das Bedeutende in einem späteren Alter prästierten: es für unsere Zeit charakteristisch ist, mit der Kulmination zu beginnen, item ein Mißtrauen gegen das Leben, so daß nahezu ein jeder darauf bedacht ist, in jungem Alter aufzuhören, in einigen Jahren Professor zu sein, in einigen Jahren Dichter, Schauspieler usw., kurz, als reichten die Aufgaben nicht aus für das ganze Leben.

Ich meine, daß es sich daraus erklären läßt, daß alle Aufgaben anstatt Charakteraufgaben Virtuositätsaufgaben geworden sind. Darum kann es nicht zureichen. Das Höchste sagen zu können, das Höchste verstehen zu können, es darstellen usw., das läßt sich bis zum 30. Jahr erreichen. Es zu tun: das verändert alles und würde eine Aufgabe geben genug für das längste Leben.

Sieh, das ist's, was man nicht will. Man will glänzen durch Virtuosität — und vom Charakter sich drücken. Darum schwenkt man ab.

Daher auch das Dozierende, diese Niederträchtigkeit: da, wo einer sein Leben läßt, alles leidet — da kommt so ein Bube und nimmt die Lehre, die objektive Lehre (das Sub-

jektive, zu leiden, das ist das Gleichgültige, das Niedrige) und macht Glück.

Das Schwierige an unserer Zeit

4. Juni 1852.] Daß auf der anderen Seite von „Verstand“ Begeisterung liegt, das ist das Ziel des Kampfes.

Aber ach, für den, der diese Begeisterung erwecken soll, ist kein Gedanke an etwas Korrespondierendes in der Mitzeit. Ueberall nur diese halberfahrenen und dann blasierten Individualitäten, die in ganz jungem Alter vielleicht einen Anflug von Begeisterung gehabt haben, aber in einem nahezu gleich jungen Alter verständig geworden sind. Diese sind nun so weit entfernt, sich hinreißen zu lassen, daß sie im Gegenteil augenblicklich den Widerstand des Neides bilden und — anstatt teilzunehmen — meinen, sich „beobachtend“ verhalten zu müssen, in der Hoffnung, daß es doch noch damit enden solle, daß auch er entweder klug werde, oder daß es ihm dabei verkehrt gehe.

Hast du ein Schiff gesehen auf Grund im Schlamm, es ist nahezu unmöglich, es wieder flott zu bringen, weil es unmöglich ist, zu pfählen, kein Pfahl kann so festen Grund fassen, daß man auf ihn sich verlassen kann. So ist das ganze Geschlecht im Verstandesschlamm; und keine Trauer darüber, nein, Selbstzufriedenheit und Eingebildetheit, die immer dem Verstand und der Sünde des Verstandes folgen. O des Herzens, der Leidenschaft Sünden, wie seid ihr der Rettung weit näher als die Sünde des Verstandes!

Die Kultur

5. Mai 1854.] Daß die Kultur die Menschen unbedeutend macht, sie perfektioniert als Exemplare, aber die Individualität abschafft, ist nicht schwer zu sehen. Hier bloß ein Exempel, das mir aufgefallen ist.

Im ersten Buch Mosis wird als Auszeichnung der Menschen angeführt: den Tieren Namen zu geben. Ist es nun nicht charakteristisch, der gemeine Mann, der Mann aus

dem Volk, hat noch diese Kraft. Wenn der einfache Mann einige Jahre in einem Zug einen Vogel gesehen hat, den man sonst nicht sieht, stracks hat er einen Namen, einen charakteristischen Namen. Nimm die Professoren, welches Unvermögen in bezug auf Namen geben! Welche Satire, wenn man die naturwissenschaftlichen Bücher liest (Tiere, Pflanzen usw.) und dort die Namen sieht, die vom Volk herrühren, und dagegen diese erbärmlichen albernen Namen, wenn einmal dazwischen der Professor mit einem Namen herhalten soll. Im allgemeinen wissen sie nichts anderes als das Tier oder die Pflanze nach ihren eigenen Namen zu nennen.

Genie — Talent

Das Talent rangiert im Verhältnis, wie es Sensation weckt; das Genie im Verhältnis, wie es Widerstand weckt (religiöser Charakter im Verhältnis, wie er Aergernis weckt). Das Talent paßt auf der Stelle und direkt hinein; das Genie paßt nicht in das Gegebene. Das Talent wärmt das Gegebene auf (wie man in der Kochkunst sagt) und gibt ihm ein Aussehen; das Genie bringt das Neue.

Aber wie unsere Zeit in allen Hinsichten lumpige Surrogate erfunden hat, so auch dieses: die Talente für Genies gelten zu lassen, so daß sie frei von den Leiden des Genies das direkte Verhältnis des Talents zur Mitzeit genießen — und zugleich honoriert werden als Genies.

Dieses hängt wiederum zusammen mit der Selbstvergottung des Menschengeschlechtes und der ungeheuren Macht der Gegenwart; denn man will sich nicht mehr finden in die Formel: Einer, der das Neue bringt. Darum will man eigentlich das Genie abschaffen, das Genus vergotten und das Talent avancieren lassen.

Oh, wie in einer verwirrten schlaffen Zeit ein Befehlshaber verzweifelt sagen kann: es hilft nichts, ehe wir nicht im Ernst wieder die Todesstrafe bekommen — oh, so müßte ein religiöser Befehlshaber in unsrer Zeit sagen: es wird nichts, ehe

wir nicht im Ernst wieder die Höllenstrafen bekommen. Ach, aber ich bebe, wenn ich daran denke, in welchen Qualen der Mensch gemartert und gehärtet worden sein muß — der sie wieder anbringen soll. Der Krieg verschlägt nichts mehr bei den Menschen, Landplagen auch nicht; gegen alles solches sind sie geistlos gewaffnet durch ihre Geistlosigkeit.

Das Weib

....in einem müßigen Augenblick fiel es mir heute beim Gehen ein: wenn man um der Kuriosität willen einen Augenblick sich dächte, daß der Mann Kinder gebären könnte — ich bin überzeugt, es würden recht schwere Geburten werden, und warum? Unter anderem auch, weil er nicht schreien wollte; er würde zu sich selber sagen: Du bist ein Mann, es ziemt sich nicht zu schreien, du mußt sehen, den Schrei zurückzuhalten. Das Weib dagegen schreit auf der Stelle — und dieser Schrei unterstützt, wie bekannt, die Geburt.

In jedem Weib ist durch diese instinktive Klugheit etwas Geniales, genial kürzt sie ungeheuer ab, verglichen mit dem Mann, der von tausend Reflexionen beschwert ist und unter anderen auch von einer zuweilen doch nur dummfeierlichen Vorstellung von eigener Würde, davon: Mann zu sein.

Das Christentum als regulierendes Gewicht

....Es kann nun nicht mehr die Rede sein von einer Revolution einmal dazwischen, sondern alles ruht auf einer Revolution, die in jedem Augenblick zum Ausbruch kommen kann.

Und dieses hängt damit zusammen, daß man das Christentum als das regulierende Gewicht abgeschafft hat.

Es muß ein Gewicht her — so braucht ja auch die Uhr oder das Werk in der Uhr ein großes Gewicht, um richtig zu gehen, und das Schiff braucht Ballast. Dieses Gewicht, dieses regulierende Gewicht, würde das Christentum abgeben, indem es für jeden einzelnen zur Bedeutung des

Lebens machen würde: daß es für ihn in diesem Leben entschieden werde, ob er ewig selig werde... Und dieses Gewicht war darauf berechnet, die Zeitlichkeit zu regulieren, sowohl die guten Tage wie die bösen Tage usw.

Und weil das Gewicht ausging — darum kann die Uhr nicht gehen, darum kentert das Schiff — und darum ist das Menschenleben ein Wirbel.

Philosophen auf dem Thron

wollte Plato haben. Unsere Zeit lehrt uns, daß ein dramatischer Dichter auf dem Thron eine bedenkliche Sache ist.

Ich meine Louis Napoleon. Er versteht als Dichter, daß es bei der Revue in Boulogne ein ausgezeichneter Effekt sein würde, daß just im selben Augenblick ein Kourier angesprengt kommt mit der Nachricht von der Einnahme Sebastopols. Nun wohl, das wird also arrangiert!

Die Folge ist natürlich, daß am nächsten Tag ganz Frankreich einen Katzenjammer hat wie nach einem Rausch.

Aber hervorragend ist Napoleon für die Prostituierung des Geschlechts. Dieses Geschlecht von Windbeuteln verdient einen Windbeutel en gros als Kaiser. Und wie hervorragend auch, daß alle großen Entdeckungen der Menschheit (Eisenbahnen, Telegraphen usw.), alle haben die Richtung — das Windbeutelartige zu entwickeln und zu unterstützen. Auf die Weise kommen doch vielleicht wieder die Menschen davon zurück.

Das Zeichen, woran erkannt wird, ob ein gegebener Zustand reif ist zum Untergang

....Wenn das Verhältnis in einer Zeit so ist, daß nahezu jeder privat weiß, daß das Ganze verkehrt ist, unwahr ist, während keiner offiziell es sagen will; wenn die Taktik, die von den Regierungen gebraucht wird, ist: Laßt uns die Sache bloß hinhalten, tun als wäre nichts, zu jedem Angriff schweigen, denn wir wissen nur allzugut selber, daß

das Ganze faul ist, daß wir falsch spielen: ja dann ist ein solcher Zustand eo ipso kondemniert, er soll fallen. Wie man davon redet, daß der Tod einen gezeichnet hat, so ist dieser Zustand das Symptom, das unbedingt Angriff gebietet. Hier kann nicht die Réde sein von einem Wahreren gegenüber etwas, das doch ehrlich sich selber für wahr hält. Nein, hier geht der Kampf gegen die Lüge.

Aber das ist im Grunde der Zustand in der Christenheit, besonders im Protestantismus, besonders in Dänemark.

Das Spezifische der Demoralisation der Christenheit

....So entspricht immer proportionsweise die folgende Demoralisation dem, was der Einsatz ist. Z. B. Askese ist, um das Fleisch und die Lust in Zucht zu halten; wenn nun mit Hilfe der Askese demoralisiert wird, oder die Folgedemoralisation nach der Askese gibt nicht: Wollust, nein gibt: perverse Lust.

Aber Lüge ist das Spezifische der Demoralisation der Christenheit (denn das Christentum war die Wahrheit); und wie ein Polizeibeamter vom Lande schaudert, wenn er in die große Stadt kommt und sieht, nach welchem Maßstab dort Verbrechen begangen werden: so würde ein heidnischer Ethiker schaudern vor der Großartigkeit der Lüge, die die Christenheit ist, ja ein heidnischer Ethiker würde keine Werkzeuge haben, mit denen er die Tiefe dieser Lügen abmessen könnte: die die Christenheit ist.

Und die Lüge ist in dem Grad habituell, die Lüge, der Zustand, daß Tausende und Abertausende bona fide gedankenlos in die Lüge verloren sind.

Alles ist Lüge und ist es in dem Grad, daß die einzige Weise, wie man ihr entgegen zu wirken sucht, die ist, mit einander zu wissen, daß es Lüge ist — in dem Grad ist die Lüge offiziell.

Und nun, was bestimmt war, ein Segen zu sein, aber was die Menschen selber zu einem Fluch über sich verwandelt

haben: das Christentum, es macht sie recht eigentlich zu Lügern. Diese fürchterliche Lüge, daß jeder einen Christen sich nennt, bildet einem und seinem Nächsten ein, daß sie beide es seien.

Ein wie Verdientes darum über das Menschengeschlecht dieses Ekelhafte, fast Tägliche: die Lüge des Telegraphen. Freue dich, o Menschengeschlecht, daß du den Telegraphen erfandest, sei stolz auf deine Entdeckung, die der Zeit entspricht, berechnet, zu lügen nach dem größtmöglichen Maßstab. Wie bei den Römern dem Verleumder der Buchstabe C eingebrannt wurde, so ist der elektrische Telegraph ein Stempel auf das Menschengeschlecht: Du Lügner.

Ja, Lüge ist das Spezifische der Demoralisation der Christenheit; ganz wie es in dem Zustand der Verderbtheit war, den das Christentum vorfand, als die rohen Lüste und Leidenschaften nicht für Sünde angesehen wurden, sondern im Gegenteil für etwas Herrliches: so ist es jetzt in der Christenheit mit der Lüge, keinem fällt ein, daß Lüge etwas Böses ist, im Gegenteil, man nimmt an, daß es ebenso unmöglich ist, in dieser Welt ohne Lüge zu leben, wie es unmöglich ist, ohne Luft zu leben — und darin ist ja insoweit Wahrheit, als gerade das Element dieser christlichen Welt Lüge ist. Man sieht die Lüge für ein Unentbehrliches an und man bewundert die Lüge im großen, ganz wie der rohe Heide Gewalt und Raub im großen bewunderte und zügellose Lüste im Kolossalstil.

Die Unredlichkeit der Christenheit

Und wie erkläre ich denn die Unredlichkeit dieser Millionen, woraus erkläre ich sie? Als Heuchelei, und in diesem Sinn aus dem Bösen? Nein, nein. Ich erkläre sie aus Mangel an menschlichem Freimut und aus Mittelmäßigkeit.

Nimm ein Bild: ein mächtiger Fürst zu den Zeiten, wo es noch etwas bedeutete, König oder Kaiser zu sein — du sollst

sehen, die Menschen finden es am klügsten, sich so zu benehmen: das Klügste ist, eitel Gutes von ihm zu reden — aber dann zugleich sich nicht mit ihm einzulassen. Das ist die Lebensklugheit der Mittelmäßigkeit.

Und dies ist das Muster, wonach die ganze offizielle Christentumsverkündigung fabriziert ist: gut reden von Gott, trompetend und posaunend und süßlich — je mehr umso besser: aber klug, nicht mit ihm sich einzulassen.

Es gibt nichts, wovor der Mittelmäßigkeit so bange ist, wie das wirklich Erhabene, das Unendliche — aber sie ist nicht so dumm, das direkt zu sagen.. Direkt sagen: ich bin bange vor dem Erhabenen, darüber würde die Mittelmäßigkeit sagen: das ist nicht klug, denn das heißt doch mit ihm sich einlassen. Nein, eitel, eitel, eitel Lobpreisung — und dann klug sich nicht einlassen mit ihm.

Meine Aufgabe: Platz zu schaffen

Ich bin nicht ein Apostel, der von Gott etwas bringt, und mit Autorität. Nein, ich diene Gott, aber ohne Autorität. Meine Aufgabe ist: Platz zu schaffen, daß Gott kommen kann.

Daraus sieht man leicht, warum ich ganz buchstäblich ein einzelner Mensch sein muß, item in großer Schwachheit und Zartheit gehalten werden. Meine Aufgabe ist nicht, befehlend Platz zu schaffen, sondern leidend Platz zu schaffen.

Denn, wenn das, was Platz schaffen soll, an der Spitze von ein paar Bataillonen käme — ja menschlich gesprochen scheint dieses ja prächtig, um Platz zu schaffen, das sicherste. Aber dann könnte ja das, was Platz schaffen soll, selber den Platz nehmen, es könnte so viel Platz nehmen, daß Gott nicht recht dazu kommen könnte...

DIE LETZTEN TAGE SÖREN KIERKEGAARDS

Am 2. Oktober 1855 ließ sich Kierkegaard ins Frederikshospital bringen, wo er am 11. November, dreiundvierzigjährig, starb. Die folgenden Gespräche aus diesen Tagen mit seinem Freund Emil Boesen, der ihn fast täglich besuchte, wurden von diesem dem ersten hochverdienten Herausgeber der nachgelassenen Schriften K.'s H. Gottsched mitgeteilt:

Wie geht es? — „Mäßig; es ist der Tod, bete für mich, damit er rasch komme und gut. Ich bin verstimmt. Ich habe meinen Pfahl im Fleisch, wie Paulus einen hatte; so konnte ich nicht in die allgemeinen Verhältnisse eingehen, daraus schloß ich, daß meine Aufgabe extraordinär sei; ich suchte sie nun auszuführen, so gut ich konnte; ich war ein Spiel für die Vorsehung, die mich auswarf, und ich sollte gebraucht werden; so gingen einige Jahre hin, so ein Ruck und wieder ein Ruck! dann streckt die Vorsehung die Hand aus und nimmt mich in die Arche hinein; das ist immer Dasein und Schicksal der extraordinären Sendboten. Das war es auch, was im Wege stand mit Regine; ich hatte geglaubt, es könnte geändert werden, aber es konnte nicht, so löste ich das Verhältnis. Wie wunderlich, der Mann wurde Gouverneur, es ist mir nicht recht . . ., es wäre besser gewesen, es wäre in Stille abgegangen. Es war recht, daß sie Schlegel nahm, es war das erste Verstehen, dann kam ich und störte. Sie litt ein gut Teil mit mir“ (und er redete recht liebevoll und wehmütig von ihr), „ich war bange, sie müßte Gouvernante werden; das wurde sie nicht und ist doch jetzt Gouvernante in Westindien.“ — Bist du zornig gewesen und bitter? — „Nein, aber betrübt und bekümmert und indigniert in hohem Grade, z. B. über meinen Bruder Peter; ich empfang ihn nicht, als er letzthin bei mir war nach seiner Rede in Roskilde.

Er meint, er sei der ältere, so müsse er voran gehen, sei in die Schule gegangen, als ich noch auf den H. bekam. Ich schrieb etwas gegen ihn sehr scharf, es liegt daheim im Pult.“ — Hast du Bestimmung getroffen über deine Papiere? — „Nein, das mag kommen wie es mag, aber es kommt auf die Schickung an, wie es sich fügen kann. Und dazu kommt, daß ich finanziell ruiniert bin und nun nichts habe, nur fürs Begräbnis; ich begann mit wenig, etlichen Zwanzigtausend, und sah, daß sie so und so lange reichen könnten, 10—20 Jahre; nun hat es 17 Jahre gehalten, das waren große Dinge. Ich konnte ein Amt suchen, als alter Kandidat hätte ich ja eines bekommen müssen, aber ich konnte es nicht annehmen (es war mein Pfahl im Fleisch im Wege), so war es entschieden, ich verstand das ganz plötzlich. Es gilt, Gott so nahe zu kommen wie möglich; so sind da die, die dazu andere brauchen, viele, das ganze Gewäsch von der Masse; so ist da einer, der nur einen braucht, er steht am höchsten unter denen, die jemand brauchen; wer am meisten braucht, steht am niedersten. Nur einen braucht es, um das zu sagen.“ — Fräulein Fibiger*) hatte ihm Blumen geschickt, sie hatte er in die Schublade eingeschlossen. Es schien, daß er sich danach gesehnt hatte, mit mir über seinen wunderbaren Pfahl im Fleisch zu reden. „Die Aerzte verstehen nicht meine Krankheit; sie ist psychisch, nun wollen sie sie auf die übliche Aerztemanier nehmen.“

„Es geht mäßig; bete für mich, daß es bald vorbei sein möge.“ Er sah auf die Blumen, die ihm Fräulein Fibiger schickte, aber wollte sie nicht im Wasser haben: „Es ist das Schicksal der Blumen, daß sie blühen sollen und duften und sterben.“ Könnte er den Glauben bekommen, daß er leben sollte, würde es auch geschehen; er könnte heimkehren; bekäme er ein Glas Wasser und Stiefel an, so würde er vielleicht wieder fortgehen, nicht im Hospital bleiben; doch es sei in der Ordnung, unter der Bestimmung des Allgemeinen

*) Oberwärterin im Hospital.

zu sterben, wenn das Leben eine Ausnahme gewesen sei. Er kam dann auf den Gedanken, ob es dann nicht wie ein Selbstmord werden könnte, hier außen zu bleiben; aber als ich sagte, daß das doch schließlich nicht von ihm abhinge, war er ganz einig damit.

Donnerstag. Er war sehr schwach, der Kopf hing ihm auf die Brust und die Hände zitterten. Er fiel in Schlummer; der Husten weckte ihn auf; er schlummerte zuweilen am Tage, besonders wenn er gegessen hatte. „Nun habe ich gegessen... und alles ist fertig dich zu empfangen, das tue ich nun mit offenen Armen.“ — Ich fragte ihn, ob er seine Gedanken sammeln könne oder ob sie sich für ihn verwirrten. Die meiste Zeit hatte er sie frei, in der Nacht verwirrten sie sich zuweilen etwas. Ob er im Frieden zu Gott beten könne. „Ja, das kann ich!“ Ob er nicht noch etwas zu sagen habe. „Nein; ja, grüße alle Menschen, ich habe von ihnen allen zusammen viel gehalten, und sage ihnen, mein Leben ist ein großes, andern unbekanntes und unverständliches Leiden; alles sah aus wie Stolz und Eitelkeit, aber war es nicht. Ich bin gar nicht besser als die anderen, ich habe das gesagt und nie anders gesagt; ich hatte meinen Pfahl im Fleisch, darum verheiratete ich mich nicht und konnte in kein Amt eingehen, ich bin ja Kandidat der Theologie und hatte öffentliches Anrecht und private Gunst, ich hätte ja bekommen können, was ich gewollt hätte, aber statt dessen wurde ich die Ausnahme. Am Tage ging es in Arbeit und Anspannung und am Abend wurde ich beiseite gelegt, das war die Aufnahme.“ Als ich fragte, ob er in Frieden beten könne: „Ja, das kann ich; so bete ich zuerst um Vergebung der Sünden, daß mir alles vergeben werden möge, so bete ich, daß ich frei bleiben möge von Verzweiflung im Tode, und es fällt mir oft ein das Wort, wo es heißt, daß der Tod Gott ein Wohlgefallen sein möge, und so bete ich darum, was ich so gerne wollte, daß ich es etwas vorher wissen möge, wann der Tod kommen soll.“ Es war an dem Tag schönes Wetter, und ich sagte: wenn du so dasitzest und redest, siehst du frisch aus, als

solltest du aufstehen und mit mir weggehen. — „Ja, da ist nur das eine im Wege, daß ich nicht gehen kann, aber es gibt die andere Beförderung, daß ich gehoben werden kann; ich habe das Gefühl gehabt, Engel zu werden, Flügel zu bekommen, das ist es ja auch, was geschehen soll, rittlings sitzen auf einer Wolke und singen: Halleluja, Halleluja, Halleluja! Alles übrige ist böse, ich meine nicht, daß böse war, was ich sagte, aber ich sagte es, um das Böse wegzubekommen und dann zu kommen zum Halleluja, Halleluja, Halleluja! Das kann jeder Dummkopf nun sagen, aber es kommt darauf an, wie es gesagt wird.“ — Und das ist ja alles, weil du glaubst und fliehst zur Gnade Gottes in Christus? — „Ja, natürlich, was sonst?“ — Ob er nicht etwas geändert wissen wolle in seinen Aussagen? Sie seien ja der Wirklichkeit nicht entsprechend, sondern strenger. „So soll es auch sein, sonst hilft es nichts; das glaube ich schon, wenn die Bombe platzt, muß es so sein! Meinst du, ich solle das verschleiern, erst zur Erweckung reden und dann zur Beruhigung, wie willst du mich darin verwirren!“ — Gjødvad wollte er nicht bei sich haben: „Er hat mir privat Dienste geleistet und mich dann öffentlich desavouiert, das kann ich nicht leiden. Du hast keine Vorstellung davon, welche Giftpflanze Mynster gewesen ist, du hast keine Vorstellung davon, es ist ungeheuer, welches Verderben er verbreitet hat. Er war ein Koloß, es brauchte starke Kräfte, um ihn umzureißen, und es mußte über den kommen, der es tat. Die Jäger haben, wenn sie das Wildschwein jagen sollen, einen Hund, der auserwählt ist; sie wissen schon, wie es gehen wird: das Wildschwein wird gefällt, aber es geht über den Hund her, der es faßt. Ich will gerne sterben, so bin ich gewiß, daß ich die Aufgabe gelöst habe. Was von einem Verstorbenen kommt, wird man oft eher hören, als was von einem Lebenden kommt.“ — Ich möchte gerne, du solltest noch etwas leben, du bist so streng gewesen und bist so weit gegangen, mir scheint, es müßte noch etwas für dich zu sagen übrig sein. — „Ja, dann sterbe ich auch nicht. Ich habe alle „Augen-

blicke“ vergessen müssen und das übrige, um Ruhe zu bekommen, und meine, ich habe eine Aufgabe gehabt, passend, bedeutungsvoll und schwierig genug. Du mußt beachten, daß ich vom Innersten des Christentums aus geblickt habe, so ist das alles zusammen Verzögerung, richtige Verzögerung. Du hast es wohl bunt genug gehabt wegen deiner Bekanntschaft mit mir?“ — Ja, aber ich habe nicht weiter darüber geredet und wo darüber gesprochen wurde und es bekannt war, wurde es respektiert. — „So, taten sie das. Es freut mich, daß du kamst. Dank, Dank!“

Freitag, d. 19. Er hatte am Abend vorher ein paar Stunden geschlafen und war in Stimmung. Der Bruder war da gewesen, aber ohne die Erlaubnis zu bekommen, einzutreten. „Dieser“, sagte S. K., „konnte nicht durch Disput angehalten werden, sondern durch Handlung, so habe ich angehalten und gehandelt.“ — Willst du nicht das heilige Abendmahl nehmen? — „Ja, aber nicht von einem Pfarrer; von einem Laien.“ — Das kann schwerlich geschehen. — „So sterbe ich ohne es.“ — Das ist nicht recht! — „Darüber kann ich nicht disputieren, ich habe meine Wahl getroffen, habe gewählt. Die Pfarrer sind königliche Beamte, königliche Beamte verhalten sich nicht zum Christentum.“ — Das ist ja doch nicht wahr, stimmt nicht mit Wahrheit und Wirklichkeit. — „Ja, siehst du, Gott ist der Souverain, aber dann sind da alle diese Menschen, die sich bequem einrichten wollen, so bekommen sie das Christentum für sich alle, und da sind die tausend Pfarrer, so kann keiner im Land selig sterben, ohne dazu zu gehören, so werden sie der Souverain und es ist vorbei mit Gottes Souveränität, aber Ihm soll man gehorchen in allem.“ — Dann sank er um, die Stimme wurde schwach, und er wurde leiblich müde, so daß ich bald danach ging. Ich war bekümmert: nimmt er einen Laien, wird ein positiver Schritt getan sein und wird von einem Laien leicht ungeheuer gemißbraucht; dazu wird große Versuchung sein; dann ist der Laie ein guter Christ, bloß weil er kein Pfarrer ist. — Fräulein Fibigers Blumen freuten ihn: „In der Nacht überwacht

sie das Ganze; am Tage wacht sie über mich.“ — Und, sagte die Wärterin zu ihm, was mehr ist, sie weint über Sie.

den 20.] Zwei Wärterinnen trugen ihn von einem Stuhl in einen anderen; er war ganz ohne Kräfte; der Kopf hing ihm auf die Brust und er schlummerte sofort ein; er sagte, daß alle seine Krankheit jetzt Todeskampf sei; er bat mich, seinen Kopf zu halten; und eine Zeitlang stand ich und hielt ihm den Kopf. Als ich gehen wollte, sagte ich, daß ich ihn am nächsten Tag wiedersehen würde. „Ja“, antwortete er, „das tust du wohl, aber niemand weiß es, und wir können ebensogut sofort einander Lebewohl sagen.“ — Gott segne dich, Dank für alles Gute! — „Lebewohl, Dank, vergib mir, daß du durch mich in Schwierigkeiten gekommen bist, von denen du wohl sonst befreit gewesen wärst.“ — Lebewohl, da sitzt du nun im Frieden Gottes, bis unser Herr dich ruft; lebewohl!

den 21.] Ich war nur einen Augenblick bei ihm drinnen: er sagte, die Zeit sei ungelegen. Er sprach von Thura und Martensen.

den 22.] Du solltest eine etwas bessere Aussicht haben von deinem Fenster, auf den Garten sehen können. — „Was kann es helfen, sich sowas vorzugaukeln; jetzt ist es anders, es heißt sich plagen, die Vorstellung von so etwas ist nur Marter; nein, wenn man leiden soll, soll man leiden.“

den 23.] Welch schöne Blumen! — „Ja, sie übertrifft sich selber an Erfindsamkeit.“ Aber dann klagte er darüber, wie angestrengt er sei.

den 25.] „Ich werde jeden Tag mehr entkräftet und zittere an den Händen und am Leib.“ — Er sah einen Augenblick in Zweifel auf Fengers Abschiedspredigt, die ich ihm gebracht hatte, dann sagte er: „Schick sie ihm zurück, ich nehme sie nicht an.“ — Es geschah nicht, damit du sie lesen solltest; aber in Wohlwollen denkt er an dich. — „Er hat sich ausgesprochen, aber will privat mir so etwas schicken, und dann soll es sein, als wäre nichts, privat sich nähern und dann so große Gegensätze.“ — Dein Bruder Peter war da auf der Rückreise. — „So war die Sache, daß ich ihn nicht empfang,

wohl bekannt; man ärgerte sich wohl?“ — Nein, das kann ich nicht sagen, sie denken in Wirklichkeit an dich mit viel Teilnahme; du kannst dich ja darüber nicht wundern, daß sie so geredet haben; das ist ja alles nur Selbstverteidigung, und wir alle müssen uns ja verteidigen, darum können sie ja doch an dich mit großer Teilnahme denken. — „Glaube du mir, das ist das, was Christus sagt: weiche von mir Satan, du bist mir zum Aergernis; du denkst nur an das Irdische, aber hast nicht Sinn für das, was oben ist.“ — Nein, aber sie reden so, weil sie von dem Richtigen ihrer Meinung überzeugt sind und daß du unrecht hast mit einem solchen Angriff auf das, was besteht; der Weg zur Seligkeit muß ja doch möglich sein auch durch das Bestehende hindurch. — „Ich kann es nicht aushalten, darüber zu reden, es strengt mich sehr an.“ — War schlechte Luft in deinem vorigen Schlafzimmer? — „Ja, ich werde ungeheuer gereizt, wenn ich daran denke, ich merke es schon.“ — Warum zogst du nicht um? — „Ich war zu angestrengt dazu; ich hatte noch einige Nummern vom „Augenblick“, die heraus sollten, und einige hundert Taler übrig, die dazu verwendet werden sollten; so konnte ich alles hinlegen und mich schonen, oder dabei bleiben und dann fallen; und ich wählte richtig das letztere: so war ich fertig.“ — Bekamst du dann die Augenblicke heraus, die du wolltest? — „Ja!“ — Wie vieles in deinem Leben ist wunderbar gerade hinausgegangen. — „Ja, ich bin darüber sehr froh und sehr wehmützig; denn ich kann die Freude mit niemand teilen.“

den 26.] Er behielt die Wärterinnen drinnen bei sich, und es wurde nur über unbedeutende Dinge geredet.

den 27.] Ebenso. Er hing den Kopf und fühlte sich müde. Es war eine größere Menschenmenge auf der Straße als gewöhnlich. „Ja, das wars, wobei ich mich einmal so wohl befand.“ — Du kamst nie zu mir in Hersens! — „Nein, wie hätte ich Zeit dazu bekommen sollen!“ —

Das letzte Mal, als ich ihn sah, lag er und konnte fast nicht sprechen; ich mußte verreisen, und kurz darnach starb er.

JOSEF LEITGEB
OSTERN IN DER FREMDEN STADT

GRÜNDONNERSTAG

Wehe, die Wohnung der Menschen, sie ist zerstört!
An das Gemäuer schwankt die finstere Wolke.
Keine Schwalbe hab ich im Giebel gehört.

Keinen freundlichen Gruß im armen Volke.
Aus den Fenstern hab ich kein Lied gehört,
keine menschliche Stimme aus meinem Volke.

Schweren Flugs an euren Türen vorbei.
dunkelt ein stummer Vogel, die stumme Trauer:
Wehe ihr Brüder und Schwestern, ihr seid nicht frei!

Gegen die goldene Sonne erhebt sich die Mauer,
wild dahinter euer gefangenes Herz.
Eure Brüste, sie atmen heiß und beklommen
und im Aug erglüht euch das sündige Erz.
Gottes Sohn ist in die Hölle gekommen
sammelnd von Tür zu Türe euren Schmerz.

Wie ist um ihn der tröstliche Abend entglommen,
milde auf seinem Antlitz der menschliche Strahl!
Um ihn ragen zum Himmel die schwarzen Kamine.

Aber er leuchtet weiß in der Dunkelheit.
Daß er allen um ihretwillen diene,
läßt er die Brüder zum letzten Liebesmahl.

Seine Rede ertönt sanft und weit.
Kommt aus euren Häusern, düsteren Dächern,
die ihr des Menschensohnes Brüder seid!

Eure Herzen bereitet zu hellen Gemächern,
esset und trinkt in Eintracht Brot und Wein!
Liebt einander! der letzte von seinen Schächern
wird mit ihm im Paradiese sein!

KARFREITAG

Frei ist das Herz des Fremdlings dieser Welt.
Aber wehe, wenn ihn zur Abendstunde
nicht von innen her ein Licht erhellt!

Da wird Freiheit ihm zu einer Wunde
und sein Antlitz sinkt in das schwarze Land
brennend von feurigen Tränen und geht zugrunde.

O wie leuchtet von brauner Scheunenwand
heilig das weiße Fell von einem Lamm!
Ach wie schwesterlich erbebt die Hand

warm am schlanken Birkenstamme
und wie blaut ins Aug die Anemone!
Aber nein, das Licht ist ausgebrannt

und das Böse glüht, die süße Flamme.
Immer tiefer blüht die Dornenkrone,
immer tiefer in des Menschen Stirn,

bis er, schuldig vor Gottes Throne,
seine Geburt verflucht und sein Gestirn. —
In der fremden Stadt sind die Lichter entzündet.

Aber keines läßt ihn freundlich ein,
denn sein Auge ist zu Tod erblindet.
Ohne Helmweg denk ich immer dein.

Langsam, schweisgsam, voll geründet
steigt herauf der Frühlingsmond.
Alle Qual und Trübsal mündet,

wo sein milder Friede wohnt.
Aus dem Herzen quillet Blut und Liebe.
Daß ich dich lasse und dennoch liebe,
leuchtet der weiße Ostermond.

OSTERSAMSTAG

Selig kommst du heute mir gegangen,
landend mit dem letzten scheuen Schritt
in den Armen, die dich ganz umfängen.

Alles, was ich in der Fremde litt,
schlägt das Herz in heimatlicher Wonne
und dein liebes Herz schlägt wonnig mit.

Ostermorgen, Ostersonne,
gehet auf aus meiner Brust!
Strahlet, strömet eure Wonne

brüderlich in ihre Brust!
Siehe Kind, die ersten süßen
Veilchen blühen an deiner Brust!

Morgendlich zu unsern Füßen
dampft das braune Frühlingsfeld
und die Frühlingsbäche fließen!

Augen, die ihr überquellt,
schaut, in eurem blauen Feuer
schmilzt die winterliche Welt!

Und ihr Arme, schlinget freier
euch um dieses schöne Herz,
haltet seine Fülle treuer!

Fühlt in ihm das große Herz
aller Wesen nahe schlagen,
ihre Hoffnung, ihren Schmerz!

Arme, an das Kreuz geschlagen,
löset euch in Frühlingstriebe,
alle Welt in euch zu tragen!

Denn das Größte ist die Liebe.

ANTON SANTER BRUCHSTÜCKE

DER NICHTPOLITIKER

Daß Leben sich auch ohne Rest als unmittelbares oder mittelbares Töten aufzeigen läßt, das wollen jene nicht ganz wahr haben, welche Fleisch essen, aber nicht schlachten, welche Weltläufe bald beklagen, bald bewirtschaften, welche ihre Tugenden dort haben, wo andere dafür sündigen. Sie, die Lügner so vielfacher Lüge, unschuldig nur insoweit, als wenige die volle Wahrheit wissen, von Interesse hier nur als ein Sonderbeispiel, daß eben jedes Dasein ein anderes aufhebt: so ihre Optik die meine. Mögen sie ungestört von meinesgleichen aus ihren Nöten ihre Tugenden machen und sich also vom Tiere unterscheiden, dem noch unschuldigeren.

Wer hat unter uns aber je so gelebt, daß er nichts anderes damit verdrängt und nicht einmal sein Ende oder sonst ein Künftiges damit verschoben wußte, daß ihm kein Zweifel dabei über die Achsel sah? —

Der Einblick in die funktionelle Idiotie alles Lebens ist wohl selbst lebendig und damit idiotisch genug, um sich an Stelle der Blindheit unschuldiger Tiere und Politiker zu setzen und so da und dort Menschen und weniger unschuldige Politiker ins Dasein zu rufen, ein Vorgang, der im einzelnen Lebenslauf nur durch Kriegsgeschrei (und Wehgeschrei und Siegesgeschrei) bisweilen rückläufig wird. Keineswegs aber wird jener Einblick das Dasein eines Menschen brechen, dem die Erde nicht so leicht ist, wie den Tieren, den Ungeborenen und den Toten, welche unbescholten von meinesgleichen in Menschengestalt die Erde bevölkern, und wie den Unschuldigen im Kampf des

Lebens, zu denen ich Amen sage, wenn sie hier nicht weiter lesen.

• • •

Wenn irgendwelche Einheit, sei selbe ein Mensch, ein Volk oder sonstwas, das gern in der ersten Person spricht, auch wenn es nichts zu sagen hat, sich äußert, so spielt diese Aeüßerung in Wort oder Tat mehrere Rollen, so z. B. eine in Zusammenhängen des Ganzen. Man kann dazu gar zu hören bekommen, daß jene Aeüßerung eine Aufgabe erfülle. Man hört das von Beistimmenden, welche nicht wissen, daß sie letzten Endes aus Gründen ihrer Selbstbehauptung beistimmen — was denn doch Andere nur gelegentlich interessieren, nicht aber überzeugen kann. Man kann dieselbe Wendung auch von Wissenschaftern hören, welche nicht wissen, daß sie damit ebenfalls nur ihre Objektivität, den Wissenschaftler an und für sich sozusagen, vertreten, also eine einzige begrenzte Daseinsart neben anderen, vielleicht übrigens nur solange es ihnen dabei wohlergeht, behaupten.

Aber nicht für diese nichts besagende Wendung vom Aufgaben-Erfüllen suche ich hier Anteil, sondern für eine andere Rolle, welche Aeüßerungen in der ersten Person spielen. Für diese Rolle ist es entscheidend, ob das Aeüßernde die Welt in Ich und Nichtich teilt, ohne dabei zu verstehen, was hier weiter folgt, oder ob es dabei versteht: daß einer solchen Teilung eine Optik zugrunde liegt, welche nicht die Optik aller Augen ist, welche nichts von jener Opferung des Einzelnen enthält, welche dazu geführt hat, daß es ein bis zu einem gewissen Grade gemeinsames Erkennen und dessen Mitteilung unter Menschen heute noch gibt. Nur die Lebensäußerung eines Wesens, das sich dabei als Einheit neben anderen Einheiten weiß, nicht aber naiv die Welt in Ich und Nichtich teilt, spielt die gewinnende Rolle oder, anders gesagt, erzeugt Resonanz, ohne den Widerstand des Tierischen und des Menschlichen

im Nächsten zu finden. Dies ist also von Bedeutung als Merkmal für jene zwei Arten von Selbstbehauptung oder Leben, deren einer ich die Kälte des Verstandes und meinen Eigensinn, deren anderer aber ich Widerhall entgegenbringe.

Bevor ich selber Widerhaß im Anderen suche, möchte ich Unschuldigen das Leben unverhüllter zeigen, das sich unschuldig-blind an Stelle von anderem setzt: die Pyrrhussiege der blinden Selbstbehauptung, alle jene Versuche, sich geltend zu machen auch ohne Lohn, blinde Versuche wie alles Tierische, und zu teuer bezahlte wie alles Bezahlte. Wenn man sieht, wie viele Gescheite da mit der Wahrheit für alle bezahlen und also Narren werden, da gehen die Augen weiter auf. Da wirst du keine Bresche mehr in einer Seele sehen und keine Schwäche, welche sich nicht einer zunutze macht, um sich selbst auf Kosten anderer geltend zu machen, nur weil er blindlings leben will, sei es als Beichtvater, Psychiater, Erfolgsmensch, Weib oder Säugling, laut oder leise, gerade oder krumm, mittelbar oder unmittelbar. Lasse nur Blut, so trinken es andere und machen es zu ihrem Blute, so wahr jedes Leben die Einformung des Nächsten unablässig begeht und all dem gegenüber nur wenige wissen, ob sie leben wollen oder sterben. Insofern liebt alles Lebendige seinen Nächsten wie sich selbst, nicht aber wie ihn selbst. Und letzteres ist dem gemäß, der sich vom Nächsten verzehren läßt, ohne zu wissen, daß man bisweilen den Nächsten auch vom Magen aus erobern kann. Man kann aber diese Seite des Lebens nicht aufzeigen, sondern höchstens Wissende daran erinnern. Und auch diese fühlen sich ja lieber geschaffen als frei und wollen nicht wissen, was sie tun. Immerhin ist es vielleicht gut, sich an das Idiotische im „Kampf ums Dasein“ zu erinnern und daran, daß im Leben nicht nur Kämpfe siegreich sein können und nicht nur Kämpfer mit der Optik Ich und Nichtich; und nicht nur Politiker.

• • •

Die Eigenschaften der Einzelnen aber, welche zu lenkbaren politischen Erfolgen nach außen überhaupt summierbar sind, scheinen mir nicht notwendig immer dieselben zu sein, meist aber solche, die zu Lüge und Gewalt im weiteren Sinne befähigen — auch schon im Einzelleben. Was allerdings der Unterlegene Lüge und Gewalt benannte, das wird vor dem Auge dessen, der das gesamte System und also beide Gegner als Einheit im Dasein eines beide umfassenden nächstweiteren Wesens überblickt (im allgemeinsten, vielleicht aber trügenden Falle gar in Gott) freilich anders erscheinen, nämlich begabt mit Lüge und Gewalt allen Lebens, so daß er an Stelle nun einmal scheltender Benennungen sich lieber anders faßt. Dieser, dem es also gelänge, wenigstens das nächstweitere System mit eignen Gesetzen, welches eine dynamische Einheit, eine Macht, aber noch kein Gott ist, über Siegenden und Unterliegenden zu erkennen, etwa von Amerika aus die Geschicke Europas, einer immerhin verwaschen wahrnehmbaren Einheit, in welcher sich blinde Völker verdrängen, würde sich alsbald aller Bewertung enthoben sehen, solange er die Funktionen nur wissenschaftlich erkennen und Politiker (nicht aber Zeitungsleser) rechnerisch beraten wollte. Er müßte sich, wofern er von solchen Dingen reden will, vor allem eine Sprache schaffen, abseits von der Sprache aller mit ihrem Willen Mitbeteiligten, abseits von der Sprache, welche seit Jahrtausenden im verdrängenden und verdrängten Leben und für das Mitleben geschaffen und mit dem Willen verknüpft wurde, eine Sprache unverständlich Unterliegenden und Siegern und unverständlich allen, die sich in Sieger und Besiegte noch einfühlen; noch unverständlicher als die Sprache Nansens etwa den Politikern der Rußland fürchtenden Staaten; etwa so unverständlich, wie die Sprache eines Physikers heute noch einem Historiker.

• • •

Auch Völker gibt es, welche sich damit bemühen, die Welt in Ich und Nichtich zu teilen, und deren Bastarde auch sich selbst noch immer daran erkennen und deuten können, daß sie Freund und Feind ertragen, nicht aber den, der weder für sie noch gegen sie ist, weil er die Zweiteilungen der Welt in Slave und Nichtslave, in Jude und Nichtjude und dergleichen nicht mitmacht und derlei für ihn fallweise wissenschaftliches oder praktisches, nicht aber das alleinige Interesse hat, welches da beansprucht wird. Wie viele vergebliche Suche nach derartigen, die „Menschenseele“ restlos ausfüllenden polaren Gegensätzen, welche sich ähnlich den Atomen zur Einheit der modernen Seele binden sollen, wenn ich mir damit erlaube, auf die weniger denn je erschöpfte Brauchbarkeit des atomphysikalischen Begriffsinventars zur Erörterung derartiger Phänomene hinzuzeigen! Wie eitel ist das Bestreben, ein Ich, das sich darin kennen mag, mit einem unbekannten Nichtich also verknüpfen zu wollen. Ich würde das wahrlich nicht einmal für den umfassendsten Gegensatz wagen, den ich kenne, für den Gegensatz zwischen dem Zweifler, den ich meine, und dem Anderen. Und dergleichen von einem Volkstum aus zu unternehmen, scheint mir je nach Tag und Stunde bald ein Gegenstand für den auflösenden Verstand, bald für ein flüchtiges Lächeln derer, die verschiedene Volkstümer begegnet haben, bald für Literaten, deren keiner sich selbst oder andere achtet. — Welches ist nun aber die Bedeutung solcher Polarisationen des geistigen Lebens für den auflösenden Verstand?

• • •

Gelingt es, einen in derartiges Entweder-Oder, welches jederzeit dem funktionellen Idiotismus apostolischen Daseins entsprach, zu drängen, so ist er allerdings gewonnen, auch wenn er sich für einen leidenschaftlichen Gegner hält und als solcher weitergebärdet. Denn er ist seelisch vom Gegner gebunden und mit diesem gemeinsam be-

schränkt. Wie das ja jede Gegnerschaft mit sich bringt. So besteht z. B. der eigentlichste Antisemitismus darin, daß sich einer nicht zum Antisemiten machen läßt. Wogegen sich aber einer sträubt, damit wird er zur Einheit und, eben in seiner Eigenschaft als Antikörper, der seelisch meistunterworfenen, weil meistirritierten Typus, das Analogon einer chemischen Bindung ohne freie Kräfte. Es lassen sich dergleichen kompliziertere Verbindungen ja meistens analysieren, ohne daß damit irgendwelche Bewertung erfolgt, und vielleicht läßt sich die Analogie sowohl der Historie als der Politik für Sieger und Besiegte aller Arten empfehlen.

Es dürften sich, auch bei ungünstigen Schicksalen für geistige Freiheit, in einigen Völkern Geister finden, welchen eine Eroberung durch den früher erwähnten Widerhall oder durch die eben erwähnte höhere Chemie, die einzige Waffe so vieler Religionen („Bindungen“) und nomadisierenden Scheinbürger, haltbarer erscheint als die Einverleibung eines, der dann „für oder wider“ ist auf Kosten jenes Widerhalls, der die Grenzen der Mannigfaltigkeiten überklingt, ohne diese selbst aufzuheben.

* . *

Mir ist, als ob sogar dem Zweifel daran, daß das politische Dasein soviel entscheide, als man ihm zuzuordnen pflegt, noch etwas vom kurzen Atem anhafte, welcher die Politik so oft zur Sache der Tatkräftigen und der irgendwie Zeitung-Schreibenden macht und derer, die am Asthma der beiden mitzuleiden haben. Denn es mag in den Ohren manches Sünders, der nun selber in fremdes Volkstum eingeformt wird oder an dessen Ausrottung ein Sieger gemäß seiner nationalen Idiotie arbeitet, leider schon fast wie eine gute Zeitung klingen, daß ein tieferer Unglaube an alle nationale Politik langlebiger ist und macht, als deren schöne Früchte sind — welche schneller faulen als Kirchen, die nur ein tieferer Unglaube unbefragt Eingeformter überlebt, unbeirrt von nichtsmeisagenden Namen.

Und es mag einem besonders unschuldigen nationalen Politiker gar wie eine schlechte Zeitung klingen, wenn er beachten soll, in welchen Fällen nationalistische Einformungsversuche auf dem Weg über die Einsicht in die Schattenseiten der funktionellen nationalen Idioten zur immer bewußteren Hingabe an irgend ein Unnationales erziehen oder an das Konnnationale irgendwelcher innerstaatlicher Nomaden, über deren Vorhandensein den unschuldigen Politiker ihr nationales Schutzkleid mit oder ohne guten Glauben und viele andere Umstände täuschen können, deren Erörterung ich hier weniger unschuldigen Lesern erspare.

Vielleicht aber fällt es den Unschuldigen leichter, derartiges zu lesen, wenn sich jeder seine seligmachende Kirche und Nation dabei vor Augen stellt — denn es gibt ja gemäß der funktionellen Idiotie alles unschuldigen Daseins für jeden nur eine.

Die Gefahr, nur für einen imaginären Leser zu schreiben, eine Gefahr, der gegenüber nur der Lyriker blind bleibt, leitet mich dazu an, zur Bestärkung im echten Unglauben und in der inneren Enthaltung von jeder äußeren Politik und in der Wendung zu irgendeinem Unnationalen das Brieffragment eines unschuldigen Politikers hier einzurücken, welches vor einem Jahre angesichts der Anregung, in einer Gründung „Uxama“ Gemeinsames der politisch geteilten Alpenbewohner mehrsprachig und also international verständlich zum Ausdruck zu bringen, geschrieben wurde. Dem Fragment wurde seither überall dort der Boden entzogen, wo die Einförmung fremder Volkstümer unter dem Zeitungsgeschreibe noch weit unschuldigerer Politiker und von außen her vor sich geht, so daß man sich fragen kann, ob nicht die Deutschen in Italien, die Italiener in Jugoslawien, die Slaven in Italien usw. mehr für die künftige österreichische Levante als für irgend einen Nationalismus von den nationalen Politikern letzten Endes „erobert“ werden.

* . *

„— Sie greifen als keltische Uxama ein Gebiet aus der Welt von heute und sagen damit auf eine vielleicht nur wenige verstimmende Weise allen Insassen, daß dieses Gebiet wesentlich von Mischlingen bewohnt ist, welche Gemeinsames haben. Etwas also, das uns die Prähistorie der Hallstätter Kultur, die Geschichte der heute namentragenden Völker, naturgeschichtliche Einblicke in die Tatsachen der Vererbung, Mischung und Entmischung lehren.

Vielleicht lassen es uns auch die Minuten erraten, in welchen wir Dunkelheiten unseres Inneren begegnen, für welche jede Muttersprache eine fremde Sprache, jede herkömmliche Außenform des Lebens ohne tiefere Bedeutung und keine von uns begegnete Kunst ein Ausdruck ist, während wir uns doch der tiefliegenden Lebendigkeit solcher heimatloser Innendinge und oft sogar ihrer Künftigkeit gewiß finden.

Aber noch anderes weist uns auf den Weg, uns als Mischlinge zu erkennen — diesen unausweichlichen Weg zur Persönlichkeit für viele — und eine erste Vorschulung für diesen Weg ist wohl vielen ähnlich wie mir zuteil geworden, als ich wandernd da und dort die Resonanzböden fand, welche als engere Heimaten meiner Voreltern unbenanntes Erbe aus dem Chaos der Seele aufklingen ließen; nicht nur in den Alpen.

Dieser Weg nun, sich als Mischling kennen zu lernen, vielleicht sogar zwischen Parteien bekennen zu lernen, ist sicherlich für viele Bewohner Uxamas und andere Europäer ein Weg der Läuterung und des Zweifels an der Sicherheit jener, welche da lieber ganz restlos in dem aufgehen möchten, was man heutzutage mit irgendeinem politischen Volksnamen belegt. Und es wäre für viele Mischlinge noch immer besser, ihr dunkleres und heimatloses Menschentum in Uxama zu beheimaten, als etwa einem politischen Willen allzu schnell zum Opfer zu bringen.

Aber ich meine, Sie haben Ihrer Zeitschrift Uxama eine schwierigere Aufgabe gestellt, als Undeutliches zu behei-

maten. Und es wartet auch der gemischtesten Gesellschaft noch dieselbe schwierige Aufgabe.

Diese ist, daß um Uxamas willen nichts ersterbe, was bereits die Gestalt eines Volkstums besitzt, doppelt deutlich vielleicht gerade in der Seele des Mischlings.

Was ich hier Volkstum nenne, ist eine Daseinsform, an welcher soviel Vorleben beteiligt ist, bis es die haushälterische Gleichgewichtsform unter mächtigen Bedingungen wurde, daß es sich ja bekanntlich letzten Endes jeder anderen Kritik durch den Einzelnen als tätiger Verneinung und Belahung entzieht.

So wird denn auch gerade der Mischling, will er an sich nicht freveln und zum Nurpolitiker verarmen, erlebte Formen seines Innenlebens dankbar wahrnehmen und wahren, auch wenn sie beispielsweise die Namen „deutsch“ und „italienisch“ tragen.

Und er braucht nichts als hierin wahrhaftig zu sein, um der geborene und leibhaftige Anwalt der Volkstümer zu bleiben, von denen er in sich hat, wider alle äußere Zeitlage.

Das sind dauerndere Umstände und entscheidendere als etwa, welches Volk in der Welthistorie dem anderen gerade um einen „Mißerfolg“ voraus ist.

Und mit der Aufgabe Ihrer Zeitschrift, selbst in Mischlingen unverblaßtes Volkstum mit Würde zu Worte zu bringen und über den Tag von morgen und übermorgen hinaus zu erhalten, wird es zusammenhängen, ob Uxama der Name eines vergessenen politischen Versuchs, ein Abseits für allgemein Menschliches oder Beginn und Dauer einer tieferen unpolitischen Besinnung und Darstellung sein wird, welche so unabhängig von heutigen Grenzen wie altes Keltenland die Vielgestaltigkeit der Alpen und damit ihr besonderstes Wesen ausdrückt.

Diese Aufgabe ist nur lösbar, wenn es gelingt, auch die Mitarbeit jener „Besiegten“ zu gewinnen, welche nicht allzuviel Keltentum, sondern deutlicheres Volkstum in sich fühlen, und das sind voraussichtlich zwar keine Politiker, wohl aber

Leute mit Empfindlichkeit für künstliche Eingriffe in Volkstümer, so wie ich selbst. Diese sind nicht durch den Glanz der Namen Ihrer Mitarbeiter, nicht durch die Ausdehnung des Unternehmens vor ein so weites internationales Forum, nicht durch die Gewähr unübersetzter Wiedergabe ihrer Beiträge zu gewinnen, sondern erst durch den Einblick in Ihre laufende Zeitschrift und hiernach durch die Erfahrung darüber, was heute als politisch tendenzlos gelten soll.

Gelingt es Ihnen, das Vertrauen der Erben Uxamas zu gewinnen, nun, so begegnet Ihre Zeitschrift auf diesem Boden eine Fülle von Themen, welche alle Alpenbewohner berühren, auch jene, denen die Alpen keine alte, sondern eine erworbene Heimat sind und werden, sei es durch äußerliche Schicksale, durch neugierige Wanderschaft oder dadurch, daß der Krieg den Samen ihrer Väter ins Gebirge verschlug.

So erscheinen mir alle berufen zur Erfahrung, daß der Raum in den Alpen ein anderer ist als der des Meeres und der Ebene und gemacht, ein anderes Innenleben zu behausen und mit Symbolen zu begaben.

— — —
Auch wäre es reizvoll für alle, die Alpen des Tätigen, des Bauern, Hirten, Jägers, Technikers neben die Alpen dessen zu stellen, der müßig oder als Alpinist versucht, die Symbolik seines Innenlebens im Gebirge auszubauen oder abzutun. Aber gerade die Behandlung derartiger Themen müßte dazu führen, das Unterscheidende der alpenbewohnenden Völker farbig hervortreten zu lassen, damit es sich weder auf dem grauen Grunde des Gemeinsamen verliere, noch etwa an politischen Grenzen verleugne.“

* * *

Gegenüber der langen Weile, welche derartig unschuldige Anregungen den Tatkräftigen neben den Tatsachen erzeugen müssen, und angesichts der höheren Mächte, welche so vielen, an denen sonst gar nichts wäre, zwar nicht Kerne, aber Schalen geben, lockt es mehr denn je, das Laute

schweigend, aber unverbrüchlich zu bezweifeln. Und wären diese Zeilen, wie mir dünkt, schon allzu laut gewesen, so möchte ihr bester Leser sein Schweigen dran wenden und zusehen, ob ihm nicht ein paar Körner in der Hand bleiben, mit denen er sich neben dummen und hungrigen Riesen als Mensch ernähre.

LOB DES GEWISSENS

Im Jenseits der Polemik gilt es, den Anderen merken zu machen, wo er seine Begriffe bekämpft, nicht meine, und merken zu machen, daß es einen Erfolg gibt, zu welchem keinerlei Rasonieren führt, sondern die Mitteilung neuer Vorstellungen; wofern es Erfolg heißen soll, den Anderen, ob er will oder nicht, mir ähnlicher zu machen.

Ferner gibt es unter allen Reden, welche sich zu Büchern fügen, deren Chaos für den Leser den Sinn hat, das Seine trotzdem zu finden — unter allen Reden gibt es eine, anders und immer wieder anders gesagte, welche das Chaos für jeden zu seiner Zeit aufheben kann: Daß jenes Leben, sei es von anderen gelobt, getadelt oder übergangen, von der weitesten Tragweite für das Unbekannte, Andere, Künftige vielleicht ist, welches unabhängig von Lob, Tadel und jederlei Beachtung erfolgt und also in diesem Sinne am vollkommensten schweigt. Dies sind zwei Binsenweisheiten, auch für Schreiber und Leser.

* * *

Wenn es etwa einer, der irgendwie beichten geht, noch nicht klar hat, daß gerade die Sünden von Tragweite sind, von denen dies kein anderer spüren kann und in denen uns keiner mit unserem Gewissen beurteilt, so mag er dies noch einmal mit anhören, gesagt und bekannt vom kalten Verstande: Noch keiner ist für sein Bestes gelobt, noch keiner für sein Schlechtestes getadelt worden. Wenn wir dabei Gutes und Böses nach dem Zusammenhang mit unbekannter Zukunft so benennen, nach der Dauer für Künftiges, wo nicht

gar vielleicht nach „den Früchten“. Denn es ist wirklich Sache des geduldigen und kalten Verstandes, nach und nach zu erkennen, wann das Einzelgewissen unter Menschen auftritt und der Zusammenhang mit dem Künftigen ist; und wieder, unter welchen Bedingungen der Einzelne sein Gewissen los ist und einem Gott oder dessen Priester seine eigene Verantwortung irgendwie vertraglich abgibt und also davon wegsieht, daß er keinem anderen so gegeben ist wie sich selbst.

Zwischen diesen beiden entscheide ich nicht und bescheide mich, vielleicht einmal ihre Bedingtheit zu erkennen. Aber ich rede hier nur zum Gewissenhaften, der nicht beichtet. So, weil man nicht zu beiden in einer Sprache reden kann und weil es — o der schönen unbezwungenen Freiheit — freisteht, mit wem man ernstlich und verständlich reden will. O du schöne, wenig genutzte Freiheit für alle der Sprache Mächtigen, was bist du auch eine Freiheit, als auf daß dich wenige nutzen und viele nur als Zwang erfahren, der da bellen oder blöcken macht.

• • •

Wenn der Mathematiker der Anschaulichkeit vorgreift, so treibt er eine rein menschliche Spitzentätigkeit und stößt vom festen Land der Anderen, an seine Mittel glaubend, seinen Weg aber in angemessenen Pausen bezweifelnd oder, anders gesagt, das Ergebnis prüfend. Solcherlei Spitzentätigkeit treibt der Lebendige, auf Künftiges gerichtet, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit jeder Funktion seines Lebens, welche er, sei er Denker, Musiker, Bildner, Schauspieler, oder habe er nichts an sich als das unbenannte, seiner Zeit heimlich vorgreifende Leben, in meiner Sprache seine Sache nennen darf. Jedes Leben ist Aenderung, also der einzige durch sein bloßes Dasein siegreiche Gegner des Bestehenden. Jedes gesteigerte Leben ist Spitzentätigkeit, also vom Glauben begleitet, dessen auch der Mathematiker nicht entraten kann, und vom Zweifel in angemessenen Pausen

begleitet, dessen auch der Mathematiker nicht entraten kann. Dieser Zweifel ist es, den ich den gläubigen Zweifel nenne. Seine Vielgestalt, je nachdem was einer zu seiner Sache macht, darzustellen und seine Einfalt, welche trotz aller Vielgestalt allen also Lebendigen das Mitgefühl gemeinsamen Menschentums gibt, darzustellen — ist eine Aufgabe. Diesen Zweifel lyrisch auszusprechen, sofern er sich auf alles gesteigerte Leben bezieht und also dessen Lebens-Zeichen ist — dies war oft mein Unterfangen.

Und wenn ich nun kälter davon rede, so ist dies nur ein vielleicht verfehltes Entgegenkommen, und rede ich damit vielleicht schon allzulaut die Sprache von Leuten, welche jederlei gesteigertes Leben und dessen Zeichen aller Art irgendwie zum Turngerät ihres Verstandes machen, zum Gegenstand eines Verstandes, der schon den Schülern als Waffe gegen jedes Mitgefühl gesteigerten Menschenlebens in Schulen mitgegeben wird, und mich mehr als alles vereinsamt und zum Zweifel am Verstand jener Leute erzogen hat, welche ihm alles zum Gegenstande machen, wofür sie keinen Widerhall besitzen.

Hängt dies etwa nicht mit der Frage zusammen, ob einer irgendwie beichten soll oder nicht, vornehmlich bei den verständigen Beichtvätern?

° * *

Wenn ich bedenke, ob es ein und derselbe Drang ist, welcher drängt, von allen dasselbe zu verlangen wie von sich, und drängt, aus seiner Medizin Medizin für alle zu machen, so sage ich nach reiflicher Ueberlegung: ja, dies ist ein und derselbe Drang: sich zum Maße anderer zu machen. Und diesen mir bis zur Selbstverachtung verhaßten Drang will ich bloßstellen, wo er lügt, und ihm gegenüber möchte ich jeden stellen von den vielen Verschlussenen, welche ihre Eigenheit — wie belanglos, ob sie diese gut oder böse nennen — in sich verschließen und behaupten. Und ohne in den Fehler derer zu fallen, die mir das Ihre ansinnen, wähle ich als meine

Genossen solche, die noch anderes zu verbergen wissen als Unsitten ihres Leibes. Und sage nicht: geht hin und seid verschlossen, und ziele heimlich damit auf meine Geltung, sondern ich sage: behauptet eure Geheimnisse, wenn ihr welche habt, so wie andere ihr Gerede und verleugnet sie nicht vor euch selbst —. Etwa gar um jener lauten Lehrer willen, deren einziges Geheimnis darin liegt, daß manche davon doch spüren, wie ungemäß ihre Lehren und Schicksale für so viele andre jederzeit sind und daß allen Lebendigen gemäß nur diese Einsicht und Bescheidung selbst ist, so lange es ums Leben geht und nicht um Totes und Tote.

Auch dies hänge ich mit der Frage zusammen, ob einer irgendwie beichten soll oder nicht; insbesondere ob er bei öffentlichen Charakteren beichten soll, die Beispiel geben und auf Bekennen und Beichthören erpicht sind.

* . *

Wenn einer Michael Kohlhaas nicht kennt, die tiefere Schule für alle Zweifel angesichts menschlicher Rechtlichkeit, so mag er bis dahin mit meinen Worten vorlieb nehmen. Und ich suche aus einem Abseits, das mit seinen eigenen Leiden und Freuden nur wenigen zugänglich wird, aus dem Abseits wissenschaftlicher Arbeit, wohin schon manche ihre ganze, also anderen uninteressante Rechtlichkeit, irrend in den Augen von Spöttern, getragen haben, aus diesem Abseits ohne Aussicht auf den Anteil vieler suche ich wenigstens hervorzuheben, was ich in solchen Dingen Bescheidung nenne. Oft habe ich mich beschieden gegenüber dem, was manche geistiges Eigentum nennen, und doch wieder gelitten, wenn ich sah, daß ein erster Zweifel daran das Element ist, in welchem nicht nur die Fischer im Trüben fischen, sondern auch die Möglichkeit untergeht, die Quellen am Boden des trüben Flachwassers noch zu finden. Und mich wieder beschieden bei der Einsicht, daß Rechtlichkeit innerhalb von Handwerk und Wissenschaft und deren Leiden eine Sache vergehender Zeiten ist, eine interne Angelegen-

heit für wenige und also ein Komödienstoff ist für weitere Kreise —.

Und ich habe mich beschieden, eine solche Sache nicht zum Maß aller Dinge zu machen, und sollten mir auch die Früchte langer Arbeit gestohlen werden. Und wenn ich mich um der Sache willen wehrte, weil eben Dinge aus erster Hand für andere und für die Sache was anderes sind als gestohlene, auch innerhalb der fachlichen Arbeit, so habe ich mich doch beschieden, die vergänglichen und nicht alleinherrschenden Uebel des Freibeutertums am sogenannten geistigen Eigentum nicht zum Maß aller Dinge zu machen, etwa gar zum Maß einer Welt für Weiber und Kinder.

Und dies ist nur als ein Beispiel gesagt für Dinge, welche man Außenseitern nicht beichten kann, weil sie nur im Abseits etwas bedeuten.

• • •

Wer die Stille der Nacht kennt und sie liebt, trotzdem sie quälen kann, der ist gefeit vor dem Weine, mit dem sich Gequälte vertieren. Und wird vielleicht was folgt verstehen, auch ohne Weine berauscht von der bloßen Stille der Nacht.

„Keinen gibt es,“ so sagte ein Narr, der Narr genug war, sich selbst in der Nacht anzureden, „keinen als mich, der Narr genug ist, sich selbst zuzuhören unter allen, die mir die Nacht da zeigt als Tote, die sich lebendig gebärden.

Tot zeigt sie mir viele, die sich lebendig gebärden, und ich kann es fassen. Tot und nur zur Kenntnis sind sie mir gegeben und keiner als ich mir ganz zur Qual des Lebendigen, dem alle anderen als Tote gegeben sind und nur er selbst sich unsterblich und sonst kein Freund.

Jedem vielleicht, so sagte er sich, mag es gehen wie mir, und auch ich bin ihm anderes als er sich, und auch er sucht und gibt mir, Larve der Larve, die Hand und wir können nicht zu einander.

Keinen Lebendigen hab ich als mich, dem ich beichten könnte ohne mich zu verraten.“

Ob dieser Narr von der Erde schied oder nicht, gleichviel, er war doch einmal erwacht und zu sich gekommen unter so vielen Mitmenschen.

So kann selbst ein Träumer zu einem Gewissen gelangen, nicht aber einer, der es meidet, in der Nacht allein zu sein statt zu beichten.

* . *

Vielleicht aber und letzten Endes wäre es das Wahre, lachend zu beichten?

Wenn man vom Humor und seinen Begleitern redet, so redet man zu solchen, die einen haben, und zu solchen, die keinen haben. Dem ist es angemessen, ohne Humor zu reden, wenn man weiß, wie oft die ersteren es noch übler nehmen als die zweiten, sich selbst belächelt zu wissen. Allem Humor u. dgl. liegt eine zweite, mittelbare, erworbene Art der Selbstbehauptung zugrunde, eine ungerade Manier, mit der Welt umzugehen, und allem Humor u. dgl. ist es gemein, daß ein selbstgefälliger Kitzel stärker wirkt als etwa der Trieb, den Kitzel zu bezweifeln.

Mit alledem, ihr Humorvollen, ist nichts gegen euch gesagt. Auch nicht, wenn ich weiter sage, daß ich im Kindhaften, im ganz Wahrhaftigen und bei anderen Völkern nichts von jener ungeraden Art zu leben fand, welche bei uns schon unter ironischen Schulknaben jeden tröstet, der Mißerfolge hat.

Es gibt aber eine Art von geradem Leben, welche durch die mittelbare, an Bezugnahmen und Anspielungen reiche, ungerade Lebensart der Belachenden und Belächelnden getötet wird, gleichviel ob dem Kinde das Grinsen und Wiehern einer Menge, die Ironie eines „Menschenfeindes“ oder der Humor eines „Menschenfreundes“ ansteckend begegnet, welch letzterer sich seiner Selbstgefälligkeit am schwersten bewußt wird.

Da nun das ganze Altern der Menschenseelen auflösbar ist in nie restlos gelungene Versuche, Narrentümer aus-

zugleichen, in Blutverluste und Narben solcher Kämpfe, so wäre es jederzeit leicht, den Lebenskampf von dieser Einsicht aus zu belachen und z. B. zu zeigen, daß die Lüge eine unvollkommene Waffe in diesem Kampfe ist.

Ich zeige es nicht, da es jedermann, wofern er nicht lieber beicht, sich selbst abfragen kann, bis auf die Kinder, und da ich das wahre Leben dieser noch nicht durch irgendein Lachen neben dem der Gesundheit entstellen will.

Hienach bleibt es dem Geschmack überlassen, ob man humorvollen Beichtvätern was anderes beichten soll als etwa, wo man so wie sie — gelächelt habe.

ANTON SANTER DREI APOSTROPHEN

VOR EINEM MÄNNLICHEN BILDNIS

Daß das Schweigende immer siegt,
wenn es von Sieg nicht schwatzt —
sei es vor dir gesagt, du männliches Bildnis,
da es kein Redender glaubt!

Schon vor Menschen sich zu verschweigen ist schwer,
schwerer, vor Mächten sich zu verschweigen.
Hinter allem aber ist etwas, das nicht mehr
schweigt mit uns, noch redet mit uns, das Andre.

Vor dem Andren sind Reden zu Menschen und Mächten Selbst-
gespräche.
Vor dem Andren ist Reden von Menschen und Mächten Eitel-
nennen.

• • •

In jugendlicher Arbeit, aus dem Begegneten,
Steinen, Bäumen, Tieren, und Menschen auch

machtest du Zeichen der inneren Sprache,
dir mehr als Wörter bedeutend,
nicht für immer dir — einer eiligen Jugend nur.

Heute jener Zeichen Bedeutung für Männer bezweifelnd
scheinst du gewillt, dir neue Mittel zu suchen,
und gewillt, einen Mann zum Reden zu bringen,
der bisher noch schwieg unter uns und sich selbst gegenüber.

Denn es ist ein Leben ohne die Träume,
ohne die Namen, und also noch unbezweifelt!
Manchen Stunden schon ist es gemäß und Tagen und Jahren,
ist dem Jenseits näher als Träume vom Jenseits
und dem Manne gemäß als Träume der Jugend.

* * *

Wenn in uns die Zeichen der Dichtenden alle vergehen,
die wir als Jünglinge schufen zum Reden und Deuten —
aber statt allem wird uns die Mannheit gegeben —
wenn in uns die Zeichen nun alle vergehen,
will ich dein männliches Leben und Antlitz begrüßen.

Nicht den Knaben, der noch opfert und klagt,
will das Sachliche — will den Mann wie dich,
der unkünftiger oft als vordem,
aber der Gegenwart gewisser, der heutebesonnenen,
taub wird für vergehender Jugend Musiken.

VOR EINEM BILDNIS DES EROS

Bis die Zeit kommt, da du im eignen Gewande
oder nackt neben unseren Masken das Wort hast,
schlag um dich den entlehnten Mantel und schreite
hier im Takte, du Bildnis des leiblichen Eros,
noch gegängelt vom Geist, wider den du das Leibliche antreibst.

Einer Beichte noch gleicht unter Dienern des Geistes
und in Worten noch jedes Bekennen des Leibes
wider den Geist, und vielleicht wären Taten das Wahre
und ist Rede schon Sieg wider dich, du zu Worte gebrachter
schweigsamer Eros.

Wenn vom zärtlichen Wahne des „Ich und Du“ die Befreiten
Fischen gleichen, die im gemeinsamen Wasser
atmen, fühlen und laichen als Teile des einigen Leibes —
Wenn die Städter umhüllt die gemeinsame Hülle
aus dem Atem aller, ein Trank des Vergessens
nach der Paarung im zärtlichen Wahne
„Ich und Du“, eine Schule allfacher Berührung —:
Dies ist dein Sieg in der Stadt, nichttredender Eros,
über die Paarigen alle und ihre Liebe
und die Lügen derselben, von Träumern beschworen.

Wenn das den Kindern des Fleisches gemeine Mittel und Merkmal
des Geschlechtes sich blindlings einigt zu Einem,
so dem Mann wie dem Weibe alles hinabsinkt
was als Vielgestalt aufstand und wieder aufsteht —
Wenn den Frauen alle Männer zu Einem
und den Männern alle Frauen zu Einem
werden im Fall aus den Bildern der Welt in das Eine
fragt' ich dich, Eros, ob es doch andres bedeute
als unsinnige Lust, daß die Lust uns begleitet.

Aber du schwiegst, nicht feindlich nicht freundlich,
und machtest die Augen
leer von der Seele, die sonst als einzelne blickte,
und du einigtest alles Erdische wieder
mehr als es je sich schied in bedeutenden Bildern.
Und ich stand, wofern ich noch fragte, ein Sünder,
ein Rebelle, dem einigen Leibe gegenüber,
ein Renegat vom Gemeinen, dem auch die Lust nicht
mehr galt als Weine dem Harten, ein leidender Wüstling.

Denn dein leerer Blick würdigt Dichter und Frager
keines Blickes — er schaut, wenn er schaut, auf die Scharen
derer, die nichts vom Fleisch und Blute dem Geiste
opfern, nichts vom Fleisch und Blut dem Behagen
noch der Betrachtung opferten;
denen Venus prolifera heiße und Eros ein Kampfgott
heiße, wenn sie die Gabe der Sprache besäßen.

Wenn das Glas erzittert, in dem uns die Frauen
lieblich scheinen, und Unsagbares bevorsteht,
unsagbar den noch Berauschten am Rausche der Gattung,
unsagbar den Knechten verarmter Gewohnheit,
unsagbar den Denkern und Dichtern, die Gattung
machen zum Maß aller Dinge, und ganz unsagbar den Weichen,
die, in der Larve des Manns, ihr Geschlecht nicht erkennen —:
dann beginnt deine Ohnmacht, du mächtiger Götze,
der du die Deinen in Nöten züchtest und züchtigst.

Geißeln schwingst du, nichtlächelnder Eros, Krankheiten des
Fleisches
und der geplagten Seele für dich und wider dich, Unzahl der Kinder,
mütterdtörende schwere Geburten und stummes Ermüden
der Nährväter und Peine des Geistes im Tiere —
Geißeln schwingst du, aber es ist uns daneben
doch ein Ende gezeigt, wo immer ein Mann sich,
ohne von dir zu fliehn, besinnt und Geduld hat.

Also lächelt' ich deiner, nichtlächelnder Götze,
denn auch das Weib ward mir Kind, ob es Kinder gebäre
oder selber die Binde vom Auge uns nehme.
So auch entmischt sich das Chaos, vom Weibe und Dichter
und von Wüstlingen Liebe genannt und von Gottesgelehrten.

Es entsteigt das Neue, ledig der Namen,
an der Schwelle des Mannes, der nicht mehr
seine Augen bedeckt, um Träume zu hüten,
nicht mehr redet, um in Worten zu bleiben,
nicht mehr lebt, um sich gegen andre zu werten,
nicht mehr fröhnt der zweiten Freude am Leben,
welche leidend zu spotten liebt und zu lächeln.

Denn nach dieser Freude der einmal Enttäuschten
und bis auf der Füchse Weisheit Verarmten
wird es dem Manne endlich gegeben, sein Lachen
einem Weib oder Kinde zu opfern, das Lachen,
das man Kinder nicht lehrt, ohne Leben zu töten.

Auch dem Sünder, der also Kinder geärgert,
 kommt das Unbefangene wieder entgegen.
 nutzloser Reue ihn zu entheben und in das Chaos
 eines neuen Lebens ihn wieder zu mischen.
 Frellich — wo sind die verdorbenen Kinder? —
 Es werden noch Männer daran zu Knaben, des Knabentraumes
 gedenkend,

daß sie allein des Lebens Verantwortung tragen —
 sich bescheidend, dem Kinde endlich gewogen,
 werden sie dann zum Manne, der liebt ohne Lachen.
 Diesem lächelt für immer das Antlitz des Kindes:

DAS TOTE

Mir ist, als hätte einer meinesgleichen
 mit euch gelebt, sich anderen entzogen,
 des Lebens Gabe schon zu ernst genossen,
 um sie in Worten noch zu teilen.
 Ja, stummer Mönch, du hast gelebt, ich rede.
 Verfall verklärt nun das Karthäuserkloster
 und in den rothbedachten Einzelklausen
 mit kleinem Gärtlein hausen Nachgedanken.
 Sie wissen von der ganz in sich Gekehrten
 jenseitiger Kunst, das Leben zu erneuen,
 wie man aus Lust am Leben Mönch wird,
 wie unvermengt mit Weiblichem der Mann
 ein Mann bleibt, mancher Lüge ledig,
 wie dem Stummen der Blumen Farben doppelt prangen,
 wie der Mann da mehr zum Kind wird ohne Weib und Kind. —
 Du bist mir, Kloster im Verfall, das Bild,
 wie tief die Mönche hier am Leben hingen,
 wie ungestillt von Taten ihrer Zeit.
 Wohl mag es keine Regel ganz verhüten,
 daß sich der Wille noch nach außen wende
 noch nach dem Nachbar greife, aber Schweigen
 ist eine gute Regel —
 und unter Mönchen war vielleicht der Mönch,

der seinen Willen nicht vergeudete,
nicht an den blinden Fleiß, nicht an Erfolg,
an keine leeren Künste, nicht an Taten,
nicht an die Lehrer auf dem Markt — an nichts —,
es sei denn an die Tötung seiner selbst
und an das neue Leben des Erstorbnen.

Satan der Wackern, warst du nicht ein Mönch?!

Die Mönche gingen. Kinder spielen dort.
Ich liebe sie, weil sie nicht meine sind.
Entschlafen will ich nun dem bösen Mönch,
der über euch, ihr Kinder dieser Welt,
sich wie von je und ohne Wort erhebt.

• • •

Fast wie in eines Toten alten Kleidern
haus' ich im alten, allzu weiten Hause.
Musik und Bild wird das Gespenstige,
und alter Hausrat tötet Gegenwart
mit seiner Sage: daß du was versäumtest.

Wie sollt' ich des Zerfallenen vergessen.
umlaubt vom Sommer, eingedenk der Zeit
der Kindheit, voll zerrissner Fäden
an altem Hausrat, ungenützt, zu weit,
zu ungenützt und weit vielleicht für jeden,
der je verfiel dem Traume Sündigkeit.

Und hier, umblüht vom wilden Wein voll Bienen,
im Sommer ohne die Symbole,
die Knabensommer Knabenwintern ließen,
zurückgebunden in das Epos aller
bin ich der engen Kindheit hoch enthoben —
doch fast versucht, das Tote laut zu loben.
Empfangend wölbten sich die runden Hügel,
aus Weiten in die Stellen zwang Gestein
den Blick, ich träumte eitel alle Zügel,
und meiner Jugend Zeichen wurden mein.

Zum Tagtraum ward die Welt mir in Symbolen,
Tagträume wollen Träumerwünsche stillen.
Was da geschah, war heimlich mir zu Willen,
so auch der Teufel, kam er mich zu holen.

So auch der Engel, wies er zur Erlösung,
so alles Fremde, kam es mich beleben.
Und nur das Selbstgefällige war mir gegeben
zum Hasse — nicht zu spottender Entblößung.

Uneinig ward mein Wesen. Ich verstummte.
Mißtönige Stimmen redeten im Traum.
In tieferen Schlafes schwarze Kissen mummte
ich da mein Haupt. Ich schlafe ohne Traum.

Der Träumer Land, es ist der Träumer Sache.
Sieh da — ich wache!

Amen wird nicht gesagt, es wird getan.
So schau ich gerne eure Schatten an,
ihr Dichter mannigfaltigen Sündertumes —
die Kunstgeschichte walte eures Ruhmes!
Amen wird nicht gesagt, es wird getan.
Die Kinder treten fest auf euren Garten.
Es ist mein Teil, zu leben und zu warten.

* * *

Ueberdrüssig aller Gezeiten der Seele
nahm ich Trank und Speise zu mir, und lebendiger schritt ich
talwärts, hinab zu den reifenden Saaten.
Reicher August, die langen Mauern umbuschend,
leitete mich zum Grab eines Sünders, daß ich da lache,
der Vergebung gewiß für die Toten
unter den rauschenden Sommerbäumen.

Und es geschah, was an mir liegt, zum Troste der Toten:
Jenseit der Sünder vermag ich zu lachen ohne Verzelhen.
Anderes ist. Und was liegt an meinem Verzelhen
hier im Friedhof, dem letzten Spiel und Gepränge

von uns Zeitlichen neben so zeitlosen Nachbarn.
Und was liegt an mir selbst noch als eigenes Leben
an der Schwelle lebend im laubigen Sommer!

Endlich wird mir Erinnerung mehr
als wehmütiges Maß verabsäumter Zeiten
ist mir nur noch ein Zeichen eigenen Lebens.
Meine Toten aber sind nicht wie ich,
dem da Augustus, der Irdische, rauscht.

Ziemend schweigt unter grünem Baumdach dein Antlitz,
steinernes Traumbild der Trauer, das Menschen sich bilden,
leugnend, daß sich Lebendiges mehr liebt als andre,
aber den Toten doch nichts, und lebendigen Sinnen
Steine, über denen es unsagbar rauschet,
wenn das Tote, ein friedlicher Nachbar, uns anschweigt.

. . .

Was wollt ihr mehr, ihr sterbende Alte,
neben denen die Jungen stehn?
Gleichviel ob ihr gerne geht oder ungern,
ob ihr die Jugend bezweifelt und überlistet,
fällt euch das Los, das ihr eigentlich wollt:
von hinnen zu gehen.

Sind dem Manne zwei stumme Hände gegeben,
daß er eine dem Knaben reiche, eine dem Greise;
ist sein Herz in die Mitte gestellt, daß er schweige,
weil sich Jugend und Alter nimmer verstehen:
hab ich dies Herz in der Brust, so will ich es auftun
gegen den Freund, der auch diesem Geheimnis im Bilde
Farben antut, die uns der Rede entheben.

O wie lang bin ich so, dem Himmel entgegen,
hingezogen, dem blauenden Alter entgegen,
jenem leersten und tiefsten Abglanz der Sonne,
die das Blühende treibt, auf welches mein Fuß trat,
bis ich zurücksah auf jene sonnigen gelben

Wiesen, daran ich alternd vorüber geschritten
bis zur Rast in der Mitte, zur Rast im Gemüte,
welches der Knabe Kälte nennt und Hitze der Alte.

Was wollt ihr mehr, ihr ungern sterbende Alte,
neben denen die Jungen stehn, die ihr zeugtet?!
Und was wollt ihr mehr, ihr wachsende Knaben,
als die schweigende Hand des Mannes,
wenn die Sommerwinde die Farben mischen
und die Worte der Knaben und Alten mischen
wieder zum Winde, der männlichem Ohre mehr tut
als das Laute, das täglich in Winde gesagt wird.

Wenn sie den Tod zum Maß aller Dinge machen,
nicht, wie ich, über jene, dann lächelt die Jugend —
aber sie lacht, die doch besser zu sterben gewußt hat
als die Doppelgänger des sterbenden Alten,
dessen Hand man nicht drücken kann, weil sie Geld hält,
dessen Mund, der das Sieche zum Maße der Dinge
machte, mit undankbarem Gleichmut der Tod schließt.

Denn ein anderer ist dieser, als man es aussagt. —
Blinder als Blinde und tauber als Taube erscheint er —
unabsehbar vorsehend und heimlich erhörend erscheint er —
und er ist als ein Unverständner ein Zufall
unter uns, vom Leben bedingt, das wir wollen,
bis wir sterben, nicht einmal gewiß unsres Todes:
ungewiß des Doppelgängers, der fortlebt.

Dieses aber ist der Stachel des Todes:
Viele sterben vergeblich und bleiben auf Erden.
Süß ist dies, wenn sie wollen, und bitter, wenn sie nicht wollen
und gewaltig ist das Sterben des Mannes,
welcher sich auf der weiten Erde allein meint.
O wie muß er schreien, wenn er sich liebte
und nicht sterben will und doch allein stirbt,
bis er schreit zu Gott und es glaubt, daß es Gott ist,

der auf Erden dem Tod unterliegt unter denen,
die nicht wissen, was sie da tun, wenn sie leben.



Aus den Strafen, die der Schwärmende leidet,
wird Mannes Härte. Aber noch immer,
ob zu sich er rede oder zu andern,
entspannt des Wortes Laut von Leiden.

Denn er leidet, vielleicht noch am Traume der Jugend
dessen, der nur dreißig Jahre lang Mensch war
und den Mann verdammt, der endlich zum Andern
sagt: Du Narr! oder schweigt: Du Narr! und für sich geht.
Und es leidet heute und immer, wer nicht mit den Narren
rechnet um seines eigenen Lebens willen;
wer da laut sagt, wie viele verdammt sind, noch aneinander
hinzusiechen, bis tierische Kindheit sie wegdrängt,
deren Geschrei übertönt ihre flüsternden Lügen;
daß sie nicht leben, nicht sterben, weil sie nicht wagen,
weil sie Seelenärzten die kranke Seele verraten,
ihnen gegeben als eigene, nicht aber jenen.

Hinter den Gotten dem Gott möcht' ich schauen ins Antlitz,
der auch Mann ist, und lesen im Antlitz des Mannes,
ob er leidet wie wir unter Narren, ob er es aussagt,
sagt: Du Narr! oder schweigt — ah, er schweigt ja! —

Ihr aber, die ihr nicht hört, daß er also schweigt, wie ich meine,
die ihr einander es ansinnt, einander zu tragen
länger als er, der nur dreißig Jahre lang dableib,
bis er — sich selber doch wohl — am Kreuze den Tod gab,
die ihr Selbstmörder nennt, die sich töten, weil sie nicht Männer
werden wollen mit uns, die wir wissen und leben —:
wisset, daß viele zogen, im Kriege zu fallen,
den ihr geschlagen beklagt, und sie flohen von euerem Dasein,
heimlich getrieben von euch, deren Blöße nun bloßliegt,
mehr als sonst und kläglicher auch, eines Zeternden Blöße,
das da schilt und faselt mit sich und Kindern im Weg steht.

Beide sind sie besiegt, die schwärmenden Knaben
und die rechnenden Männer — von anderen Männern und Knaben,
Leiber im Dienst eines Leibes, den ich nicht spüre,
Seelen im Dienst einer Seele, die ich nicht liebe,
Tote im Dienst eines Todes, den ich nicht achte.

Wenn ich leide vielleicht noch am Traume der Jugend,
will ich mich senken in jene Mechanik des Weltlaufs,
deren Räder nicht einzeln ein Gott treibt, wenn er das Werk schuf
und ein Hirn, die Gesetze des Werkes zu fassen.

Will mich senken in jene Bilder des Raumes,
die mein Auge, ein Punkt, erschaut aus unendlichem Unbild,
mehr symmetrisch dem Chaos und mir, als ein Spiegel dem Eitlen.

Will mich senken in jene Töne der Zeiten,
die mein Ohr erhorcht aus unendlichem Unten,
mehr gemäß dem Chaos und mir, als Verse dem Leser.

Will mich senken in Däfte der wehenden Sphäre,
die ich erlese aus Blust und Verwesung des Lebens,
mehr gemäß dem Chaos und mir, als der Odem des Redners.

Will mich erheben damit zur Wonne des Daseins
in das Leben empor aus den Leiden des Sterbens
und zum Geschicke, gemäß meiner ältesten Sehnsucht,
welche noch immer in irdischer Jugend heranwächst.

FRANZ JANOWITZ
VERWANDLUNG DES WINTERS

Zündet die Lampe an, sie soll den Winter verdrängen. Ihre goldene Flamme erinnert sich leuchtend des Sommers, und Schatten und Schauer schleicht in die Ecken des Raumes und durch die Ritzen der Tür und der Fenster ins Freie hinaus. Die Winternacht ist böß und bitter, ein schwarzer Sturm flutet über das Land. Das war einst gastlich. Wißt ihr noch? Im Grunde der Teiche und Flüsse lag ein tief-gesogener Bogen reiner Bläue, das bunte Land lag in einer Eierschale blauen Glases. Weiltet ihr nicht, leicht atmend, am Ufer des Flusses oder in der warmen, ewig singenden Wiege einer Mittagswiese? O, es umschloß euch mit freundlichen Armen jeglicher Ort, den ihr besuchtet, riß euch näher an das warme, von Glück und Freundschaft überströmende Herz der Erde. Wart ihr jetzt, in der weißen und schwarzen Zeit des Jahres, bei den Heckenrosen zu Gast? Stellt euch vor ihren Strauch, ob ihr wohl den Freund aus dem goldenen Einst wiedererkennt? Er wirft seine dürren Glieder im Wind, seinem leidenden Schläfe ganz gewidmet, und beachtet euch nicht. Ein jeder Ort ist der Wegweiser nach eurer Hütte. Sie wollen euch nicht, der Wald und der Fluß und die Heide und das Feld. Und jede Bank im Freien und jeder Tisch gleicht einem ganzgebliebenen Krüge am Scherbenhaufen; er erinnert sich an eine Jugend. Das Land will euch nicht mehr sehen, es hat seine lieben lichten Augen geschlossen. Aber wir lernten schon als Kinder vor dem Einschlafen verstehen, daß in dunkeln Lidern Farben von ungeahntem Glanz und Formen von niegesehener Schönheit eine zögernde Auferstehung feiern. Hinter diesen feuchten, rissigen, schwarzen Rinden starrender Kastanien,

flimmern nicht Farbensternchen, die sich zu Bildern der Freude fügen? Wohin schwanden die Farben? Sie flohen vor dem Schnee in das Mark. Dort treiben sie ein holdes Unwesen. O glaubet nicht, daß Bäumen Träume unbekannt seien! Ich sage euch, im Innern dieser schlafenden Welt treibt ein Traumsommerspuk herrliche Spiele, in dieser stummen weißen Oede der Felder widerhallt tief innen leisestes Echo unvergeßlicher Lerchenlieder. Und wollt ihr die weiten, flachen, unübersehbaren Wiesen des Sommers wiedersehen, die verschwunden scheinen, so folget mir diesen schmalen Gartenpfad nach, der zu den Bienenhäusern führt. Auch sie schlafen, schlafen wie Särge. Und wisset, daß sie Särge in Wahrheit sind! In diesen Grüften von Holz liegen die verschwundenen Wiesen. Öffnet behutsam, daß ihr die toten nicht stört, den widerspenstigen Deckel. Weicht ihr erschrocken zurück? Welche Fülle zarten, goldgrünlichen Lichtes strahlt aus den Schächten der Waben flutend euch entgegen! Sie ist der letzte Rest eines unermeßlichen Lichtmeeres, das an klaren blauen Tagen vom Himmel auf die blühenden Wiesen niederströmte. Den feinsten, den leisesten, dichtesten Regen, den die Erde kennt, bedeutet das Licht. Und diese blauen und roten und gelben Wunderkinder, sie spannten ein jedes sein Schlündchen auf und nahmen, so viel nur gegeben ward. Ein Tröpfchen Honig, o welche Fülle des Lichts! Hier ruht es begraben. Es leuchtet, ein Licht unter dem Scheffel, den kleinen fleißigen Tierchen, die es heimführten. Und mitten im kalten, duftlosen Winter leuchten in diesen Totenhäuschen, wie Millionen kleiner Lämpchen, die unzähligen Blumenseelen des Sommers und streuen Gerüche und Wärme und Licht aus, die Heimgeführten.

O meine Freunde, fühlt es mit mir: es gibt keine Vergänglichkeit, es gibt nur Verwandlung. Was uns entgeht, das laßt uns liebend in seiner nächsten Verwandlung ergreifen. Den verschwundenen Sommer, den träumen die winterlichen Bäume und Büsche, er ist nicht vergangen,

denn Quellen und Nachtigallen hören sie so deutlich, wie je. Und die leuchtenden Wiesen verwehen nicht herbstliche Winde. Versucht vom Honig, legt ein Tröpflein dieses Sommerlichtes auf eure Zunge: welches Glück des Wiedersehens wird euch durchrieseln. Auf Erden ist es nicht mehr schön. Wer hört nicht Völker seufzen? Doch laßt sich noch auf dem letzten Loch der Welt ein Lied der Freude, der Schönheit pfeifen. Was uns entgeht, entgleitet — wir werden in der Dichtung es finden. Nicht schminken will ich die Wirklichkeit, verwandeln. Auflösen den irdischen Stoff und aus seinen Elementen ein neues Werk fügen nach den Gesetzen meiner Sehnsucht. Es soll das Bittere und Süße der Welt ungeschieden in meine Hände kommen. Das Süße, das ihr vermisst, das Bittere, das ihr fliehet, beides findet ihr hier. Aber das Bittere schmerzt nicht mehr. Wem es auf Erden nicht gefällt, der komme. Die Kunst ist ein zweites, besseres Diesseits. Nicht sättigen will ich euch, aber auf die feinsten Klänge will ich euch spannen. Wen betrog eine Erfüllung noch nicht? Kein Mensch ist glücklich. Sehnsucht ist das Beste.

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters, der, fünfundsiebenzigjährig,
ein Opfer des Krieges, 1917 starb.

CARL DALLAGO

DIE MENSCHWERDUNG DES MENSCHEN^{*)}

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ Mit dem Wort, das im Anfang und bei Gott war, war also auch der Mensch da als geistige Realität durch seinen Anschluß an das Wort, in dem das Leben als das Licht war, das das Dunkel des Daseins erhellte. Es verdeutlicht die Verwirklichung des Menschen durch seine Gottverbundenheit, durch sein Aufgehen in das Unentwegte, das von jeher und immerwährend in Kraft ist, rein dadurch, daß es ist. Insoferne nun das Gottesverhältnis des Menschen auch dessen Religiosität ausmacht, war und ist der wirkliche Mensch aller Zeiten religiös, und die Irrtümer, denen er verfällt, müssen auf sein Gottesverhältnis, somit auch auf seine Religiosität, Einfluß haben; daher sie alle als im Grunde religiöse Irrtümer angesehen werden müssen.

Ich habe das vorgebracht, um in meiner Weise dem katholischen Parlamentarier von Rang, Donoso Cortéz, beizupflichten: „Erstens, daß alle Irrtümer einen gleichen Ausgangs- und einen gleichen Mittelpunkt haben, und zweitens, daß sie alle, von ihrem Ausgangs- und von ihrem Mittelpunkt aus betrachtet, religiöse Irrtümer sind.“ Wenn nun nach neunzehnhundertjährigem Bestand des Christentums gerade die „christlichen“ Völker und Staaten ihrer allgemeinen Beschaffenheit nach, die ja im Tun und Lassen ihren Ausdruck findet, sich unchristlicher erweisen als die sogenannten unchristlichen und heidnischen Völker, müssen in ihnen zweifellos religiöse Irrtümer zur Herrschaft gekommen sein. Und daß solche Irrtümer zur

^{*)} Der erste Teil dieses Kapitels muß hier aus Raumgründen entfallen.

Herrschaft gekommen sind — das heißt, daß sie nicht mehr als Verirrungen gefühlt und angesehen werden, sondern als Satzungen Geltung erlangt haben — muß wiederum fraglos in Beziehung gebracht werden zur Beschaffenheit der Kirche, als jener Institution, welche die von Gott ermächtigte Vertretung des Christlichen für sich in Anspruch nimmt und ihrerseits Völker und Staaten ermächtigt, sich christlich zu nennen, nur weil bei ihnen, wiewohl sie dem Christlichen Christi völlig ferne sind, die Kirche offizielle Geltung erlangt hat.

Diese Lage der Dinge hat es erst ermöglicht, daß Kierkegaard — der zweifellos größte religiöse Kämpfer neuerer Zeit und ein größter aller Zeiten — die offizielle „christliche“ Kirche, also auch die Papstkirche, und mit ihr die offizielle Geistlichkeit, die ihre Existenz auf die offizielle Existenz der Kirche und nicht auf die geistige Autorität des Vorbildes Jesu Christi gründet, erledigen konnte. So sehr erledigen, daß nicht angenommen werden kann, Kierkegaard wäre Katholik geworden, wenn er länger gelebt hätte. Es ist allzu Entscheidendes gegen die Kirche als solche von ihm vorgebracht, und noch auf seinem Sterbebett hat er aus Abneigung gegen das Offizielle von Kirche und Geistlichkeit auf den Empfang des Abendmahles verzichtet.

Höfding faßt, was Kierkegaard der Kirche vorwirft, dahin zusammen: „die Kirche soll weg — es bleibt nichts anderes übrig; denn sie lügt das Christentum zu Tod. Sie hat seinen Gegensatz zur Welt und den Aufgaben der Welt abgeschafft und hat damit das Christentum abgeschafft.“ — Ja, diese Auffassung hatte Kierkegaard. In der Schrift „Ueber den Unterschied zwischen einem Apostel und einem Genie“ tut er den Ausspruch: „Im Falle es in Wirklichkeit so wäre, wir wollen es einmal annehmen — daß ein Apostel im weltlichen Sinn die Macht hätte, großen Einfluß und mächtige Verbindungen hätte, Kräfte, durch die man über die Meinungen und Urteile der Menschen siegt —, im Fall er sie dann gebrauchte, hätte er eo ipso seine Sache verspielt.“ Ent-

scheidenderes kann der Kirche, die — in ihrem Oberhaupt sich auf die direkte Nachfolgerschaft des Apostels Petrus berufend — den Anspruch göttlicher Autorität erhebt, gar nicht vorgehalten werden, um deutlich zu machen, daß sie selbst ihre Sache längst verspielt hat. Anzunehmen, das von Kierkegaard Vorgebrachte gelte eigentlich nur seiner lutherischen Landeskirche, wäre geradezu absurd; da doch das spekulative weltliche Machtgebaren der Papstkirche ursprünglich das Uebel war, gegen das Luther und die Reformation ankämpften, und zwar aus religiösen Motiven. Wenn die Reformation schließlich demselben Uebel erlag, dem sie ursprünglich entgegentrat, ist es wohl, weil sie das Uebel zu wenig gründlich erfaßte und es nur an seinen weltlichsten Auswüchsen beschnitt, nicht an seiner Wurzel, der alle Weltlichkeit entsprang — mit anderen Worten: weil sie nur den vermeintlichen Auswüchsen der Kirche entgegentrat und nicht der Kirche selbst, als dem weltlichen Auswuchs des Christlichen Christi, das, als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher, niemals von dieser Welt ist. Was die aufgreifbare Kirche in ihrer weltlichen Position hält und erhält, kann darum auch nicht das Christliche Christi, sondern muß ein religiöser Irrtum sein.

* *

Wenn man das Wirken der Kirche ernster Betrachtung unterzieht, fällt einem auch besonders der Mangel an echter Gläubigkeit auf Seite ihrer höheren und höchsten Würdenträger auf, ferner, daß sie Nebensächliches zur Hauptsache gemacht hat, oder anders ausgedrückt: daß sie von den Mitteln den Zweck unterjochen ließ. Religiöse Irrtümer also von immerhin großer Tragweite! Denn es ist mehr als bedenklich zu lehren oder zu verkünden, wenn man selbst nicht mehr im Grunde gläubig von dem durchdrungen ist, was man lehrt oder verkündet. Und es entsteht wohl immer nur ein Zerrbild des Glaubens, wenn man Nebensächliches zur Hauptsache macht, oder von den Mitteln den Zweck unterjochen läßt.

Einmal soweit, kann es freilich zu einer fast alltäglichen Erfahrung werden, daß besonders der geschulte Theologe — auch der katholische — die Seelsorge leichter und leichter nimmt und die Vorstellung, wie sie der religiöse Laie vom schweren Beruf des Seelsorgers hat, gründlich widerlegt. So hörte ich z. B. einen solchen im Gespräch sich dahin äußern, man habe als Seelsorger doch eigentlich so wenig zu tun, daß man beispielsweise ganz gut zugleich auch Bank- oder Fabrikdirektor sein könnte, daß die Seelsorge also sich ganz gut noch nebenher — neben solchen Beschäftigungen! — ausüben ließe. Wenn aber die Sorge für die Seelen der Gläubigen von jenen, die sich zur Vertretung der Lehre Christi eidlich verpflichtet haben, so aufgefaßt und zur Geltung gebracht wird, ist es kein Wunder, daß schließlich auch die Gläubigen mehr von aller Welt an sich haben als vom wahren Glauben und mit geistloser Kirchengängerei ihrer Christenpflicht völlig zu genügen wähnen.

Es scheint, daß bei alledem die Sorge der Kirche weniger auf das Seelenheil ihrer Gläubigen als auf ihr eigenes gerichtet ist; und als ihre Seele — da ja Seele im christlich-persönlichen Sinn der Kirche als solcher nicht eignen kann —, darf gelten, was ihr sozusagen zur zweiten Natur geworden ist, es wäre: in dieser Welt zur Herrschaft zu kommen. Man verstehe es richtig: nicht auf Erden, dieser Welt entgegen, zur Herrschaft zu kommen — nein: in dieser Welt, die sich im Gegensatz zu allem Geistigen und Religiösen durch Gewaltmittel hält; in dieser Welt, von der das Reich Christi, als das Reich des Geistigen und Religiösen, niemals sein kann, und vor deren Eindringen diese Erde, die des Herrn ist, zu schützen wohl die zunächst liegende Aufgabe jedes geistigen und religiösen Menschen ist. Damit ist aber gesagt, daß die Kirche gar nicht mehr imstande ist, von der Weltbildung, in die sie aufgegangen ist, sich frei zu machen.

Hier darf es kein Mißverständnis geben. Der vielhundertjährige Bestand der Kirche als Staatskirche mag ihr in

manchen Augen das Aussehen einer triumphierenden Kirche gegeben haben; die Kirche Christi, sofern die Staatskirche je damit zu tun hatte, ist dabei gründlich zu Fall gekommen. Das Christliche Christi setzt sich nicht als Staat durch. Der Gottesstaat bleibt eine Vorstellung, die sich im Bereiche dieser Welt nicht realisieren läßt. Die Juden aber, die unter allen Völkern seiner Realisierung wohl am nächsten kamen, waren in ihrer Staatsverfassung unseren herkömmlichen Staatsgebilden, diesen Wahngebilden menschlicher Ueberhebung, am entferntesten. Sie hatten noch das von Gott Gesetzte, das allein Gesetz ist, als dominierendes Gesetz, und was nebenher ging, war eine Ausgestaltung ihrer Lebensführung und Familienrechte. Unsere Staaten halten sich durch Gesetze, die von Menschen gemacht sind; d. h. sie stützen sich auf Gesetze, die nicht Gesetz sind, und sind so, geistig gesehen, ohne allen Halt. Und mit solchen Staaten paktiert die Kirche, die eine Kirche Christi sein will, wirbt um Einfluß und wird immer mehr Weltbildung, je mehr sie Einfluß gewinnt und Staat wird. Dadurch, daß das Christentum Staatsreligion wurde, ist noch kein Staat in seiner politischen Betätigung der Lehre Christi nähergebracht worden, wohl aber haben sich die Vertreter der Kirche durch eitle Staatsdienerei von der Lehre Christi entscheidend entfernt.

Was wurde nicht alles möglich dadurch, daß die Kirche dem Staat, dieser hinfälligen Schöpfung der Menschen, ungleich mehr Gefolgschaft leistete als ihrem angeblichen Stifter Jesus Christus, dessen Lehre zu vertreten sie vorgibt! Man sehe nur nach dem Christentum der Gegenwart, wie es sich in den verschiedenen „christlichen“ Kirchen bemerkbar macht; es läßt an Groteskheit nichts zu wünschen übrig. Wie „christlich“ ist doch der Vertrag von Versailles! Im Sinne der herrschenden Kirchen ist er im Ernst christlich; man frage nur die Franzosen und Lloyd George, dessen Verhalten maßgebend war. Dieser englische Politiker war es doch, der den Deutschen, die vor Bedrängnis sozusagen weder aus noch ein wußten, das Bekenntnis der Alleinschuld am Kriege abzwang.

Vielleicht dachte er, auch vor Gott bestehen zu können, wenn einst Rechenschaft gefordert würde für seine Schandtat, die dem deutschen Volk die Grube grub, in die es fallen sollte zur „Strafe“ für seine Verwegenheit, dem überseeischen Handel Englands Konkurrenz gemacht zu haben. Mit dem Alleinschuldbekenntnis der Deutschen in Händen, mag sich dieser Staatsmann und Kirchentrabant nun auch vor Gott gesichert fühlen, den sich ja dieser politische Menschen-schlag immer auch als sein politisches Ebenbild vorstellt. Aber Gott ist gerechter als das ganze politische Pack sich auszudenken vermag, und so wird es sich noch einmal erweisen, daß mit Lloyd George der Beginn des Zerfalls der englischen Weltmacht eingesetzt hat.

Wenn man nach der Beschaffenheit Wilhelms II. sieht, der seiner Landeskirche nicht nur ein „christlicher“ Herrscher sondern auch deren oberster Würdenträger war, gewinnt die ganze Kirchenchristlichkeit ein noch schlimmeres Aussehen. Das Gefühl für Verantwortung, im rein geistigen wie im christlichen Sinne, scheint diesem Herrscher in der Obhut der Kirche völlig abhanden gekommen zu sein. Sonst könnte er, der ja Speichellecker züchtete wie kaum ein anderer Regent und seinen unbedingten Befehl überall verlautbarte, nicht heute noch alles Unheil, das sein Volk und sein Reich betroffen hat, fremden Einflüssen, die ihm sein Volk verderben, zuschreiben, anstatt sich selber; läßt sich doch kein schlimmerer Einfluß denken als das Beispiel, das dieser Herrscher in seinem Größenwahn dem Volk gegeben hat, nicht nur von seinem Regierungsantritt an bis zu seiner Entthronung, nein: auch nachher noch, im Exil, durch die Herausgabe seiner unwahren „Erinnerungen“, die alle Schuld beschönigen möchten, durch deren Feilbietung an die bestzahlende Sensationspresse — auch an die der Siegerstaaten — und zuletzt noch durch seine neue Eheschließung, bei der bekanntlich auch ein Brautschmuck von Millionenwert Aufmerksamkeit erregte. Ich denke hier der unzähligen jungen Toten im Reich, der ungezählten Frauen und Kinder, der

darbenden Mütter, all des Unheils und Elends, des Hasses und der Auflösung aller natürlichen Ordnung, die zurückblieben als Folgen des nicht endenden Kommandos Seiner Majestät: „Nur immer feste druff!“. Und da war kein christlicher Priester mit dem nötigen Rückgrat, der der abgesetzten Majestät — denn wenn schon Gottesgnadentum einem regierenden Herrscher zugesprochen wird, ist auch verdientes Gottesgnadentum dem abgesetzten zuzusprechen — zu sagen wagte: Herr Exkaiser, unter solchen Umständen heiratet man nicht mehr. Aber was geschieht? — Es ist freilich ein Hofprediger — was Jesus nicht war —, der die Zeremonie vornahm, bei der die Orgel einsetzte und der Choral angestimmt wurde: „Jesus, geh voran auf unsrer Lebensbahn!“. Dann war auch die Rede vom „Ideal des christlich-germanischen Familienlebens“, und „besonders fiel ein von der deutschen Volkspartei gespendeter Blumenstrauß durch seine Größe auf“. Und das galt einem Herrscher, der bei seinem Regierungsantritt den Gedanken erwog, Bismarck, den Schöpfer des Deutschen Reiches, nach Spandau zu schicken, und der bei seinem Abgang, der Flucht war, Reich und Volk völlig geschlagen und zerrüttet zurückließ. Was sich in mir bei solcher Betrachtung nur noch mehr festsetzt, ist: daß der politische Nationalismus im Verein mit der Kirche die Menschen nicht nur schlecht macht, sondern sie auch völlig verdummt.

Die Holländer aber, die von einem Hofprediger in Doorn also auch etwas vom „Christlich-Germanischen“ vernommen haben, seien an etwas erinnert, das sie auf dem Gewissen haben: an den Untergang der letzten Fürsten von Bali, wie ihn uns der Bericht von Gregor Krause in seinem Bali-Buch überliefert hat. Sollte ihnen da nicht eine Geisteshaltung begegnet sein, die mehr vom wahren Christlichen und vom echten Germanischen an sich hatte, als sie bei der Trauung des deutschen Exkaisers zu beobachten Gelegenheit hatten? Man lese nur, wie die europäischen Eindringlinge (in diesem Fall eben die Holländer) die Freundschaft jener Insel-

menschen mißbrauchten, wie sie einen nichtigen Vorwand aufgriffen, um sich der Herrschaft über das Land zu bemächtigen, und wie der letzte Fürst, als er gewährte, daß alles Kämpfen nutzlos sei, im Gefühl der ganzen Verantwortung für das Wohl und Wehe seines Volkes, die er mit seinem Regierungsantritt übernommen hatte, sich mit seinem ganzen Hause dem Tode weihte. Der Bericht (ich las ihn im „Brenner“, 7. Folge, Band 1) sagt: „Die Soldaten zögern, weiter zu schießen. Da werfen ihnen Frauen einen Regen von Goldstücken entgegen: ‚hier habt ihr das Gold, wofür ihr kamt‘. Sie weisen auf ihre Brust, um dorthin getroffen zu werden. Der Weg zum brennenden Palaste des Fürsten ist frei. Tote und Röchelnde machen ihn unbequem. . . . Der europäische Regierungsbeamte, der oft der Gast des Fürsten gewesen ist, sucht hastig und erkennt schnell in dem Berg von Leichen die des Fürsten. Ein christlicher Priester, der für das Seelenheil der Truppen sorgt, wendet voll Abscheu über den heidnischen Wahnsinn seine Blicke hinweg und flieht von dem Orte dieses Sterbens.“

Ich frage hier: Wie kommt es, daß gerade in den „christlichen“ Völkern und Staaten, völlig entgegen der Lehre Christi, die Besitz- und Machtgier so sehr entwickelt ist? Und die Kirche ist wahrnehmbar überall mit im Spiele. Da kann es wahrlich nicht verfehlt sein, zu schließen, daß sie Weltbildung ist, sie, die sich an den Unternehmungen dieser Welt, auch wenn sie der Lehre Christi noch so Hohn sprechen, immer wieder beteiligt zeigt. Auch ist es ebenso vermessen wie lächerlich, dem vorsätzlichen Morden — Notwehr ist etwas anderes! —, also einem Tun, das das Seelenheil verwirkt, Priester beizugesellen, die für das Seelenheil der Mordenden zu sorgen haben. Wollten sich Priester ernstlich um das Seelenheil solcher Schützlinge besorgt zeigen, müßten sie ihnen das Morden verbieten, ja, ihnen verbieten, der Aufforderung zum Morden Folge zu leisten. Alles andere ist Humbug. Und wahre Christlichkeit hätte mehr Grund, sich mit Abscheu vor einem Unternehmen christlicher Staaten wie

jenem der Besitzergreifung von Bali abzuwenden als vor der Todesbereitschaft von Männern und Frauen, die noch Sinn für Verpflichtung bewiesen und in ihrer Weise das Wort Christi betätigten: Fürchtet nicht jene, die euch den Leib töten. Und über das Seelenheil Andersgläubiger zu richten, ist der entartete christliche Priester, der jeder kriegerischen Aktion, jedem Massenmordunternehmen, auch wo es von gemeiner Habsucht diktiert ist, wie selbstverständlich zur Seite steht, gewiß nicht mehr der Berufene. Auch der Glaube an den Christengott kann übrigens der Gewißheit von Gottes Unveränderlichkeit keinen Eintrag tun. Und auch der werktätig fromme Götterglaube muß einen Menschen dem ewigen unveränderlichen Gotte entschieden näherbringen, als der Glaube an die Menschwerdung Gottes, wie ihn die bloßen Kirchenchristen mit ihren Werken bezeugen, weil er den Menschen der Menschwerdung des Menschen, wie sie von Gott gewollt ist, näher bringt als dieser.

Mein Hinweis auf das unchristliche Verhalten, wie es sich im herrschenden Protestantismus, bezw. Anglikanismus aufdrängt, soll aber ja nicht glauben machen, im Katholizismus sei die Widerchristlichkeit geringer. Geben doch in Frankreich, Belgien und Italien selbst höchste Würdenträger der katholischen Kirche redlich Zeugnis davon, daß sie das Beispiel und die Lehre Jesu gründlich mißachten. (Wenn in Deutschland bei den katholischen Würdenträgern der Kirche solche Mißachtung heute weniger zu spüren ist, schreibe ich es dem Umstande zu, daß die Deutschen heute noch die Geschlagenen sind.)

Wohl hat die katholische den anderen „christlichen“ Kirchen voraus, daß sie klüger ist und eine gefestigte Tradition hat, an die sie sich theoretisch hält, wenn sie auch in ihrer aufgreifbaren Form, die Weltbildung ist, beständig dagegen handelt. Und daß sie in letzter Zeit, da in dieser argen Welt mehr die anderen Kirchen das große Wort hatten, sich mehr als diese als eine geistige Institution erwies, hat seinen Grund wohl darin, daß sie weniger Macht hatte. Man sehe heute nur

nach Frankreich, Belgien und Italien. Die Gewalttätigkeit wächst mit der Geltung der Kirche; ja, es ist so, daß man sich der Kirche bedient, um der Gewalttätigkeit mehr Recht zu verschaffen. Mit der Zunahme des Kirchlichen wächst also das Widerchristliche. Deutlicher: Man fährt mit der einen Hand dem Gegner an die Gurgel, mit der anderen wird das Kruzifix in den Schulen aufgerichtet. So ist diese politische Welt!

Und ein Laie im Geistigen und Religiösen und also auch im Christlichen, wie ich, vermag da wohl nichts besseres zu tun, als seine Kräfte zusammen zu nehmen, um die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen. Und ich glaube zu diesem Schutze beizutragen, wenn ich, das religiöse Gutachten Kierkegaards hervorkehrend, es also ergänze und in meine Fassung bringe: Die Kirche, die Weltbildung ist, soll weg — es bleibt nichts anderes übrig; denn sie lügt das Geistige und Religiöse und also auch das Christliche zu Tod. Sie hat seinen Gegensatz zu dieser Welt, zu den Gütern und den Aufgaben dieser Welt, die eine Schöpfung der von Gott abgekommenen Menschen ist, abgeschafft und hat damit das Geistige und Religiöse und also auch das Christliche abgeschafft.

* . *

Der Name Kierkegaard hört sich heute an wie ein Aufruf zum Religiösen. Und es ist gut so. Denn er, der sich wie kaum ein anderer Ihm, dem unveränderlichen Gotte, unterworfen hat, hat sich keiner Kirche unterworfen. Es ist das umsomehr beachtenswert, als Kierkegaard, der wohl ein einzigartiges Genie war, sicherlich wie kaum ein anderer der Versuchung dieser Welt ausgesetzt war, weil er eben wie kaum ein anderer die intellektuellen Fähigkeiten hatte, alles weltliche Hochhinauswollen zum Ziele zu führen. Zugleich aber war etwas in ihm, das ihm immer wieder alles weltliche Zielstreben als völlig nichtig erscheinen ließ, und so war er wohl in beständigem Kampfe mit sich selbst, bis

er sich in einer Weise zu Gott durchrang, die in ihm nichts anderes mehr als Staunen, Unterworfenheit und Anbetung Gott gegenüber zurückließ. Wenn er von sich sagen konnte: „Es ist mir niemals eingefallen, daß ein Mensch gelebt habe oder gleichzeitig geboren werden könnte, der mich an Gaben des Geistes überragte,“ und dann bekennen mußte: „In meinem Innern war ich mir der Elendste von allen. Ich konnte alles, was ich wollte, nur eines nicht: die Schwermut heben, in deren Macht ich war,“ so können wir wohl die Verfassung, die im ersten Satz zum Ausdruck kommt, gewissermaßen als mitschuldig an der Verfassung, die sich im zweiten Satze kundtut, betrachten. Denn so phänomenal begabt ein Mensch auch sein mag — sich für den Begabtesten zu halten, macht ihn Gott gegenüber ausgesetzt durch die weltliche Einstellung der Selbstbewertung. Auch zu glauben: „ich konnte alles, was ich wollte,“ ist noch eine allzu äußerliche Auffassung; denn dieses Wollen ist noch nicht der gute Wille, der sich wie eine erste Anknüpfung an den Willen Gottes anläßt und so auch die Macht haben müßte, die Schwermut zu heben. Daß es Kierkegaard zu hohen weltlichen Ehren und einträglichen Aemtern, zu einem Gefeiertwerden in der Gesellschaft, ja auch zum hohen kirchlichen Würdenträger gebracht hätte, wenn er nur gewollt hätte, dürfen wir ruhig annehmen; aber das Große an ihm ist, daß es ihn unglücklich gemacht hätte, den Weg zu beschreiten, der zu derlei führte. Eine Tagebuchaufzeichnung sagt: „Ich komme eben von einer Gesellschaft, in der ich die Seele war; der Witz strömte aus meinem Mund, alle lachten, bewunderten mich — aber ich ging, ja der Gedankenstrich muß so lang sein, wie die Radien der Erdbahn — hin und wollte mich erschießen.“ Hier wird deutlich, daß Kierkegaard reichlich gekonnt, was er gewollt hatte; aber im Banne solcher Wirkungsmöglichkeiten wußte er seine Geistesgaben allzu sehr der Versuchung dieser Welt ausgesetzt, so daß in ihm die Schwermut überhand nahm — sie, die zur Krankheit, zum Tode wird. Wer aber dann wie

Kierkegaard noch jene Abhandlung über die Krankheit zum Tode schreiben konnte, die in wohl nie dagewesener Weise alle Formen der Verzweiflung aufdeckt, der freilich ist gerettet. Daß bei solcher Entwicklung einem Kierkegaard auf dem Wege zur Gottangeschlossenheit das Christentum etwas anderes wurde und werden mußte, als aus diesem durch die Kirche geworden ist, ist selbstverständlich. Und verständlich ist wohl auch, daß er, der durch seine außerordentlichen Geistesgaben auch außerordentlich der Versuchung, diese Welt an sich zu reißen, ausgesetzt war, das Christentum in größtmöglicher Strenge und Härte sich vor Augen halten mußte, um der Versuchung nicht zu erliegen. So mag zuweilen das Christliche bei Kierkegaard gleichsam als ein potenziertes Christliches in Erscheinung treten; war es doch bei ihm mehr der Gefahr des weltlichen Hochhinauswollens, die es zu bewältigen galt, ausgesetzt als beim weniger begabten Menschen. Wo aber Kierkegaard als Mensch und Schaffender diese Bewältigung hinter sich hat, wo seine religiöse Verfassung in der ganzen Abgestorbenheit gegenüber dieser Welt zutage tritt, dort muß auch deutlich werden, daß ihm das wahre Christliche in hohem Maße eigen war — jenes Christliche, das ja nach Christi Lehre seine Hauptaufgabe darin sieht, den Menschen von dieser Welt der brutalen Bedingungen abzuziehen und ihm das Reich Gottes als ein Inwendiges, als das von jeher Geistige und Religiöse, als das Reich des Unbedingten und Absoluten, zu erschließen.

Der Kirchengläubige — und sei er wer immer — sollte darum, bevor er seine Kirchengläubigkeit gegen Kierkegaard sprechen läßt, sich fragen, ob diese allein je imstande wäre, in ihm eine Verfassung auszulösen wie jene, von der bei Kierkegaard beispielsweise die Rede von der Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen ausgelöst ist. Bei verneinender Antwort müßte er sich sagen, daß Kirchengläubigkeit doch niemals das Ausschlaggebende im Geistigen und Religiösen, also auch nicht im Christlichen sein kann. Es könnte zur Untersuchung führen, inwieweit die tiefe Religiosität, die

redliche Christlichkeit Kierkegaards mit Kirchengläubigkeit sich deckt oder wenigstens mit ihr zu tun hat.

Den Werken Kierkegaards nach, die ich kenne, läßt sich durchaus nicht behaupten, daß er Christus entschieden mit Gott identifiziert hat. In mancher seiner religiösesten Schriften, die immer von seinem Gottesverhältnis aussagen, ist über sein Verhältnis zum Fundamentalsatz der Kirchengläubigkeit, der Menschwerdung Gottes, gar nichts ausgesagt. So könnte die eben erwähnte Rede auch einer vor Christi Geburt geschrieben haben, freilich nur einer, dem Theismus das Leben war. Kierkegaard erwiese sich dann als ein Gerechter, was nicht gegen die Aussage Christi wäre, die ja zuläßt, daß es Gerechte zu allen Zeiten gegeben hat und noch immer geben kann, auch abseits vom Wissen um Christi Sendung, nicht aber abseits der Befolgung des von jeher von Gott Gesetzten. Dem widerspricht auch nicht der Ausspruch Christi „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“, insofern hier Christus nicht als Person, sondern als Anwalt des von jeher von Gott Gesetzten aufzufassen ist, dessen Erfüller er eben war, und ohne das kein wahres Gottesverhältnis möglich ist; das auch nur insofern erneuert werden mußte, als es im Laufe der Zeiten durch Zutaten des Weltlichen entstellt worden war. Im „Buch über Adler“ steht freilich der Satz: „Das Christliche hat keine Geschichte, denn das Christliche ist dieses Paradox, daß Gott einmal Mensch geworden ist in der Zeit.“ Und noch paradoxer ist gesagt: „Das Christentum ist die paradoxe Wahrheit, es ist das Paradox: daß das Ewige einmal geworden ist in der Zeit.“ Aber hier heißt uns die Vernunft, gewiß zu sein, daß, was in der Zeit geworden ist, nicht das Ewige ist. Und daß „Gewißheit stelle die Vernunft ganz hintenan, wenn der Glaube in mir erweckt ist. In dem zitierten Satz aber hat Kierkegaard das Paradoxe vielleicht doch übertrieben. Mein Glaube müßte den Satz so bringen: Das Christentum ist die paradoxe Wahrheit, daß das Ewige einmal T a t geworden ist in der Zeit. Und das müßte

ich so deuten: daß das von jeher von Gott Gesetzte, das Wort, das im Anfang und bei Gott war, durch einen Menschen seine volle Erfüllung gefunden hat. Mit dieser Deutung verträge sich auch der spätere Satz Kierkegaards in demselben Buch: „daß Gott in menschlicher Gestalt sich in Christo offenbart hatte“, wenn man dabei der Aussage des Johannesevangeliums gedenkt „Und Gott war das Wort“, womit doch bedeutet ist, daß sich Gott nur als Verlautbarung dem Menschen gegenüber geltend macht. Nun aber sagt mir der Satz Kierkegaards, daß die Verlautbarung Gottes durch das Menschendasein Christi verwirklicht worden ist. Dem entspricht auch: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“; es macht Christus zum Menschen, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte. Es handelt sich also immer wesentlich um die vorbildliche Menschwerdung des Menschen, nicht um die Menschwerdung Gottes, gemäß den eigenen Worten Christi: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben.“ Auch wenn Gott Mensch geworden ist, wenn der Glaube an die Menschwerdung Gottes einem Menschen zur Gewißheit wurde, ist er noch nicht das Entscheidende für das Christliche. Das Entscheidende ist und bleibt der Glaube an Christum als an das Vorbild, das in der Wahrheit ist; daß also diktatorische Geltung hat für jeden Menschen und für alle Zeiten, was Christus gelehrt hat, weil er eben das von jeher von Gott Gesetzte gelebt und gelehrt hat. Das Gesagte befürwortet wohl auch noch Kierkegaard in demselben Buch, wenn er sagt: „Das Christliche ist da, ehe irgend ein Christ da ist; es muß da sein, damit einer Christ werden kann.“ So muß es auch da sein, ehe Christus da ist.

In der Schrift Kierkegaards „Darf ein Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen?“ sind freilich auch noch Aussprüche, die mit Kirchengläubigkeit zu tun haben. So heißt es einmal: „daß dieser Gekreuzigte Gott war“, dann auch: „Er sagte selbst, daß Er Gott sei“, was übrigens nicht wahr ist dem Inhalt der Evangelien nach. Aber Kierke-

gaard beginnt diese Abhandlung auch so: „Es war einmal ein Mann, er war als Kind in der christlichen Religion streng erzogen worden.“ Und wenn er sich auch mit diesem Mann identifiziert, in manchem läßt er ihn doch einen kirchengläubigen Standpunkt einnehmen, den er selbst nicht — jedenfalls nicht dauernd — eingenommen hat. Es ist auch bezeichnend für Kierkegaards Verhältnis zu dieser Abhandlung, daß er sie als Dichtung ausgibt. Am Schlusse sagt er nämlich: „Dies sind, wie gesagt, jenes Mannes viele Gedanken in einem kurzen Inbegriff“. Da das ganze Dichtung ist, ‚dichterischer Versuch‘, aber wohlgemerkt: von einem Denker, so wird der denkende Leser es in Ordnung finden, daß ich nichts über jenes Mannes Person sage; denn just weil es Dichtung ist, kann ich ja gerade so gut das eine sagen wie das andere; sagen, was ich gerade will.“ Mich dünkt aber, Kierkegaard hätte nicht so abschließen dürfen, falls ihm der Inhalt der Abhandlung ein Entscheidendes für den christlichen Glauben, für die ganze christliche Verfassung gewesen wäre.

Es ist auch etwas Ueberreiztes — vielleicht ist es überschwängliche Erfindungsgabe — in der Problemstellung Kierkegaards: „Darf ein Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen?“ Für die Wahrheit — es wäre: für die Geltung des Absoluten. Die für die Wahrheit in diesem Sinne totgeschlagen wurden, die Wahrheitszeugen, zu denen Kierkegaard als zu den Herrlichen auch aufsaß, fragten nicht so, sondern baten Gott, sie instand zu setzen, den Tod freudig hinnehmen zu können. Das Absolute zur Geltung zu bringen in den Zeiten, es auf Erden zur Geltung zu bringen entgegen dieser argen Welt, mit dem Einsatz des eigenen Lebens — vorausgesetzt, es erforderte dies — wäre immerhin ein Sympathieakt von größerer Tragweite durch sein Hineinragen in die Zeiten als der, es als Schuld zu fühlen, andere schuldig werden zu lassen an dem Tode eines Wahrheitsvertreters. Auch bleibt es sehr fraglich, ob, wer die absolute Wahrheit als solche erkannt hat, noch fähig ist, den,

der sie vertritt, totzuschlagen. Hat der Totschläger jedoch diese Wahrheit als die Wahrheit nicht erkannt, wird er wohl unmittelbar des Totschlages schuldig, aber nicht des Totschlages an einem Wahrheitsvertreter. Freilich hat er seinen Zustand geistiger Verderbnis zu verantworten, der ihm den guten Willen und mit ihm die Fähigkeit benahm, die ihm verkündete Wahrheit zu erkennen; aber diese Schuld haftet schon vor dem Totschlag an ihm. Daß Kierkegaard bei seiner Problemstellung übers Ziel schießt, scheint mir daraus hervorzugehen, daß es bei ihm gilt: „für die Wahrheit“, womit er in das Reich des Absoluten übergreift, dem der Mensch nie genug Unterwerfung, nie genug Hingabe entgegenbringen kann. Innerhalb des Reiches des Bedingten müßte ich der Auffassung Kierkegaards, die aus Sympathie für die Menschen einem Menschen nicht erlauben möchte, sich für seine Meinung oder seine Sache totzuschlagen zu lassen, völlig beipflichten.

Zwischen Kierkegaards Gottesglauben und der herkömmlichen Kirchengläubigkeit ist immerhin ein qualitativer Unterschied. Der zeigt sich am deutlichsten in dem Unterschied zwischen dem, was bloße Kirchengläubigkeit, die sich in Anerkennung der Kirche und Erfüllung ihrer Vorschriften Genuß tut, hervorgebracht, und dem, was aus Kierkegaard sein Gottes- und Christusglaube gemacht hat. Hier zeigt sich ein Mensch, der zunehmend befähigt ist, der Menschwerdung nach dem Beispiel Christi in Gottangeschlossenheit zuzustreben; dort haben wir heute „christliche“ Völker, „christliche“ Staaten, ja sogar eine „christliche“ Welt — insgesamt eine „geographische Christenheit“, die im großen und ganzen geradezu als der verweltlichteste Teil der Menschheit auf Gottes Erdboden sich geltend macht. Daß Kierkegaards existenzielle Religiosität mit dem angeblichen Christentum dieser Christenheit, die nur durch eine Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, Geltung als Christenheit erlangt hat, kaum etwas gemein hat, ist eigentlich selbstverständlich. Umso seltsamer berührt die Aussage, daß Kierkegaards schriftstellerische

Wirksamkeit „ihren entscheidenden Ruhepunkt am Fuße des Altars“ findet, wenn nicht hinzugefügt wird, daß damit nicht gesagt ist: zu Füßen der Kirche. Das muß hervorgehoben werden. Ein Mensch, der nahezu am Ende seiner schriftstellerischen Wirksamkeit sich noch also ausspricht: „Wer du auch seist, mein Freund, wie im übrigen dein Leben auch sei — dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienste teilnimmst, wie er jetzt ist (mit dem Anspruch, das neutestamentliche Christentum zu sein): dadurch hast du beständig eine, und zwar eine große Schuld weniger: du nimmst nicht daran teil, Gott dadurch für Narren zu halten, daß man für neutestamentliches Christentum ausgibt, was es doch nicht ist“, — und der (wie Höffding berichtet) auch auf seinem Sterbebett „das heilige Abendmahl nicht empfing, weil er es nicht von einem Pfarrer, sondern nur von einem Laien annehmen wollte“ — also von keinem amtlichen Vertreter einer offiziellen Kirche annehmen wollte —: ein solcher Mensch ist nicht kirchenchristlich im herkömmlichen Sinn und hat sich keiner der herrschenden Kirchen unterworfen.

Welche der herrschenden Kirchen könnte beispielsweise mit ihrer Glaubens- und Kirchenlehre vereinbar halten, was Kierkegaard (demselben Bericht nach) glaubend lehrt: „Wenn von zwei Menschen der eine in persönlicher Unwahrheit zu dem wahren Gotte betet, der andere ‚mit der ganzen Leidenschaft der Unendlichkeit‘ zu einem Götzen, so betet der erstere in Wirklichkeit zu einem Götzen, während der andere in Wahrheit zu Gott betet. Es kommt zu allererst auf ein Wie, nicht auf ein Was an, auf die persönliche Innerlichkeit und Energie, nicht auf den Inhalt, an den diese Innerlichkeit geknüpft ist.“ Jesu Verhalten zu den Schriftgelehrten und Pharisäern, die den Anspruch erhoben, Hüter des Gesetzes und des wahren Glaubens zu sein, widerspricht nicht der Auffassung Kierkegaards. Zudem bezeugt Jesus selbst, als unser Herr und Meister in

der Verinnerlichung, daß der Mensch dem wahren Gottesverhältnis umso näher rückt, je mehr Innerlichkeit er aufbringt. Insoferne nun zweifellos auch der Kirchengläubige zu Innerlichkeit gelangen kann, mag dieser freilich mitunter näher bei Gott zu stehen kommen, als der nur an Gott und an Christum Glaubende; aber dann ist es eben darum, weil er eine Verinnerlichung aufweist, die sogar seinen Götzen, die Kirche, Gott näher bringt als jener von seiner Gottesgläubigkeit gebracht wird, dem es an Verinnerlichung mangelt.

Aber hier handelt es sich nicht darum, was ein verinnerlichter Mensch, der den Glauben an die Kirche nicht verloren hat, aus dieser macht mit Hilfe seiner Vorstellungskraft, die wahrlich an Einbildungskraft grenzen muß, wenn man die existenzielle Beschaffenheit der Kirche in Betracht zieht. Hier handelt es sich darum, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen, die jede existierende offizielle Kirche als Kirche Christi verneinen —, ja, die jede auffindbare offizielle Kirche als Weltbildung und Politikerin dartun und den Glauben an ihr Hauptdogma von der Menschwerdung Gottes, der wohl bei den Uebervielen, die sich Christen nennen, Gewohnheitsglaube geworden ist, als unfähig erwiesen haben, die Menschen so auszurüsten, daß sie imstande sind, in ihrer Lebenshaltung die Menschwerdung des Menschen, wie sie von Gott gewollt und von dem Vorbilde Jesu Christi gelebt worden ist, dieser Welt entgegenzusetzen. Die ersten Christen, die das tatsächlich gekonnt haben, hatten noch keine offizielle Kirche, dafür aber den lebendigen Glauben an Christum als an das Vorbild. Das Vorbildliche an Christo, das mit Christi Leben und Lehren den Menschen gegeben ist, aber kann nicht die Menschwerdung Gottes, sondern nur das Werden des Menschen zum Menschen, wie er von Gott gewollt ist, kann nur die Menschwerdung des Menschen sein.

* . *

Selbst Theodor Haecker, „der berufene Anwalt und Ausdeuter Kierkegaard'schen Schaffens“, muß mir hier beipflichten, wenn er Kierkegaard also beipflichtet: es „finden sich auch bei Kierkegaard, Gott sei gedankt, Gedanken und Sätze, wie der, daß das Christentum die ‚Vollendung des echten Menschlichen‘, der wahren ‚Humanität‘ ist.“ Denn auch aus meiner ganzen Darstellung geht hervor, daß das wahre Christentum, als Ausfluß des Christlichen Christi, mit dem vollendet Geistigen und Religiösen von jeher identisch und dieses das vollendet Menschliche sein muß, das Menschliche, wie es von Gott gewollt ist. Steht diese Anschauung einmal fest in dem Sinn, daß man fühlen kann, die Innerlichkeit hat sich ihrer bemächtigt, kann auch die Christusfrage in jeder Form an einen herantreten. Und wenn gesagt wird, daß sie zur Entscheidung zwingt, und diese Entscheidung sein soll: „ob man Christus als Typus nimmt (und dementsprechend sein Verhältnis zu ihm hat) oder als den absoluten Einzelfall,“ wird man gut tun, sich daran zu erinnern, daß Christus gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit“, und sich zu vergegenwärtigen, daß die absolute Wahrheit, auch wenn sie noch so oft auftritt, immer auch als der absolute Einzelfall angesehen werden kann, weil eben nur die absolute Wahrheit die absolute Wahrheit ist. So daß man sagen kann, daß der absolute Einzelfall das Typische des Absoluten und die Wahrheit das Paradox ist: daß sie sowohl Typus wie Einzelfall ist. Wenn man daher wie zur Wahrheit auch zu Christus, der die Wahrheit ist, das Verhältnis hat, so kann das sicher nicht fehlgegangen sein.

Aber man geht wahrscheinlich fehl, wenn man Glaubensforderungen mit Philosophie ausstattet, um ihnen mehr Gewicht zu verschaffen. Besonders wenn man Gewissensfragen stellt wie diese: „Willst du glauben“ (nämlich: daß Christus Gott war), „um hierin dein ewiges Leben zu haben, oder willst du nicht glauben?“ So deutlich das ist, der Satz „um hierin dein ewiges Leben zu haben“ bedarf noch einer Klärung, da es sich hier um den christlichen Glauben handelt, der

auch Verdammnis kennt als Gegensatz zum ewigen Leben. Also könnte der Satz auch sagen wollen: um nicht verdammt zu werden, und das würde bedeuten: um nicht für die Ewigkeit unter Gottes Zorn zu stehen. Das völlig Absurde, das darin läge, die ewige Verdammnis eines Menschen einzig davon abhängig zu machen, ob er glauben will, daß Christus Gott war, oder ob er es nicht glauben will, drängt sich hier ebenso auf wie die maßlose Glaubensunwilligkeit, die verborgen in dem umgehen muß, der nur Gott selbst Glauben schenken will, nicht aber einem Menschen, der, absolut eindeutig bekennt: Ich bin die Wahrheit, sich auf Gott, den Vater beruft, der ihn gesandt hat und im übrigen sein ganzes Leben für sein Bekenntnis sprechen läßt.

Aber es ist merkwürdig, daß Menschen, die die Glaubensforderung ein so bedenkliches Aussehen annehmen lassen (mich würde es unbedenklich veranlassen, sie niemals anzuerkennen), auch etwas vorbringen müssen, das gleichsam mit dem Eintreiben der Forderung diese verändert. Das geschieht, wenn zugleich mit der Forderung die Behauptung aufgestellt wird, daß „Christus selbst der Fragende, der Mensch der Gefragte“ ist. Damit ist doch zugegeben, daß der Mensch bezüglich der Glaubensforderung sich mit Christus selber auseinander zu setzen hat. Christus selbst ist also als der Fragende auch der Fordernde, und was er fordert, kann zum Ausdruck kommen nur in dem, was er gesagt hat, und dieses fordert zweifellos den Glauben an ihn; aber nicht den Glauben an ihn als Gott, sondern den Glauben an ihn als an das Vorbild, das er unbedingt ist als der Mensch, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte. Christus ist aber nicht nur der Fragende und Fordernde, sondern auch der Bescheidgebende, und so hören wir durch ihn von seinem vollendeten Gottesverhältnis, von seiner Gottangeschlossenheit, die ihn eins sein läßt mit Gott als dem Vater, des weiteren aber auch, daß er die qualitative Gleichsetzung mit Gott entschieden zurückweist. (Schon mit der Gleichnisrede: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben — der Vater ist der

Weingärtner“, stellt er sich völlig eindeutig seiner Wesensbeschaffenheit nach den Menschen gleich und wesensungleich zu Gott). Und seinem ganzen Verhalten nach im Umgang mit den Menschen können wir gewiß sein, daß er dem, der ihn und seine Lehre so in sich aufnimmt, daß er dieser Welt entzogen wird, ungleich näher steht als denen, die an ihn als an Gott zu glauben vorgeben und trotzdem von dieser Welt so angezogen werden, daß sie beständig wider sein Beispiel und seine Lehre handeln.

Darum ist es verfehlt, das Entscheidende für das Christentum (als das Christliche Christi) oder für das Menschsein im Geiste dieses Christentums darin zu sehen, ob man Christus als Typus nimmt oder als den absoluten Einzelfall, was hier ja heißen soll: als identisch mit Gott. Vielmehr ist, wenn man auf Christus selber, als den Fragesteller und den Antwortgeber hört, das Entscheidende für das Christsein, daß man ihn zum Vorbild nimmt und dementsprechend handelt oder doch zu handeln strebt. Und, daß Christus, als das Vorbild, die Menschwerdung des Menschen dem Menschen zur Aufgabe macht und nicht den Glauben an die Menschwerdung Gottes, gehört auch zum Entscheidenden.

Wo Theodor Haecker diese Seite der Christusfrage berührt, ist er weit zurückhaltender im Sichäußern; er erwähnt nur „die absolute Einzigkeit des Gottmenschen“, die wohl unanfechtbar dem zugestanden werden muß, der die Wahrheit ist, weil die Wahrheit im absoluten Sinn von absoluter Einzigkeit ist.

• • •

Es ist hier wohl am Platze, den Satz Kierkegaards aufzunehmen, der sagt: „die Subjektivität ist die Wahrheit“, den Höffding, der dänische Philosophie-Professor, mißverstanden hat, wenn er meint: „Mit diesem seinem berühmten Satz, daß die Subjektivität die Wahrheit ist, hat Kierkegaard den Lessingschen Satz noch verschärft, daß unser Verhältnis zur Wahrheit nur in einem ewigen Suchen

nach ihr bestehen k ö n n e. — Der Sinn ist eigentlich: Die Wahrheit hat nur dann Wert, wenn sie im persönlichen Fühlen und Streben angeeignet und festgehalten wird. Der persönliche Nährwert der Wahrheit ist das Entscheidende. Der Maßstab liegt in der Bewegung, die im inneren Leben der Persönlichkeit geweckt wird.“ Der Satz Kierkegaards hat nämlich meines Erachtens etwas ganz anderes zur Voraussetzung als die Aussage Lessings über unser Verhältnis zur Wahrheit. Lessing war ein redlicher Sucher, nicht mehr; Kierkegaard ist Glaubender, schon bevor er jenen Satz niederschrieb, der wohl auch nur im Glauben erreichbar ist, denn er hat Glauben zur Voraussetzung, und zwar den Glauben, daß Gott den Menschen erschaffen hat nach seinem Ebenbilde, so daß der Mensch zu Gott — um im Gleichnis zu reden — in demselben Verhältnis steht wie das Kunstwerk zu seinem Schöpfer (wobei fraglos das Kunstwerk als solches um so bedeutender ist, je mehr in ihm das Eigenste seines Schöpfers zum Ausdruck kommt, je mehr es dessen geistiges Ebenbild ist). Nun weiß der Glaubende: Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild. Der Mensch ist also als Gottes Ebenbild von Gott gewollt. Damit stimmt auch die Aussage des Evangeliums überein, daß alles durch das Wort gemacht ist, das im Anfang und bei Gott war. Wenn nun der Mensch das Werk Gottes und dessen Ebenbild ist, muß das ihm wesentlichst Anhaftende das Entscheidende an ihm sein, und das ist: daß er die Eigenart Gottes, seines Schöpfers, der Geist ist, zum Ausdruck bringt (wie es ja auch beim Kunstwerk das Entscheidende ist, daß in ihm die Eigenart seines Schöpfers zum Ausdruck gebracht ist). Ja, es muß so sein, daß der Mensch eigentlich erst dann der Mensch i s t, als der er von Gott als Gottes Ebenbild erschaffen und gewollt ist, wenn er die Eigenart Gottes, seines Schöpfers, zum Ausdruck bringt. Die Eigenart Gottes aber ist das Absolute, das Unbedingte, das Ewige, die große Wirklichkeit. Dem kann aber nur derjenige Mensch existenziellen Ausdruck geben, der durch Aufgehen in das Wort, als in die Verlautbarung Gottes,

das ursprüngliche Gottesverhältnis wieder hergestellt und damit zurückgefunden hat zu dem, was an ihm das Eigenste, das Wesentlichste, das Entscheidende war im Anfang, als bei Gott noch das Wort war, durch das alles gemacht ist. Und nun läßt sich sagen: Mit dem Erreichen seines Eigensten hat der Mensch auch die Wahrheit erreicht. Es entspricht dem Satz, daß die Subjektivität die Wahrheit ist. Der Sinn ist immer: Je mehr der Mensch zu sich selbst kommt, umso mehr kommt er auch zu Gott. Dem allen entspricht auch, daß die Menschwerdung des Menschen — das Werden des Menschen zum Ebenbild Gottes, als das er von Gott gewollt ist — den Menschen zum Träger der Wahrheit macht.

Höfding, der Philosoph, wird der Religiosität Kierkegaards nicht immer gerecht, weil er überhaupt der Religiosität nicht gerecht wird. Wer nicht einsehen kann, daß von jeher alle wahre Humanität vom Geistigen und Religiösen gespeist wird, sondern glaubt, daß es der Humanität zustehe, auch am Geistigen und Religiösen eine Auslese vorzunehmen, unterschätzt das Geistige und Religiöse und mit ihm auch das Christliche Christi. Wer aber meint, das Neue Testament gehe durchweg davon aus, daß das Ende aller Dinge nahe ist, und daß, wer diesen Umstand nicht mit in Betracht zieht, die Ethik des Neuen Testaments nicht verstehen kann, den kennzeichnet meines Erachtens ein völliges Versagen vor dem Geistigen und Religiösen, das von der Lehre Christi gewiß vollendet zum Ausdruck gebracht wird. (Als Philosophie-Professor hat Höfding zwar keine besondere Verpflichtung der Lehre Christi gegenüber übernommen, was sein Fehlen nicht so schlimm macht. Ungleich schlimmer wird der Fall, wenn ein offizieller Vertreter der Lehre Christi derselben Meinung ist wie Höfding; ja wenn er, um seine Weisheit anzubringen, noch deutlicher wird, indem er Jesus eines Grundirrtums bezichtigt, und in solcher Verfassung sich noch die Fähigkeit zutraut, der Kirche, die doch die Kirche Christi sein soll, „durch eine entschlossene Reformation an Haupt und Gliedern wieder aufzuhelfen“.)

Von Höffding ist es auch verfehlt, den Satz Kierkegaards: „Was du in Gleichzeitigkeit tust, ist das Entscheidende“ — der nur Christus gegenüber Geltung hat, als dem Träger des Absoluten, der niemals zur bloßen weltgeschichtlichen Gestalt werden kann — in Widerspruch zu stellen zur Aussage Kierkegaards, daß weltgeschichtliche Gestalten sich nicht zu Idealen eignen, denn „die Idealität kann man nicht historisch auf Flaschen ziehen“: eine Aussage, die ihre volle Richtigkeit hat und auf den Unterschied aufmerksam macht, der zwischen Christus und den bloßen weltgeschichtlichen Gestalten ist, zu denen einst vielleicht Kierkegaard zu zählen sein wird, aber niemals Christus. Und wenn es richtig ist, daß bei voller Anerkennung dieser Sätze „jede dogmatische Religion unmöglich“ wird, weil — wie Höffding mit Recht bemerkt — „jede positive oder dogmatische Religion in Wirklichkeit die Idealität historisch auf Flaschen gezogen“ gibt, so könnte man daraus schließen, daß keine dieser Religionen der Lehre Christi völlig entsprechen kann, weil, was Christus gelebt und gelehrt hat, keine Religion im herkömmlichen kirchlichen Sinn ist, sondern die Menschwerdung des Menschen: das Werden des Menschen zum Ebenbild Gottes, wie es von Gott gewollt ist.

• • •

Es ist Theodor Haecker, der von „Kierkegaard am Fuße des Altars“ spricht. Er unterläßt dabei zu erwähnen, daß dies bei Kierkegaard noch nicht „zu Füßen der Kirche“ bedeutet. Ich mache ihm das zum Vorwurf, auch wenn mein Laienverstand nicht ausreichen sollte, ihm in allem zu folgen. Soviel ist sicher, daß die vier erbaulichen Reden Kierkegaards, auf die sich Haeckers Nachwort bezieht, von keinem Katholiken geschrieben sein müssen und auch nicht von einem Katholiken geschrieben sind. Daß sie trotzdem außerordentlich religiös sind, was der Uebersetzer auch betont — sollen sie doch „den entscheidenden Höhe- und Ruhepunkt in Kierkegaards schriftstellerischer Wirksamkeit“

bezeichnen — müßte schon dafür sprechen, daß man, um außerordentlich religiös zu sein, nicht erst Katholik sein muß.

Die Reden handeln von Sündenvergebung, an die ja auch glaubt, wer an Christus und seine Lehre glaubt. Kierkegaard sagt: „Am Altare lautet ja die Einladung: Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquickern.“ Der Altar, an dem — der ursprünglichen Situation nach — diese Einladung laut wird, ist das empfängliche Menschenherz, das sich den Worten Christi erschließt und an ihnen Erquickung findet. Um die Worte Christi, des guten Hirten, in sich aufzunehmen, wie sie aufgenommen werden sollen, ist das Vorhandensein von Altar und Kirche im herkömmlichen Sinn durchaus nicht nötig. In der Rede Kierkegaards, der oft genug willens war, Pfarrer zu werden, ist freilich mit dem Altar der Tisch des Herrn gemeint, und seine Rede will auf den Empfänger des Sakraments erbaulich einwirken. Der Rede ist der evangelische Ausspruch vorgesetzt: „Welchem aber wenig vergeben wird, der liebet wenig“, dem Kierkegaard eine wahrhaft tief religiöse Deutung gibt. Die zweite Rede verändert übrigens den Sinn der Worte im Briefe Petri „Die Liebe deckt der Sünden Menge“ in „Christi Liebe deckt der Sünden Menge“ mit der Deutung, daß Christus mit seinem Tod die Sünden der Menschen deckt. (Hier berührt in der Uebersetzung der Satz etwas seltsam: „Einen Lebenden kann ja der Tod zur Seite schaffen, aber ein Toter kann unmöglich zur Seite geschafft werden.“ Ich denke, es soll gesagt sein: aber der Tod eines Menschen kann nicht zur Seite geschafft werden. Doch „der Tod eines Menschen“ wollte man vielleicht nicht, und „der Tod Gottes“ konnte man nicht gut sagen.) Betont sei noch, daß die ganze Rede, die von Christi Liebe, „von Seinem versöhnenden Tod, der der Sünden Menge deckt“, handelt, auch jedem Katholiken ins Gewissen redet, zu dieser Liebe hinzusuchen, und ihn belehrt, daß er als Christ nur Leben hat, wenn er Ihm, der das Leben und die Wahrheit ist, verbunden bleibt. Womit eigentlich doch wieder nur bezeugt ist, daß Christus selbst

— nämlich das, was er gelehrt und gelebt hat — das Brot des Lebens ist, und das Sakrament nur das Symbol, durch das der wahrhaft fromme Empfänger die Einverleibung Christi sich immer wieder gegenwärtig macht. In der dritten Rede „Die Sünderin“ stellt Kierkegaard, was der Sündenvergebung vorhergehen muß, als ein Nichttun hin: als ein Tun-Erleiden, als ein Sichausliefern an die göttliche Gnade. Die vierte Rede ist überschrieben mit den Worten Christi: „Derhalben sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet.“ In ihr anerkennt Kierkegaard zunächst die evangelische Auffassung bezüglich der Ohrenbeichte, wenn er sagt: „Zuletzt erfand menschliches Mitleid, daß es nicht einmal eines solchen Bekenntnisses bedürfe, oder eines solchen verborgenen Hörers; vor Gott, im Verborgenen, der ja trotzdem alles weiß, sollte das Bekenntnis sein.“ Dann verweist er auf die Sünderin, auf ihre Größe, die darin liegt, daß sie sich in ausgesetztester Situation — „bei einem Gastmahl“ — als Sünderin bekennt. Und daß einzig nur ein solches Bekennen die Liebe ermöglicht. „Und darum ist ein vollkommenes, aufrichtiges, tiefes, ganz wahrhaftiges, ganz schonungsloses Sündenbekenntnis — es ist die vollkommene Liebe; ein solches Sündenbekenntnis heißt: viel lieben.“

Dem bloßen Kirchen-Christen und Katholiken mag das zu verstehen vielleicht schwerer fallen als dem frommen Heiden, der zu einer ganz schonungslosen Unterwerfung und mit ihr zur Auslieferung seines ganzen Innern an das höchste Wesen zumeist eher kommt als jener. Jedenfalls kann ich als religiöser, wenn auch völlig unkirchlicher Laie verstehen, daß ein Sichbekennen mit Liebe in Zusammenhang steht, mit Liebe zu dem Wesen, dem man sich bekennt; ja, daß einem erst die vollkommenste Liebe auch das vollkommenste Bekenntnis abringt. Nun ist es, wo es sich um das Sündenbekenntnis handelt, religiös gesehen ja nicht die das Bekenntnis entgegennehmende Person als solche, der man sich bekennt, sondern die Person als Mittelsperson Christi. Und ist

einer imstande, in der Person, die das Bekenntnis anhören soll, einen wahren Jünger Christi zu erblicken, kann ihm wohl auch das religiöse Gefühl das Sündenbekenntnis zu einem geistigen Bedürfnis machen. Nun beansprucht aber eine Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, die Kirche Christi zu sein, und ihre offiziellen Vertreter und Würdenträger, an denen man wahrnehmen kann, daß sie mit dieser Welt und ihren Aufgaben und Zielen mehr zu tun haben als der gewöhnliche Sünder, sollen im Namen Christi Sünden vergeben, sollen im Menschen ein Vertrauen erwecken, das, ausgelöst von Liebe, sich in schonungslosem Sündenbekenntnis Luft macht? Man verstehe, was alles dem zuwider läuft!

Der Kirche, die ihrem ganzen Gebaren nach um ihr Weltheil mehr bekümmert erscheint als um das Seelenheil der Menschen (das doch davon abhängig sein muß, wie dieses Leben verbracht wird), tut darum auch not zu hören, was Kierkegaard mit Recht zu mir wie zu jedem anderen Hörer in seiner Rede „die Sünderin“ also gesagt hat: „Achte auf die Sünderin, daß du von ihr lernen mögest. Ihr war alles andere gleichgültig geworden, sie hatte keine Bekümmernis, außer der über ihre Sünde, oder jede andere Bekümmernis, die sie hatte, war, als wäre sie nicht da, weil jene Sorge ihr eine unbedingte war.“ — (Wenn es mit der auffindbaren Kirche und ihren offiziellen Vertretern einmal so bestellt sein wird, daß sie keine andere Sorge kennen, werde auch ich zu ihr und ihren Vertretern aufschauen müssen.)

Die erwähnten erbaulichen Reden Kierkegaards enthalten also nichts, das entscheidend für die katholische oder sonst irgendeine Kirche spräche. Was sich in ihnen verlaublich ist, ist einfach begnadete Religiosität, die sich an das Christliche Christi hält. Kierkegaard selbst bezeugt die Richtigkeit dieser Wahrnehmung offenkundig dadurch, daß er, ohne diese Reden im geringsten abzuschwächen, später noch, im „Augenblick“, entscheidend gegen die Kirche vorgegangen ist. Die allgemeine existenzielle Befolgung seiner Mahnung, auf die „Sünderin“ zu achten, deren Haltung er geradezu als beispiel-

gebend für eine christliche Haltung hinstellt, wäre wohl genügend, um diese Welt und mit ihr auch die Kirche als Weltbildung und Politikerin abzuschaffen. Man denke sich nur hineingetragen in jeden Menschen — in die offiziellen Vertreter der Kirche und in die politischen Machthaber, in die Reichen wie in die Armen, in die Vorgesetzten wie in die Untergebenen — als einzige ernstliche Bekümmernis die Bekümmernis über seine Sünde, über sein Unrecht (dieses an der Lehre Christi bemessen): ob sich da nicht wie von selber alles zum Rechten fände?

(Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß alles zum Rechten fände, wenn die Bekümmernis der Menschen vor allem darauf eingestellt wäre, nicht Unrecht zu tun. Beispielsweise könnte dann die Bekümmernis um eine Sanierung Oesterreichs, wie sie dem Bundeskanzler Prälaten Dr. Seipel am Herzen liegt, von einem katholischen Geistlichen, der auf das Neue Testament vereidete ist, nicht mehr bekundet werden. Denn ein solcher religiös Verpflichteter hätte dann genug zu tun mit der Bekümmernis darüber, sein Tun, entgegen seiner religiösen Verpflichtung, je in den Dienst der Politik dieser Welt gestellt zu haben. Doch politisch, wie die Geistlichkeit ist, der Kirche entsprechend, von der sie ausgesandt ist, glaubt sie sich wohl schon gedeckt, wenn sie Politik als Sorge um das Gemeinwohl auffaßt; sie bedenkt dabei nicht, daß es — religiös gesehen — für den Christen kein Gemeinwohl in diesem weltlichen, völlig veräußerlichten Sinne gibt, sondern nur ein Wohl des Einzelnen, das im Recht tun begründet ist, den Menschen feststehen läßt und auf solche Weise zum Wohl auch der Gemeinschaft führt. Schließlich ist es auch geradezu grotesk, wenn ein Geistlicher, der doch die Verpflichtung zum Glauben an Christus und seine Lehre und damit auch die Verpflichtung zu glauben, daß Gott lenkt, übernommen hat, alles selber lenken und genesen machen will auf Grund von Verträgen mit politischen Machthabern, die die Zeit gleich Eintagsfliegen emporwirbelt und deren manche die Urheberchaft

von geschehenen, wie die Bereitschaft zu weiteren Verbrechen und Gewalttaten in sich tragen. Ein bloß kirchliches Gewissen mag freilich leicht zu beruhigen sein, aber wer als Geistlicher ein christliches, ein wahrhaft religiöses Gewissen hat, müßte trotz des Dispenses von Seite der geistlichen Obrigkeit sich nicht dispensiert fühlen von der Ausübung seines geistlichen Berufes, es sei denn, er gäbe auch diesen auf. Der wahre christliche Geistliche übernimmt ja mit seinem geistlichen Beruf eine Verpflichtung Christus gegenüber, die Verpflichtung, als Verkünder seiner Lehre zu wirken. Davon kann ihn als Geistlichen — religiös gesehen — auch kein Papst dispensieren, insofern mit der Annahme des Dispenses von dieser Verpflichtung der Geistliche eigentlich ja auch seines geistlichen Berufes enthoben, also nicht mehr christlicher Geistlicher ist. Diese Auffassung widerspricht freilich der Auffassung der Kirche, die ihren weltlichen Vorteil darin sieht, ihre Vertreter mit Aemtern und Aufgaben dieser Welt betrauen zu lassen, und den damit Betrauten nicht nur gern Dispens von aller Ausübung ihres geistlichen Berufes erteilt, sondern auch sie gern dafür noch auszeichnet. So ist auch Herr Dr. Seipel vom Papste zum „apostolischen Protonotar“ ernannt worden. Mich überrascht das nicht, da ich ja die offizielle Kirche als ein Weltliches ansehe, das dem Untergang ausgesetzt ist; immerhin aber werden solche Vorkommnisse auch andere daran glauben machen, daß das Christentum als Kirche nicht mehr zu halten ist. Kennzeichnet doch schon die kirchenchristliche Ehrenbenennung „apostolisch“ mit ihrer Herleitung vom „apostolischen Stuhl“ auch dessen Beschaffenheit, wenn sie für ein Tun verliehen wird, das mit dem Tun des Apostels, als eines Sendboten des Herrn, gewiß nichts mehr gemein hat.)

• • •

Der Weg, den Kierkegaard genommen hat, ist der Weg des religiösen Menschen, der die Kirche als Bethaus oder Stätte der Andacht und das Sakrament als Gnadenmittel gelten läßt,

aber sich mit seiner ganzen Lebenshaltung dagegen verwahrt, daß „Kirche und Sakrament“ das Entscheidende für das wahre Christliche seien. Schließlich ist auch von ihm die offizielle Kirche als eine Institution erkannt worden, die mit dieser Welt, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, allzusehr paktiert, um je die Kirche Christi sein zu können. Ja deutlicher, als Kierkegaard es getan hat, läßt sich gar nicht sagen, daß die Kirche es ist, die das wahre Christentum verdeckt, wenn er fordert, daß die Kirche weg soll; wenn er sagt, daß nichts anderes übrig bleibt; denn sie lügt das Christentum zu Tod.

Das mache ich hier gegen Theodor Haecker geltend, der, seitdem er zum Katholizismus übergetreten ist, der katholischen Kirche das Wort redet, als sei in ihr wirklich die allein seligmachende Kirche Christi zu erblicken. Als Verehrer des großen religiösen Denkers Kierkegaard kann er das nicht tun, ohne seiner Verehrung ernstlich Abbruch zu tun, und meines Erachtens tut er dieser Verehrung Abbruch, wenn er an der schriftstellerischen Wirksamkeit Kierkegaards das Entscheidende übergeht oder wenigstens es in Teilheiten auflöst, um es so, beflissentlich oder nicht, weniger ersichtlich zu machen, wohl weil ihm das Entscheidende geworden ist, daß er selbst zur katholischen Kirche gehört und ihre Interessen zu vertreten willens ist. So findet er nun auch heraus, daß „der Gestalt und der Wirksamkeit Kierkegaards ein Unentschiedenes, Zweideutiges“ anhaftet, „denn nicht nur in dem Wesen der Gläubigen oder Ungläubigen, der Liebenden oder der Geärgerten . . . kann es liegen, daß Kierkegaard von den einen als Führer zum Christentum, von den anderen als Führer nahezu von ihm weg betrachtet wird.“ Ich denke, der Grund hiefür liegt in der Kierkegaardschen Auffassung des Christentums, das er gegen die Kirche geltend macht, wodurch eben die Anhänger der Kirche sich nahezu vom Christentum weggeführt fühlen mögen, weil der bloße Kirchenchrist von der Religiosität Kierkegaards sich in seinem Christentum verletzt fühlen muß.

Mein existenzielles Denken, das ich gepflegt habe, bevor ich Kierkegaard kannte, und das mich heute das wahre Christentum in der Aufnahme des Gottesverhältnisses nach dem Vorbilde Christi sehen läßt und das Vorbild als die vollendete Menschwerdung des Menschen, erblickt in dieser Auffassung nichts, das mit der Religiosität Kierkegaards unvereinbar wäre, und noch weniger mit der Lehre Christi, wenn sie auch mit der Glaubensforderung der Kirche nicht im Einklang steht. Der existenzielle Denker gibt eben Zeugnis von der Sphäre, in der er aufgewachsen ist und sich entwickelt hat, und auch die kirchlich-katholische Sphäre braucht wohl „ihren eigenen Erlöser“, der man, wenn sonst niemandem, so doch sich selber wird. Und da kann man die Leiblichkeit, als vom Schöpfer nun einmal mitgegeben ins Leben, gegen die Mißachtung der Leiblichkeit, die Natur gegen die Verunglimpfung der Natur, das Natürliche gegen die unnatürliche Verdammung des Natürlichen, den wahren Sündenbegriff gegen einen falschen, eingebildeten Sündenbegriff zu verteidigen haben. In der Entwicklungsperiode kann einem eine solche Verteidigung, mit der man seine eigene Verfassung durchsetzt, wie eine Erlösung sein. Und wenn einen dann die bessere Reife dem ganzen Dasein, als der Schöpfung, immer mehr verpflichtet werden läßt, wenn man gewahrt, daß dieses Dasein endlos von Gott, seinem Schöpfer, aussagt, ist man nicht mehr versucht, eine Uebernatur dem Natürlichen entgegenzustellen, sondern fühlt sich gedrängt, zunächst die Natur, als Schöpfung Gottes, gegen jede Schöpfung der Menschen — und als solche sehe ich auch die auffindbare Kirche an — zu verteidigen. Der Glaube an Gott und seine Allmacht wächst mit der Hingabe an die Natur als Schöpfung Gottes, und man wird immer mehr gewillt, seine Stärke in der völligen Unterwerfung Gott gegenüber zu finden und damit auch die Rückkehr zum Ursprung allem Fortschritt der Menschen entgegenzustellen. Auf das Christentum angewandt, bedeutet das aber — wenigstens dem Menschen, dem sich das Abweichende des existenziellen Auftretens der

auffindbaren instituierten Kirche von der Lehre und dem Beispiel Christi höchst fühlbar gemacht hat —: die Rückkehr zu Christus entgegensetzen aller Entwicklung und allem Fortschritt des Christentums durch die Kirche. Und man glaubt dabei zuversichtlich, daß dies für das Aufleben des wahren Christentums ein Entscheidendes ist.

Hier muß ich, im Hinblick auf Kierkegaard, dem eifrigen Apologeten des Katholizismus, Theodor Haecker, — so sehr ich ihm beipflichte, daß das Christentum „immer ein und dasselbe ist“ und nur „die Aufgaben und die Taktik“ seiner Kämpfer sich so ändern können, daß sie „oft in paradoxer Weise sich zu widersprechen scheinen“, und dies „als Folge der Verschiedenheit der philosophischen Situationen“ — hier muß ich ihm vorhalten, daß er die Situation, die für Kierkegaard als die wesentlichste in Betracht kommt, bei seiner Darstellung übergangen hat. Haecker sagt: „Das Christentum der Väter hatte gegen sich das Heidentum mit seinen realen Institutionen, wie den Unglauben, emanzipierte Naturwissenschaft und idealistische Philosophien.“ Er sagt das im Nachwort zu „Am Fuße des Altars“, also im Zusammenhang mit Kierkegaard, und gerade da müßte betont werden, daß Kierkegaard gegen die Kirche sich geltend gemacht hat; und daß wir heute, in dieser Zeit der unglaublichsten Unchristlichkeit einer kirchenchristlichen Welt, die es sogar zu einem Weltkrieg gebracht hat und deren Verhalten noch jetzt ein solches Unmaß von Unchristlichkeit aufweist, daß einem vor der Frage, wie denn so etwas sich die Bezeichnung „christlich“ erwerben konnte, zu grauen beginnt (wobei man sich eben eingestehen muß, daß dies nur durch das Paktieren der Kirche mit dieser Welt möglich geworden ist): daß wir also heute, falls wir Christen wären, die Kirche gegen uns haben! Das abschließende Verhalten Kierkegaards, seine letzte schriftstellerische Wirksamkeit „Der Augenblick“ benimmt einem auch jeden Zweifel, daß Kierkegaard voran gegangen ist in der Klärung der „philosophischen Situation“ von heute, die eben ergibt: „d a ß

wir, je mehr wir uns existenziell dem entscheidenden Christlichen zuwenden, die Kirche gegen uns haben, durch die in uns allen, in der ganzen „christlichen Welt“, der Sinnesbetrug großgezogen wurde, wir seien Christen. Das Wesentlichste in religiöser Hinsicht an Kierkegaard ist demnach: daß er als Protestant das ursprünglich Christliche gegen den offiziellen Protestantismus, also gegen die Kirche, zu urgieren hatte; und so müßte der wesentlich religiöse Katholik eben auch das ursprünglich Christliche dem offiziellen Katholizismus, also der Kirche, entgegenstellen, da ja dem ganzen Sachverhalt zugrunde liegt, daß das wahre Christliche das bloße Kirchenchristentum von heute gegen sich hat.

Daß Theodor Haecker darüber schweigend hinweggegangen ist, merke ich ihm als Unterlassungssünde an; sie macht sich umso fühlbarer, als Haecker im übrigen wohl mit Recht als der berufene Anwalt Kierkegaardschen Schaffens angesehen werden kann. Der außerordentliche Ernst, der seiner Konversion zugrundeliegt, macht es auch erklärlich, daß Haecker der Religiosität Kierkegaards gegenüber noch auf „das apostolische Credo“ verweist. Was aber ist das apostolische Credo? Wann und wie ist es aufgekommen? Das Glaubensbekenntnis der Apostel ist in deren Lebensgang und in ihren Briefen im Neuen Testament niedergelegt. Diesem zu genügen, war der religiöse Kierkegaard wohl immer äußerst gewillt. Und wer sich mit seinem Glauben und seiner Lebenshaltung an das Neue Testament hält, entspricht auch dem Glaubensbekenntnis der Apostel. Unter dem aber, was die Kirche für „apostolisch“ ausgibt, ist, wie gesagt, manches, das mit dem Wirken und der Beschaffenheit der Apostel nichts mehr zu tun hat. Und daß „Kirche und Sakrament“ für den wahren Christen nicht das Entscheidende sein können, bezeugt wohl auch die Tatsache: daß von Kirche und Sakrament im Ueberfluß Gebrauch gemacht wird, und doch ist gewiß kein Ueberfluß an wahren Christen.

• • •

Mögen evangelische Theologen immerhin feststellen, daß ich alles Wesentliche an Kierkegaard mißverstanden habe; es wird doch schließlich so sein, daß ich als Schriftsteller, wahrscheinlich mehr als jeder andere meiner Zeitgenossen, ausgedrückt habe, was auch an der schriftstellerischen Wirksamkeit Kierkegaards das Wesentlichste ist, nämlich: daß man als religiöser Mensch — also auch als Christ — gegen die Kirche ist, gegen jede offizielle Kirche, also auch gegen die Papstkirche. In jeder andern Hinsicht sei zwischen Kierkegaard und mir nicht der geringste Vergleich gezogen und seine Ueberlegenheit als Schriftsteller in allem anerkannt. Aber die Herren Theologen sollten mir nicht vorwerfen, daß ich „das Aergernis als Ausdruck des Glaubens“ und „das Eingeständnis der Schwäche des Menschen aus Glauben an den Menschen“ nicht kenne oder mißverstehe, da ja ihnen allen, der ganzen theologischen Zunft als solcher, die der Geschäftsgang einer instituierten Kirche in weltlichen Ehren ernährt, mit mehr Recht vorzuwerfen wäre, daß sie das Gegenstück zum Aergernis als Ausdruck des Glaubens sind, da dieses doch darin liegt, daß das Hohe und Höchste als Geringes und Geringstes in dieser Welt in Erscheinung tritt, weil eben — gültig für alle Zeit — sein Reich nicht von dieser Welt ist. Diesen Herren Theologen gegenüber weist sich Laotse, der chinesische Weise, wahrlich als der bessere Christ aus, wenn er, bevor er von dieser unverbesserlichen, weil vom Hochmutsteufel und Fortschrittswahn besessenen Welt sich völlig zurückzieht, den Menschen die Botschaft vom Reinen Menschentum hinterläßt, die — als ein Geistiges und Religiöses von jeher — er ja nicht erfand, sondern der Kunde der Vorzeit entnommen hat, und deren Hauptgrundsatz ist, daß der Mensch im Geringsein seine Vollendung findet. Wer diesen Grundsatz lebt, lebt wohl auch das Eingeständnis von der Schwäche des Menschen aus Glauben an den Menschen, deutlicher: aus Glauben an die Kraft, die dem Menschen zuteil wird, wenn er alle Selbstbehauptung Gott als dem Unbedingten gegenüber aufgibt, so

daß von ihm wirklich gesagt werden kann: Durch sein Sichaufgeben erhält er sich.

Die Rede Kierkegaards von der „Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen“, auf die ich wiederholt hingewiesen habe als auf ein Dokument tiefster Religiosität, wird von dem, der auf Laotse gehört hat, wohl auch besser vernommen als vom Nur-Katholiken oder vom bloß kirchenchristlichen Hörer. Man muß hier immer die Tatsachen sprechen lassen, und diese bezeugen immer wieder, daß die offizielle Kirche mit ihrem Gebaren, das das Kirchliche als das Christliche wertet, den Menschen einer religiösen Lebenshaltung, wie sie das wahre Christliche verlangt, eher ferne als nahe rückt. So ist es auch nicht Haß, was einen Menschen wie mich zunächst gegen die Kirche einnimmt, sondern die Einwirkung der Lehre und des Lebens Christi, die einen, wenn man das politische Treiben der Kirche und ihrer offiziellen Vertreter mitansieht, zwingt, gegen diese zu sein, weil, was man da wahrnimmt, ein greifbar Weltliches ist, das einem nicht mehr gestattet, es für die Kirche Christi anzusehen. Wenn man überdies tagtäglich sehen und hören kann, wie diese Kirche die natürliche Frömmigkeit redlicher Menschen verwirft und an dem völlig unfrohen, daher auch unnatürlichen Kirchentum der Uebervielen, die sich zu ihr bekennen, Genüge findet, hat die Beschuldigung volle Berechtigung, daß sie selbst es ist, die die Lebenshaltung ihrer „Christen“ glatter Veräußerlichung, ja der Heuchelei, der Verlogenheit und dem gründlichsten Selbstbetrug aussetzt. Darum ist es Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß diese Kirche mit der äußerlichen Anerkennung ihrer Dogmen sich völlig zufrieden gibt, weil ihr damit für ihre weltliche Machtstellung schon völlig gedient ist.

Das wahre Geistige und Religiöse aber, als ein völlig Innerliches, bedarf für seine Machtstellung keiner äußerlichen Anerkennung von Dogmen, weil es sich an etwas hält und existenziell etwas behauptet, das unwandelbar feststeht ohne jedes Dogma. Diese Machtstellung fehlt der Kirche, insoweit

sie nicht die Lehre und das Beispiel Christi existenziell zum Ausdruck bringen kann. Und das kann sie nicht und konnte sie, als offizielle instituierte Kirche, niemals. So muß sie versagen vor jedem Menschen, der existenziell Christus näher ist als sie. Kierkegaard war es. Und versagt sie einmal vor einem solchen Menschen nicht, ist es nur, weil sie in der Vorstellung des Gläubigen zu etwas anderem wird, als sie ist.

Was soll auch die Kirche einem Menschen geben können, der an die Wahrheit im absoluten Sinne glaubt und damit an etwas glaubt, das ewig herrschend ist, wenn sein Herrschen auch nicht wahrgenommen wird? Der auch an Christus, als an die Wahrheit, glaubt, dementsprechend Lehre und Leben Christi für das einzig Vorbildliche hält und seine Lebenshaltung diesem Vorbildlichen unterzuordnen strebt? Ein solcher Mensch kennt auch das Sündenbewußtsein und glaubt an Sündenvergebung, weil Christus davon gesprochen hat. Aber diese Vergebung weiß er abhängig vom inneren Verhalten des Menschen und sieht ihr gerade durch die Papstkirche eine Form gegeben, die dem Mißbrauch Tür und Tor geöffnet und die Sachlage nachgerade so verkehrt hat, daß es aussieht, als sei die Vergebung nur da, um Platz zu machen für das Sündigen.

. . .

Es wird auch Theodor Haecker noch zu fühlen bekommen, wie das Christentum im Lager des offiziellen Katholizismus aufgefaßt und ausgeübt wird. Da ist ein Johannes Munbaur, der als Kritiker des schriftstellerischen Wirkens Sören Kierkegaards und Theodor Haeckers deutlich genug über sich und das katholische Vaterhaus aussagt, um wenigstens mich davor zurückzuschrecken, die existenzielle Annäherung an das Evangelium heute noch im Katholizismus zu suchen. Seine Kritik trägt die Ueberschrift „Die neuen Tertulliane“; gemeint sind damit die beiden genannten Schriftsteller. Und von Tertullian, dem klassischen Vor-

kämpfer der absoluten Redlichkeit im Religiösen — ich wenigstens betrachte ihn als solchen, dem wenigen nach, das ich von ihm kenne — ist gesagt, daß er „durch seinen Rigorismus in die Arme der Häresie getrieben“ wurde, „bei der er hartnäckig bis zum Tode verharrte“.

Der offiziellen Kirche, die wohl von jeher allzu weltklug war und allzuviel Blick für das Maß hatte, gelten solche Menschen freilich als „unklug und ohne Blick für das Maß“; in ihren geschulten Anhängern aber ist dieser Blick heute so sehr geschärft, daß ihnen „katholisch fühlen und denken“ heißt: „im Religiösen ‚das Gesetz der Form‘ gewahrt wissen wollen.“ Wobei nur zu staunen ist darüber, daß diese Kirche durchaus die Kirche Christi sein will, wiewohl Christus der Welt gegenüber unmäßig unklug gehandelt hat, und die Form seiner vorbildlichen Existenz die vollendete Erfüllung des von Gott Gesetzten, als des Vaters Willen, war; womit doch ausgedrückt ist, daß der Mensch, als geistige Existenz, erst durch Befolgung dessen, was von Gott, dem Schöpfer, gesetzt ist, zur wahren Form kommt.

Mir wird es immer unverständlicher, wie Haecker der Papstkirche anheim fallen konnte, da doch an den von ihm so hoch verehrten religiösen Menschen, an Tertullian, Pascal und Kierkegaard, wahrzunehmen ist, daß gerade ihr wachsendes Sichanschließen an Christus, als an das Vorbild, sie zu der offiziellen Kirche immer mehr in Widerspruch gebracht hat. Es bedarf doch wahrlich einer ungleich besseren Betätigung der Lehre Christi, um als religiöser Mensch abseits der Kirche zu leben und bis zum Tode zu verharren, als es die Betätigung ist, mit der die Kirche sich zufrieden gibt, um einen Menschen als Christen gelten zu lassen. Darum hat die Kirche eigentlich längst das Recht verloren, einen Menschen auf sein Christsein hin zu examinieren; sie, die das Christsein davon abhängig macht, daß man sie als die Kirche Christi anerkennt, wiewohl eine solche Anerkennung allein gewiß noch keinen wahren Christen, wohl aber eine „christliche Welt“ aufkommen ließ, deren Betätigung das

denkbar Widersprechendste zur Lehre und zum Leben Christi ist.

(Man frage sich nur: Wie hält und erhält sich heute der christliche Staat? Und die wahre Antwort in unserer Zeit eines nicht enden wollenden Weltkrieges der christlichen Welt muß sein: durch empörende Gewalttat. Man sehe nur nach den „christlichen“ Siegern. Und wenn die „christlichen“ Besiegten besser sind, darf man ihrer früheren Betätigung nach schließen, daß es zunächst darum ist, weil sie heute über weniger Gewaltmittel verfügen. Von England — dem rohesten der „christlichen“ Staaten, der gezeigt hat, daß es ihm auf Millionen fremder Menschenleben nicht ankommt, wenn es gilt, einen Handelskonkurrenten aus dem Felde zu schlagen — abgesehen, vereint heute die Siegerstaaten des „christlichen“ Europa das katholische Vaterhaus. Und eine empörende Gewalttätigkeit setzt sich gegen die Besiegten auch dort noch fort, wo diese als Katholiken in demselben Hause wohnen. Man sehe nur nach der Ruhraktion der Franzosen, die von französischen Würdenträgern der Kirche, also des katholischen Vaterhauses, mit der Behauptung gebilligt wurde, „daß Frankreich im Ruhrgebiet nur Gerechtigkeit suche“. Am Ende gar nur „christliche“ Gerechtigkeit, die dem Evangelium nach dem Christen auferlegt: „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Und die Deutschen baten doch nur um Aufschub, um Verlängerung ihrer Zahlungsfrist. Aber selbst eine Absicht der Deutschen, der Zahlungsverpflichtung auszuweichen, hätten christlich veranlagte Sieger zu billigen, weil sie sich sagen müßten, daß jene Verpflichtung durch eine abscheuliche Erpressung zustande gekommen ist. Jedenfalls dürften Vertreter der Lehre Christi sich niemals auf Seite jener stellen, die selbst ruchloseste Gewaltmittel nicht scheuen, um Güterforderungen einzutreiben. Tun sie es dennoch, sind sie selber ruchlose Betrüger, weil sie die Menschen um die Menschwerdung des Menschen, um das Beispiel betrügen, das Christus, dessen Lehre zu vertreten

sie vorgeben, gegeben hat. Und was bedeutet das katholische Vaterhaus in christlicher Hinsicht, wenn die Zugehörigkeit zu ihm nicht imstande ist, seine Insassen davon abzuhalten, sich gegenseitig zu vergewaltigen und zu unterdrücken? Wo immer die christliche Lehre im Menschen existenzielle Geltung erlangt hatte, vermochte sie das. Dafür zeugen die ersten christlichen Gemeinden, durch welche Juden, Römer, Griechen, Afrikaner innerlich geeint wurden, selbst gegen ihre eigenen Volksgenossen, weil an ihnen allen das Entscheidende war: sie waren Christen.)

Das bloße Katholik-sein — wie auch, was sonst noch fälschlich als ein Christ-sein auftritt — erweist sich heute als innerlich vollständig machtlos, so daß es für ein geistiges und religiöses Ankämpfen gegen schändliche Gewalttaten der eigenen Volksgenossen gar nicht mehr in Frage kommt. Es ist doch heute eine greifbare Tatsache, daß durch die bloße Zugehörigkeit zu einer Kirche, die sich die christliche nennt, Volk wie Staat in der Verübung selbst schlimmster unchristlicher Handlungen sich nicht im geringsten behindert fühlen. Daß sich das so verhält, setze ich auf das Schuldkonto der Kirche, die als offizielle Kirche von jeher zweien Herren diene: Gott und dieser Welt; es bedeutet: Gott und seinem Widerpart, da diese Welt Menschenwerk ist, das in Selbstbehauptung Gott gegenüber geschaffen ist. Nun aber in Wirklichkeit niemand zweien Herren dienen kann, ohne dem Dienst des einen oder des andern Abbruch zu tun, ging auch von jeher die Hörigkeit der Kirche dieser Welt gegenüber auf Kosten der existenziellen Vertretung der Lehre Christi, also auf Kosten des wahren Christentums.

So z. B. berührt es höchst ungereimt, wenn im italienischen Staat von heute, der mehr als je den Militarismus pflegt, sozusagen in einem Atem mit dem gewaltsamen Vorgehen gegen alles, was einem extremen Chauvinismus im Wege steht, von einem Minister öffentlich erklärt wird: „Die Kirche muß die Seele des Staates werden“. Glaubt man denn wirklich, das könnte der Kirche Christi, wenn sie existenziell

vorhanden wäre, geboten werden? Sie kann aber auch existenziell nur dort vorhanden sein, wo die Lehre Christi, die jeder Gewalttat feind ist, ein tatsächliches Dasein führt. Darum ist es eine höchst verfängliche Verwirrung, wenn eine solche Erklärung im Gefolge einer ständigen Bereitschaft zu chauvinistischen Gewalttaten laut wird.

An solcher Verwirrung ist wiederum die Kirche schuld, die als Weltbildung es eben zustande gebracht hat, eine welt-politische Tätigkeit mit ihrem Auftreten als Kirche Christi zu vereinen. So ist es kein Wunder, daß eine extrem einsetzende weltliche Politik die Kirche zur Seele ihrer Unternehmungen machen will, zur Seele auch von Unternehmungen, die sich's nicht mehr daran genügen lassen, daß dem Staate redlich gegeben wird, was des Staates ist, sondern von einem auch noch fordern, was Gottes ist, nämlich: nicht sich treu, sondern politisch zu sein; und wenn man es nicht ist, es zu werden, das heißt: um eines äußeren Vorteils willen sein Inneres preiszugeben. Und solche Forderungen sind nicht einmal ungewöhnlich in den Wohnungen des katholischen Vaterhauses, das ist: innerhalb des Bereiches der katholischen Kirche.

Darum sollte Johannes Mumbauer als religiöser Kritiker sich nicht damit brüsten „immer im katholischen Vaterhause gewohnt“ zu haben; sonst dürfte man folgern, er habe auch gelernt, zweien Herren zu dienen: dieser Welt und Christus, was — religiös gesehen — nicht vereinbar ist und nur Verwirrung stiftet. So sagt er auch in Bezug auf Haecker, daß er es peinlich empfinde, „wie barsch dieser Proselyt uns über das katholische Wesen instruieren will“.

Wenn Haecker hier nicht merkt, daß der redlich der Lehre Christi zugekehrte Mensch, sobald er christlich fordernd auftritt, für das offizielle katholische Vaterhaus nicht der rechte Bewohner ist, so sollte es ihm doch zu denken geben, wenn ein ständiger Bewohner, wie der genannte Kritiker, über Kierkegaard bemerkt: „nach einer übel verbrachten, geistig und sittlich verkehrten Jugend bekehrt er sich.“ Denn es ist

doch mehr als wahrscheinlich, daß, was immer die Verirrung Kierkegaards heißen könnte, nur ihm selbst, und nur durch das außerordentliche Wachsein seines Gewissens, durch sein außerordentliches Gefühl für Verantwortung, ein Gegenstand des Vorwurfs sein konnte, was keinem Außenstehenden das Recht verleiht, sich so zu verlautbaren. Völlig aufklärend für die katholische Vaterhaus-Verfassung ist mir aber die Aussage, daß Hermann Bahr — also einer, der, geistig gesehen, nicht einmal zimmerrein ist — zu den „katholischen Größen“ zählt. Ein Christentum, das einen Katholizismus, der einen solchen katholischen Tanzbären zu den katholischen Größen zählt, noch für christlich hält, ist für mich Mumpitz; und ich kann nun wohl verstehen, daß einer, der dem Bahr also gerecht wird, eines christlichen Maßes bedarf, „das weitab liegt von den Pfaden Tertullians“, um seinen Katholizismus als Christentum ansehen zu können. Die Häresie aber, in deren Arme diese Pfade angeblich führen, besteht wohl darin, daß sie den Menschen existenziell dem Vorbilde Christus so nahe kommen läßt, daß damit der Kirche auf ihren politischen Schleichwegen ein lebendiger Vorwurf erwächst. Darum, denke ich, müßte eine gründliche Revision des Christentums, die unserer Zeit mehr als alles andere nottut, das Ergebnis haben, daß die „Häresie“ eines Tertullian und die „Schwächen“ eines Pascal, welch letztere dem Christen auferlegten, daß er gegen das eigene Gewissen sich auch dem Papste nicht unterwerfen dürfe, tatsächlich entscheidende Merkmale des wahren Christlichen in sich tragen, das durch das Aufkommen und die Ausbreitung der offiziellen Kirche durch Kirchentum immer mehr verdeckt worden ist.

(Was die Bezeichnung „das katholische Vaterhaus“ betrifft, so mag damit gemeint sein, daß die katholische Kirche das Vaterhaus des Christlichen ist, das zu sein ja die Kirche, als Kirche Christi, beansprucht. In diesem Vaterhaus habe wohl auch ich beständig gewohnt und wohne insofern noch darin, als ich das Neue Testament und mit ihm die Lehre und das Beispiel Christi als das Vorbildliche für den Menschen

niemals geleugnet habe und das existenzielle Zugekehrtsein diesem Vorbildlichen für das wahre Christliche halte. Und erst die ausschließliche existenzielle Betätigung dieses wahren Christlichen scheint mir eine Kirche Christi zu ermöglichen. Daß die auffindbare katholische Kirche, als eine offizielle Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, die Kirche Christi nicht ist und nicht sein kann, und somit auch nicht das Vaterhaus des wahren Christlichen, ist außer Zweifel; sie hat jedoch mit der Kirche Christi und dem Vaterhaus des Christlichen insofern zu tun, als sie mit dem Neuen Testament und so auch mit der Lehre und dem Beispiel Christi zu tun hat. Es besagt, daß sie nur der Rede nach damit zu tun hat, indem sie das Neue Testament verkündet oder lehrt, aber nicht der Lehre nach tut; indem sie sich auf ihr Herkommen von Christus beruft, dieses Herkommen aber wieder verleugnet durch das offizielle Beispiel, das sie gibt und das mit dem gegebenen Beispiel Christi nicht vereinbar ist. Das in christlicher Hinsicht Wesentlichste an der offiziellen Kirche bleibt darum, daß sie das Neue Testament lehrt; und wenn ich diesem zugekehrt bleibe, darf ich sagen, daß ich immer noch im christlichen Vaterhaus wohne; und ich brauche auch nicht aus einer Kirche auszutreten, um ihr nicht mehr anzugehören, da ja die Kirche es ist, die das ursprüngliche Vaterhaus verlassen hat, indem sie ein Bündnis mit den Mächten dieser Welt einging, durch das ihre Berufenheit, das Neue Testament zu lehren, immer mehr in Frage gestellt erscheint.

* * *

Es scheint von jeher so gewesen zu sein, daß mit dem Aufkommen eines offiziellen Kirchentums das Geistige und Religiöse eines Volkes immer mehr eingegangen ist. So besonders bei den Juden, deren Religion zur Zeit Christi völlig zu kirchlichem Formenkult erstarrt war, sozusagen zu bloßem weltlichen Kirchentum, das mit dem lebendigen, den ganzen Menschen durchdringenden Theismus des ursprünglichen Judentums nichts mehr gemein hatte. Darum hat Christus

mit diesem jüdischen Kirchentum auch aufgeräumt und zum existenziellen Anschluß an das von Gott gegebene Gesetz zurückgeführt, als dessen vollendeter Erfüller er anzusehen ist. Will daher der Jude von heute im Sinne Christi ein religiöser Mensch sein, so muß es ihm genügen, zur ursprünglichen Gottesgläubigkeit seines Volkes zurückzufinden. So konnte Pascal mit Recht behaupten: „die wahren Juden und die wahren Christen haben dieselbe Religion.“ Und konnte Hilty sagen: „Man muß auch gar nicht eigentlich daran denken, die heutigen Juden zu Christus bekehren zu wollen, sondern sie müssen zuerst wieder echte, gottestreue Israeliten werden.“ Der Uebertritt zu einer Kirche — vorausgesetzt, daß er nicht spekulativ ist — erfolgt immer im Zustand religiöser Unreife oder Ungeklärtheit, oder in Verkenntnis der Sachlage, die das neu Erwählte in ein Licht hebt, das es anders aussehen läßt, als es ist. Denn was unsere Kirchen unterscheidet, ist nur, was die Menschen dem religiösen Kern, der ihnen allen zugrunde liegt, hinzugefügt haben, also — religiös gesehen — ein völlig Nebensächliches. Wer diese kirchliche Kruste durchbricht, kann wohl in jeder Kirche zum wahren Religiösen finden. Diese Auffassung hatte wohl auch Hilty, wenn er rät: „Bleiben Sie bei der Kirche, in der Sie geboren sind, dabei aber in dem Suchen und in der Sehnsucht nach dem Reiche Gottes.“

Denn eine wahre „Kirche Christi“ gibt es unter den auffindbaren offiziellen Kirchen nicht. Diese Kirche ist wie das Reich Gottes ein inneres Reich, das man sich erringt durch ein persönliches existenzielles Verhältnis zu Christus, als dem Vorbild; es wäre: mit der Aufnahme der Menschwerdung des Menschen nach dem Beispiel Christi. Von Belang ist mir der folgende Ausspruch Hiltys, aus dem ich erhöre, daß auch er, der, wie Haecker sagt, ein Freund Gottes war, nicht als Kirche Christi anerkennt, was sich für „Seine“ Kirche ausgibt. Hilty sagt: „Es ist dies der größte Triumph und die beste Legitimation des Christentums noch heute, daß es rein und selig machen kann, was ver-

loren ist . . . Aus den tief Gesunkenen können durch das Christentum noch gute Menschen werden. Aber“, fügt er hinzu, „solche Leute können sich nur an Christus selbst, nicht an seiner Kirche aufrichten.“ Mit „seiner Kirche“, die nicht gibt, was Christus gibt, ist hier offenbar bedeutet, daß die auffindbare Kirche, die sich für die Kirche Christi ausgibt, noch nicht die wahre Kirche Christi ist. Des weiteren hebt Hilty hervor, daß „unbedingt auch alle kirchlichen Einrichtungen“ zur „vergänglichen Weltordnung“ gehören. Also auch die Einrichtungen der katholischen Kirche! Und wer, wie ich, als die eigentliche Aufgabe des wahren Christlichen — das ist: des vollendet Geistigen und Religiösen von jeher — die Menschwerdung des Menschen ansieht, erinnert sich immer wieder an den Ausspruch Kierkegaards und wiederholt ihn also: die Kirche soll weg; denn sie ist es, die Kirchentum für Christentum ausgibt; so verdeckt sie die Aussicht auf das wahre Christliche; so verstellt sie den Zugang zum existenziellen Gottesverhältnis des Menschen, das mit dem Christlichen Christi vorbildlich für alle Zeiten gegeben ist.

Die auffindbare instituierte Kirche als eine offizielle Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, kann nie und nimmer die Kirche Christi sein. Darum ist es Sinnesbetrug, wenn man die Papstkirche, die die offiziellste der sich christlich nennenden Kirchen ist, für die Kirche Christi ansieht und das wahre Christliche darin erblickt, daß man sich ihr unterwirft. Einer, der die Befähigung aufweist, der berufene Anwalt des großen Kierkegaard zu sein, dürfte sich einer offiziellen Kirche umso weniger unterwerfen, als das Lebenswerk Kierkegaards seinen Höhepunkt und seinen Abschluß in einer Anklage findet, die dartut, daß das wahre Christentum die offizielle Kirche gegen sich hat, ja daß diese es ist, die den ungeheuren Sinnesbetrug bewirkt, der die Anhänger der Kirche glauben macht, sie seien, weil sie sich zur Kirche bekennen, auch schon Christen.

Wenn man meint, daß der nachmalige Kardinal Newman, der gewiß mit Recht als ein wahrer Führer des Geistes gilt, mit seinem Uebertritt zur katholischen Kirche doch ein Gegenteil lehrt, so ist dabei nicht zu übersehen, daß er weniger streitbar als Kierkegaard geartet und sozusagen geradezu für den geistlichen Stand berufen war, dem er sich auch lebenslang verpflichtet fühlte. Seine religiöse Redlichkeit ließ aber ja auch ihn gegen seine ursprüngliche offizielle Kirche sein. Dies bleibt das Wesentlichste an ihm, der Priester mit ganzer Seele war, und dem erst wieder durch den Uebertritt zum Katholizismus die Ausübung seines geistlichen Berufes ermöglicht wurde. (Daß die Papstkirche nicht ist, was sie in der Vorstellung Newmans war, habe ich im Newman-Kapitel dargetan, das auch die von ihm aufgestellte christliche Klimax als verfehlt hinstellt. Von der Urkirche — noch deutlicher: vom Urchristentum zum Katholizismus, wie er von der Papstkirche existenziell vertreten wird, ist — religiös gesehen — kein Aufstieg. Diese Gewißheit habe ich, und sie muß jedem werden, der vorurteilsfrei den Tatsachen ins Gesicht sieht.)

Wer mit wahrer Berufung den geistlichen Stand aufgenommen hat — also den Stand, der verpflichtet, Christi Lehre zu verkünden — wird die Verpflichtung zur Ausübung seines Berufes kaum mehr los werden. So wird er manches in Kauf nehmen, was er persönlich nicht billigen kann; so wird er auch bestrebt sein, selbst die Mängel einer Obrigkeit, der er durch den geistlichen Gehorsam verbunden ist, sich selber gegenüber in Schutz zu nehmen. Das Entscheidende an ihm ist ja, daß er weit über diese Obrigkeit hinaus sich einer Verpflichtung unterworfen fühlt, der er nur genügen kann, wenn er, äußerlich wenigstens, der Obrigkeit sich fügt. Ich betone das im Hinblick auf Kardinal Newman, weil mir mit seiner Konversion wohl dem Priester, aber nicht dem Laien ein nachahmenswertes Beispiel gegeben erscheint. (Wobei ja auch nicht zu übersehen ist, daß die Kirche, der Newman nun diente, nicht seine Landeskirche

war, und also in dem Lande seines geistlichen Wirkens das weltpolitische Treiben der neuen geistlichen Obrigkeit sich weniger aufdringlich bemerkbar machte, als dies in ausschließlich katholischen Ländern der Fall ist.

Darum muß ich es bedauern, daß Theodor Haecker, dessen Schrifttum wahre religiöse Bewegtheit aufweist, sich der Papstkirche unterworfen hat und nunmehr sich geradezu beflissen zeigt, die Gedanken Kierkegaards so zu verstehen, wie sie der Probst Kofoed-Hansen verstanden haben soll, nämlich: „daß ihre Konsequenz zur Wahrheit der katholischen Kirche führe.“ Mit einem solchen Verstehen wäre wohl das Wesentlichste des Lebenswerkes Kierkegaards, das das Christentum zur Kirche — ohne Vorbehalt — in Gegensatz brachte, in eine völlig falsche Beleuchtung gerückt. (Der genannte Probst könnte aber auch die Gedanken Kierkegaards zunächst so verstanden haben, daß ihre Konsequenz nicht mehr erlaube, einer Kirche wie seiner Landeskirche zu dienen, die aus dem Christentum „gerade das Gegenteil“ gemacht hat. Und für seinen Uebertritt zur katholischen Kirche wäre in Betracht zu ziehen, daß er, wie Newman, Geistlicher bleiben, d. h. der Ausübung seines Berufes treu bleiben wollte. Zeitlich steht zudem die katholische Kirche, als die Mutterkirche, dem Urchristentum freilich auch näher als ihre protestantische Abart. Doch wäre dann nicht zu übersehen, daß sie auch die Mutterkirche in offizieller Hinsicht ist: die Mutterkirche im Abkommen vom wahren Christentum.)

* . *

Der geistige Schlachtruf Kierkegaards „die Kirche soll wegl“, der in seinem Schaffen laut wird, kann von Theodor Haecker, der nun die Wahrheit der katholischen Kirche verflucht, nicht mehr gehört werden, wie er gehört werden soll. Die Sache steht nun so, daß „der berufene Anwalt und Ausdeuter Kierkegaard'schen Schaffens“ gerade über das Wesentlichste an diesem, das das Christentum zur auffindbaren Kirche als solcher in strikten Gegensatz bringt, hin-

wegsehen muß, wenn er sein Tun nicht in Kollision bringen will mit der Schlußforderung des Denkers, dem er sich „in nie endendem Dank“ verpflichtet fühlt. Denn kein redlicher Kenner Kierkegaards kann behaupten wollen, Kierkegaards Kampf mit der Kirche habe nur der dänischen Landeskirche gegolten. Er sagt doch deutlich genug „Christentum und Kirche“, ohne jede Einschränkung, und führt auf diese zurück, daß das Christentum der „Christenheit“ dem Christentum des Neuen Testaments gerade entgegengesetzt ist. Er sagt: „Die Korruption besteht darin, daß das Christentum weiter besteht, nachdem man gerade das Gegenteil daraus gemacht hat — besonders im Protestantismus, besonders in Dänemark.“ Das „besonders“ ist hier nur so aufzufassen, daß Kierkegaard besonders vor seiner Türe kehrt, wie es sich für einen redlichen Charakter auch gehört. Wir sehen denselben Vorgang heute bei Karl Kraus. Als Katholik in Bayern oder in Tifol lebend, hätte Kierkegaard zweifellos gesagt: „besonders im Katholizismus, besonders in Bayern“ oder auch „besonders in Tirol“.

Wenn Kierkegaard je an die Wahrheit der katholischen Kirche geglaubt hätte, müßte wenigstens in seiner letzten Kampfschrift „Der Augenblick“ davon Erwähnung getan sein, da sich in ihr gründlich genug seine religiöse Verfassung offenbart. Doch soviel in diesem Werk, wie auch in früheren, von der Wahrheit des Christentums die Rede ist, so ist in ihm doch nicht ein Wort zu finden, das von der Wahrheit des Katholizismus oder der katholischen Kirche spricht. Was Kierkegaard an dieser Kirche anzusprechen scheint, ist vor allem, daß sie die Priesterehe nicht billigt. Er, der das Apostelamt so außerordentlich ernst und schwer nimmt, möchte die Keuschheit völlig gewahrt wissen von jenen, die sich berufen fühlen, den Priesterberuf und mit ihm das Apostelamt auszuüben. Hier fällt aber doch ins Gewicht, daß mit dem abgegebenen Gelöbnis zur Keuschheit diese tatsächlich noch nicht gewahrt sein muß, und daß die Ehe, als der Mann und Weib für das Leben bindende Liebesakt, auch

dazu beitragen kann, den Menschen in bedingter Keuschheit zu erhalten. Jedenfalls verlangt die Mißbilligung der Priesterehe, daß die Berufenheit zum Priesterstand als etwas Außerordentliches aufgefaßt werde, das zu Aufgaben verpflichtet, die nicht mehr erlauben, an Weib und Kind zu denken, wenn man ihnen völlig genügen will. Solange aber die geistlichen Herren in solcher Menge vorhanden sind, daß man sicher sein kann, es fehle der Mehrzahl von ihnen die wahre Berufenheit — ein Mangel, der ihnen die Bewältigung der Seelsorge freilich erleichtert — solange wäre es wünschenswert, daß auch die katholische Kirche ihren geistlichen Vertretern die Eheschließung erlaube; denn ungleich besser ist es immer noch, auch für den christlichen Priester, der von der Seelsorge nicht genügend in Anspruch genommen wird, von Weib und Kind in Anspruch genommen zu sein als von Valutengeschäften und von der Politik.

So kann, was von Kierkegaard der katholischen Kirche als ein Vorzug angerechnet wird, tatsächlich oft genug ein Nachteiliges bewirken. Für die entscheidende Wertung der katholischen Kirche, als einer auffindbaren offiziellen Kirche, kommt diese Bevorzugung aber auch bei Kierkegaard gar nicht in Betracht. So schreibt er noch im letzten Jahre seines Lebens: „Eine Kirche . . ., ja sie ist ein zweideutiger Ort; die vom Staat geschützten Kirchen in der ‚Christenheit‘ sind das Zweideutigste, das je existiert hat.“ Und die auffindbare katholische Kirche gehört doch zweifellos auch zu diesen Kirchen!

. . .

Theodor Haecker sagt in seiner ersten Schrift, die vielleicht seine maßgebendste bleibt und Kierkegaard als Philosophen der Innerlichkeit dartut: „Von Pascals Apologie haben wir nur Trümmer, das Werk Kierkegaards ist vollendet. Drohend und gefährlich angefüllt mit geistigem Sprengstoff . . . steht es vor uns.“ Da ersteht doch zunächst die Frage, was überhaupt gesprengt werden soll. Und die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, weil wir von Kierkegaard

selbst erfahren, wohin der geistige Sprengstoff gelegt ist. Er gilt dem Bau, der sich für die Wohnung des Christentums ausgibt, ohne sie zu sein; der darum dem Aufkommen des wahren Christentums am meisten hinderlich ist, weil er ja seine Bewohner glauben macht, sie wären, als solche, schon Christen. Und dieser Bau ist die offizielle Kirche. Ich sehe wirklich den ganzen weltlichen Bau dieser Kirche, die sich für die Kirche Christi ausgibt, von Kierkegaard unterminiert, und ich zweifle auch nicht mehr daran, daß er in Trümmer geht — insoferne eine Trennung stattfinden wird, nicht eine Trennung von Staat und Kirche, sondern eine Trennung von Christentum und Kirche, die ja auch Staat und wie jeder Staat dem Untergang verfallen ist — und daß so erst Raum geschaffen wird für das Aufgehen des wahren Christlichen als des vollendet Geistigen und Religiösen von jeher, das nicht von dieser Welt ist und niemals Welt wird.

Mögen mich auch Apologeten der Kirche klüglich und kläglich als Denker-Dilettanten ansehen, dem die philosophische und religiöse Schulung mangelt — was Kierkegaard vom Denker verlangt, wenn er sagt: „Geistig verstanden müssen eines Mannes Gedanken der Bau sein, worin er wohnt,“ glaube ich völlig zu erfüllen. Zudem ist mit solchen Vorwürfen nicht das Geringste abgetan von dem, was ich dargestellt habe; nicht einmal dort, wo ich dem großen Kierkegaard nicht zustimmen kann, weil mir seine Forderungen die Forderungen Christi zu überbieten scheinen, und ich nicht glaube, daß er das gewollt hat. Noch weniger wollte er wohl einen neuen geistigen Typus schaffen von einer „Heiligkeit, die alle vergangenen in Schatten stellt“. Er, der sich dem allmächtigen Gott völlig unterworfen hat — er, dem Christus tatsächlich immer mehr zum Vorbild geworden ist, wollte einfach, daß Christentum auch Christentum, nicht bloßes Kirchentum, nicht Weltlichkeit, nicht Theater sei, — daß das von Christus gegebene Beispiel in der Christenheit existenziell zum Ausdruck komme — kurz:

daß Innerlichkeit sich der Christen bemächtige. Wenn er in seinen Mahnungen zuweilen übermäßig anfordert, ist es wohl, weil er Erfahrung darin hatte, daß man in geistiger Hinsicht bei den Menschen viel anfordern muß, will man auch nur wenig erhalten. Etwas von Tragweite jedoch war von der theoretischen Kirchenchristlichkeit auf ihn übergegangen: die Ansicht, daß das Erdendasein des Menschen ein Strafanstalts-Dasein sei. So sagt er: „Christlich angesehen ist es nichts weniger als die größte Wohltat, einem Kinde das Leben zu schenken, ... christlich angesehen ist dies der höchste Grad von Egoismus, daß ein anderes Wesen, weil Mann und Weib sich nicht beherrschen können, in diesem Jammertal und dieser Strafanstalt vielleicht 70 Jahre schmachten muß.“ Hier ist zweifellos übers Ziel geschossen. Schon meine Schrift „Der Christ Kierkegaards“ argumentiert gegen diese Auffassung, und schließlich bezeugt Kierkegaard selbst, daß dieses Dasein — auch christlich betrachtet — etwas anderes werden kann als ein lebenslanges Schmachten in einer Strafanstalt, wenn er (ich bediene mich hier der Worte A. Bärtholds) zugeben muß: „daß das Absterben eine Liebesfreude werden kann“ und „die Nachfolge trotz all ihres Schmerzes doch eine Liebessache und darum auch selig ist“.

Hier aber handelt es sich mir darum, daß man zwischen diesem Leben und dieser Welt unterscheiden lerne. Von Kierkegaard ist nämlich auch gesagt: „Gewiß ist, menschlich gesprochen, etwas Grausames in dem, was von den Christen gefordert wird — doch nein, nicht in dem, was von ihnen gefordert wird, sondern in dem, was ihnen widerfährt; denn dies liegt nicht im Christentum, das liegt teils darin, daß sie selbst Sünder sind, teils darin, daß die Welt, in der sie leben, sündig ist.“ Kierkegaard hat also erkannt, daß das Grausame in dem, was von den Christen gefordert wird, auch darin liegt, daß die Welt, in der sie leben, sündig ist. „Die Welt“ tritt hier als ein neuer Begriff auf, der dieser Welt im Sinne Christi entspricht und mit dem

bloßen Erdendasein des Menschen, mit diesem Leben an sich, nicht mehr identisch ist. Im vorher zitierten Ausspruch Kierkegaards ist aber noch unzweideutig mit dem Jammertal und der Strafanstalt dieses Leben, als der Erdenaufenthalt, gemeint, und diese Meinung setzt voraus, daß die Erde mit dieser Welt, das Erdendasein also mit dem Aufenthalt in dieser Welt, identifiziert wird. Das ist ein Werk der Kirche. Ob gewollt oder aus Mangel an Gegenwehr, kann ich nicht beurteilen. Der Lehre Christi nach aber ist diese Auffassung nicht zulässig. Und dem Gehörten nach ist sie auch in Kierkegaard nicht seßhaft.

Daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, ist — als Ausspruch Christi — Diktat, das unbedingte Geltung hat. Aber da dieses Reich in jedem Menschen aufgerichtet werden kann, muß es mit dem Erdendasein des Menschen, also mit diesem Leben, verbunden sein. Es ist also wohl mit dem Aufenthalt auf Erden, nicht aber damit vereinbar, daß man dieser Welt in sich Raum gibt. Es ist also auch gewiß, daß mit dieser Welt diese Erde als Schöpfung Gottes nicht gemeint sein kann, und daß das Erdendasein des Menschen auch nicht mit dem Dasein dieser Welt verbunden sein muß; daß vielmehr dieses Erdendasein, also dieses Leben, umso mehr zu seinem eigentlichen Inhalt kommen muß, je weniger es von dieser Welt in sich aufnimmt. Was zunächst nottut, sagte ich mir, ist demnach, möglichst klar und bestimmt darzutun, was unter dieser Welt zu verstehen ist.

Und so habe ich eine Definition dieser Welt zu geben versucht, soweit der Begriff sich einer realen Erfassung durch mich zugänglich gezeigt hat; und ich möchte glauben, daß in meiner Darstellung eine genügend klärende Scheidung der in Frage kommenden Begriffe zutage tritt, und im weiteren, daß mit dieser Scheidung dem Erdendasein des Menschen immer noch das Licht bleibt, das nicht von dieser Welt ist, dem Bestand dieser Welt aber die Finsternis.

Hat diese Scheidung einmal in einem Menschen existenziell platzgegriffen, könnte er, um seine Unterscheidung er-

sichtlich zu machen, nicht mehr sagen, was Theodor Haecker von Kierkegaard sagt — wenigstens nicht, wie er es sagt —: „Seine Ansicht von der Welt wurde mit den Jahren immer düsterer, und der Ausdruck seiner Stimmung wurde fast zum dogmatischen Satz: die Welt ist eine Strafanstalt, und nur dies, sie verliert alle Schönheit einer freien Schöpfung Gottes, oder diese Schönheit ist nur eine Falle und eine Versuchung.“ Gewiß hat Kierkegaard mit Strafanstalt unzweideutig dieses Leben als den Erdenaufenthalt gemeint; er ist eben in diesem Falle, wohl angetrieben von seiner Schwermut, der theoretischen kirchenchristlichen Auffassung erlegen, die das Erdendasein identifiziert mit dieser Welt. Aber diese Identifizierung erscheint im Ausspruch Kierkegaards immerhin noch wie von der Stimmung beeinflusst, während sie in der Aussage Haeckers allzu selbstverständlich auftritt; denn „die Welt“ zu sagen muß genügen, um zu wissen, daß damit auch diese Welt gemeint ist, von der das Reich Christi nicht sein kann, und trotzdem ist von ihr hier als von einer freien Schöpfung Gottes die Rede. Das empfindet man nicht mehr als Irrung, sondern als Verwirrung, sobald in einem die erwähnte Scheidung lebendig ist.

Denn dann sieht man wohl diese Welt, aber nicht die Erde an sich, die Gottesschöpfung ist, als ein Jammertal an. Und sieht auch diese Erde zu einer Strafanstalt gemacht, überall dort, wo diese Welt von ihr Besitz ergriffen hat. Und je mehr man sich Gott, als seinem Herrn und Schöpfer, unterwirft und sich selber der Schöpfung Gottes zugesellt — je mehr man eben Mensch wird — umso mehr wird einem auch diese Welt, die sich in Selbstbehauptung Gott gegenüber durch Gewalttaten erhält und so der freien Schöpfung Gottes immer nur verheerend entgegenwirkt, als ein Jammertal und eine Strafanstalt erscheinen müssen, und diese Ansicht kann einem wahrlich fast zum Dogma werden, weil sie beständig neu genährt wird durch das Tun dieser Welt. Aber es wird einem nicht mehr einfallen, diese Welt in Gottes Schöpfung einzubeziehen, sie, die ein fluchbeladenes Menschenwerk ist,

das Werk gottloser menschlicher Ueberhebung. Und sollte das Ueberhandnehmen dieser argen Welt die düstere Stimmung in einem so anwachsen lassen, daß man versucht wird, das Dasein preiszugeben, nur um dieser Welt zu entrinnen, so ist es gerade das Verhältnis zu Gott und Gottes freier Schöpfung, das einem immer wieder Kraft verleiht auszuharren, weil es einem, als Menschen und religiösen Laien, eine Lebensaufgabe gibt, für die man schwärmt, die einen erwärmt, und diese Aufgabe ist: die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

• • •

Mein religiöser Standpunkt ist für die Gegenwart vielleicht auch ein „völlig neuer“ und gewiß „ein ganz anderer“ als der herkömmliche kirchen-christliche; aber eben darum glaube ich, daß er mehr als dieser mit dem wahren Christlichen zu tun hat. Im weiteren mag es so meine Art in sich tragen, die das Hochhinauswollen, falls sie es überhaupt je gekannt, völlig verlernt hat. Das Vorhandensein von Innerlichkeit dürfte man ihr jedoch kaum absprechen können.

Hier erinnere ich mich, daß Theodor Haecker gesagt hat: „Das Kriterium des subjektiven Denkers ist aber allein: das Maß der Innerlichkeit. Zu dieser Erkenntnis führt Kierkegaard.“ Da möchte ich beinahe folgern, daß Kierkegaard den Denker in mir geachtet hätte, zumal ich zur Erkenntnis der Bedeutung der Innerlichkeit gekommen war, noch ehe ich von Kierkegaard etwas wußte. Ja, ich habe vorher schon (im „Buch der Unsicherheiten“) das wahre Christliche, jedenfalls sein Wesentlichstes, mit Innerlichkeit identifiziert, indem ich Jesus erfaßte als „unseren Herrn und Meister in der Verinnerlichung“. Zudem war ich damals vielleicht noch in meiner weltlichsten Periode, zwar nicht in dem Sinn, daß ich je ein Freund dieser Welt war, aber doch so, daß ich noch Ansprüche an sie stellte, anstatt von mir zu verlangen, mit den Anschauungen, Zielen und Aufgaben dieser Welt völlig zu brechen, um existenziell der Menschwerdung des Men-

schen zustreben zu können, die mir mit der Lehre und dem Beispiel Christi vollendet gegeben erscheint.

Ich darf hier nicht übergehen, daß ich schon damals das Christentum der Kirche abgelehnt habe, weil ihr Paktieren mit dieser Welt dem, was sie lehrt, so wesentlich Abbruch tut, daß es selbst den Glauben an die Wahrheit der Lehre erschüttern kann. Der redliche und religiös veranlagte Betrachter muß sich nämlich sagen: wie soll das Verkündete die Wahrheit sein, wenn sie, die bis an die Quelle dieser Wahrheit zu reichen vorgibt und das Amt der Vermittlung übernommen hat, so sehr wider das, was sie vermittelt, handelt? Das Abkommen der besseren Geister vom Christentum ist, wie ich glaube, immer auf das Verhalten der offiziellen Kirche zurückzuführen. (Ich spreche hier nicht vom konventionellen Liberalismus, der innerlich, d. h. durch seinen Mangel an Innerlichkeit, allem Zeremoniellen der Kirche viel näher steht als dem wahren Religiösen. Man sehe nur, wie liberale Stadtoberhäupter sich protzig zur Schau tragen bei den Festprozessionen der Kirche.)

Hat man aber einmal die offizielle Kirche, die Weltbildung ist, soweit von sich entfernt, daß die Lehre und das Beispiel Christi, losgelöst von ihr, auf einen einwirken, wird man in allem, was mit dem Geistigen und Religiösen von jeher — mit dem Glauben an Gott und der Betätigung eines Gottesverhältnisses, als eines existenziellen Verhältnisses zum Unbedingten — zu tun hat, auch Wesentliches von dem vorfinden, was Christus gelehrt und gelebt hat. Es muß auch so sein, weil Gott immer derselbe unveränderliche Gott ist, und die vollendete Menschwerdung des Menschen, wie sie uns mit Christi Lehre und Beispiel gegeben ist, auch nur dieses vermag: vorbildlich darzutun, was für den Menschen erforderlich ist, um zu werden, wie er von Gott gewollt ist.

Dieses Erforderliche aber muß der Mensch gehabt haben im Anfang, als das Wort war, und Gott noch das Wort war, durch das alles — also auch der Mensch — gemacht ist, weil Gott nach Vollendung der Schöpfung sah, daß alles sehr gut

war. In Gottes Wort aber lag auch die Weisung, wie sich der Mensch das gegebene, von Gott gewollte existenzielle Aussehen erhalten könne; sie enthielt ein einziges „Du sollst nicht!“ und dieses bezog sich auf das Essen vom Baum der Erkenntnis. Denn Gottes Schöpfung war so und wird so für alle Zeit sein, daß zu ihrem Gedeihen nichts erforderlich ist, als daß ihre Lenkung in Gottes Hand bleibt.

Je mehr ich hier verweile, umso mehr gibt mir meine Definition dieser Welt das Verstehen dafür, daß Gott die Liebe ist; daß Liebe dieses Gebot aufstellte und aufstellen mußte, um den Menschen davor zu warnen, lenkend und anordnend in eine Schöpfung einzugreifen, deren Zustandekommen ihm immer ein Verborgenes und deren Daseinserhaltung seiner Macht immer entzogen sein wird. Wie könnte auch der Mensch, als zur Schöpfung gehörig — soviel Geist ihm von Gott, seinem Schöpfer, auch zudedacht sein mag — je befähigt sein, eigenmächtig bestimmend dem, der ihn schuf, entgegenzutreten, ohne sich selbst zu schädigen! Er könnte ja, sobald er die Befähigung betätigt, seinem Schöpfer entgegen sich eigenmächtig zu gestalten, als Schöpfung nicht mehr so sein, wie er von Gott, seinem Schöpfer, gewollt ist. Darum ist vor dem Mißbrauch einer solchen Befähigung eben gewarnt mit dem Gebot, nicht zu essen vom Baume der Erkenntnis, von dem ja gegessen wird, um zu werden wie Gott, der Schöpfer. Es ist der Sündenfall des Menschen, der zur Weltbildung führt, die sich auf Selbstbehauptung Gott gegenüber gründet. Die erste Aufgabe der Menschwerdung des Menschen ist darum, den Menschen aus dieser Welt herauszuheben. Wo das Religiöse nicht einem Kirchentum erlegen ist, wird dies auch ersichtlich; so besonders im ursprünglichen Judentum, dem der Gottesglaube das Leben war, was jede Selbstbehauptung Gott gegenüber ausschloß.

Ich verweise hier auf Abraham, dessen wahre Welt sein Glaube war, ein Glaube, der ihn das Erdendasein, als von Gott gegeben, lieben, die Umwelt aber als etwas Fremdes

fühlen ließ. So war seinem Samen von Gott die Auserwähltheit zugedacht. Und da es sich bald um ein ganzes Volk handelte, mußten ihm durch Offenbarung die Richtlinien gegeben werden, wie es sich, als Volk, eine Beschaffenheit erhalten könne, die der von Gott gewollten nicht entgegen ist. Die Welt des Judentums, wenigstens solange es der Führung seiner glaubensstarken Einzelnen gefügig war, war eine Welt, die immerhin ihr Heil in der Einhaltung der offenbarten Richtlinien erblickte und sich nicht vermaß, in Selbstbehauptung Gott gegenüber sich durchzusetzen. So wurde den Juden, als dem auserwählten Volk, zuweilen die gewiß nicht leichte Aufgabe zuteil, gegen diese Welt, die auf Selbstbehauptung Gott gegenüber gegründet war, strafend vorzugehen; und sie erscheinen wirklich als die Richter und Henker der sie umgebenden Völker, deren Reiche von dieser Welt waren. So durften sie Kriege führen, wenn sie von Gott dazu berufen waren, sei es, daß sie in größter Bedrängnis, oder daß sie von Feinden in ihrem Gottdienen behindert waren. Fehlte ihnen diese Berufenheit, schlug jedes gewaltsame Vorgehen gegen Feinde zu ihrem Schaden aus.

Im Buche Judith gibt Achior seinem Feldhauptmann Holofernes genaue Auskunft, „wie es um die Israeliten beschaffen ist“. Er berichtet: „Niemand konnte diesem Volk Schaden tun, ohne allein wenn es abwich von den Geboten des Herrn, seines Gottes. Denn so oft sie außer ihrem Gott einen andern anbeteten, wurden sie geschlagen und weggeführt mit allen Schanden. So oft aber es sie reute, daß sie abgewichen waren von den Geboten ihres Gottes, gab ihnen der Gott des Himmels wiederum Sieg wider ihre Feinde. Darum vertilgten sie die Cananiter Könige, den Jebusiter, den Phereusiter, den Hethiter, den Heviter, den Amoriter und alle Gewaltigen zu Hesbon, und nahmen ihr Land und ihre Städte ein. . . . Darum, mein Herr, laß forschen, ob sich dieses Volk versündigt hat an ihrem Gott; so wollen wir hinaufziehen; und ihr Gott wird sie dir gewißlich in die Hände geben, daß du sie bezwingest. Haben sie sich aber nicht

versündigt an ihrem Gott, so schaffen wir nichts wider sie: denn ihr Gott wird sie beschirmen und wir werden zum Spott werden dem ganzen Land.“

Die Verheißung des Messias, die schon im frühesten Judentum laut wird, deutet aber gleichwohl darauf hin, daß auch das gottesgläubige Judentum mit seinen kriegerischen Aufgaben noch nicht restlos das von Gott gewollte war, sondern einer Vollendung entgegensah, die ihm eben durch das Auftreten des Messias werden sollte, von dem das Alte Testament sagt, daß er ewig bleibt. Das ist gewiß auch so zu verstehen, daß Christus, als der Messias, für den Menschen ewig das Vorbild bleibt, als die Identifikation mit der Wahrheit, deren Einzigkeit absolut ist. Adam, der erste Mensch nach Gottes Ebenbild, handelte wider Gottes Gebot. Sein Fehltritt führte zur Weltbildung. Christus, als der Vollendete, hebt den Menschen aus dieser Welt heraus und läßt ihn wiederum Gottes Ebenbild werden. Darum wird Christus ja auch der neue Adam genannt. (Wie spitzfindig berührt es da, wenn von einem Verfechter des Wortes gesagt wird: „Christus ist ethisches, nicht aber religiöses Vorbild.“ Also Vorbild einer Teilbeschaffenheit, aber nicht des Ganzen, das mit dem Religiösen gegeben ist, „welches das Ethische in sich schließt“, wie Kierkegaard sagt. Und gesagt ist damit, daß Religiös-sein immer auch ein Ethisch-sein im höchsten Sinne bedingt, daß aber Ethisch-sein noch nicht ein Religiös-sein ist. Auch verlangt Vorbild-sein im unbedingten Sinn geradezu, daß seine qualitative Einzigkeit absolut ist. Wenn ein sogenannter Freigeist von der Ethik Jesu redet, so ist das an seinem Platz, weil der Freigeist nicht bis zum Religiösen vordringt. Wenn aber einer, der „die Einheit von Mensch und Gott“ in der Person Christi nicht genug betonen kann und diese Einheit von Christus selbst ausgesprochen findet in den Worten: Ich und der Vater sind eins — wiewohl der Hinweis Christi auf seine Vollmacht vom Vater und darauf, daß ihn der Vater gesandt hat, genügen müßte, um die Worte so zu verstehen, daß Christus innerlich eins ist mit dem, der ihn

gesandt hat, und die Bedeutung des Ausspruchs darin wahrzunehmen: daß Christus vollbringt, was Gott will — wenn er also Christus nur als ethisches Vorbild gelten lassen will, so erscheint mir das als eine Ausgeklügeltheit, mit der nicht weiter zu rechten ist.)

Was ich hier noch hervorzuheben habe; ist: daß Christus, seiner eigenen Aussage nach, nur das Gesetz erfüllt hat. Das Gesetz aber sagte auch von der Beschaffenheit und dem Wirken des Messias aus: daß er so und so sein und das und das vollbringen werde. Wer also dem Gesetz völlig entsprechen wollte, mußte mit dem Glauben an den Messias auch glauben, daß dessen Beschaffenheit und Tun den Menschen der Vollendung entgegenführe; er hatte also gewissermaßen mit dem Glauben an den Messias auch dessen Beschaffenheit als das Vollendete, als das ewig Vorbildliche für den Menschen, vor sich. Obschon also Christus mit seiner Lehre und seinem Beispiel gab, was vor ihm kein Mensch gegeben hat, bleibt der Satz Pascals, daß die wahren Juden und die wahren Christen dieselbe Religion haben, doch insoferne wahr, als der Glaube der wahren Juden an den Messias die Notwendigkeit in sich schließt, auch an die dem Messias zugedachte Beschaffenheit, als an das Vollendete und ewig Vorbildliche für den Menschen, zu glauben.

Da das Menschengeschlecht von einem Menschenpaar abstammt, dessen Sündenfall das ursprüngliche Gottesverhältnis des Menschen zerstört und zur Bildung dieser Welt geführt hat, die der ursprünglichen Bestimmung des Menschen entgegen ist, nie und nimmer jedoch sich abschaffen läßt, was ursprünglich von Gott gesetzt ist, muß im Menschen mehr oder weniger stets ein Rückverlangen wach sein, das ihn in dieser Welt nie zur Ruhe, nie zum Frieden kommen läßt und ihn drängt, nach dem zu suchen, was ihm verloren gegangen ist. Dieses Bedürfnis des Menschen zu befriedigen, trachten die Religionen. Dem auserwählten Volk der Juden wurde diese Befriedigung zuteil durch das offenbarte Gesetz und die Verheißung des Messias. Nun mag der Verkehr der

Juden mit anderen Völkern die Verheißung auch zu diesen getragen und in ihnen, vielmehr in Einzelnen von ihnen, eine innere Beziehung zum Messiasglauben ausgelöst haben. Obwohl im weiteren völlig unwissend, konstatiere ich eine solche Beziehung bei den Chinesen, die ja auch von benachbarten Völkern als die „Juden des Ostens“ bezeichnet werden — zumeist freilich in einem Sinn, wie man die Engländer oder Amerikaner heute die Juden des Westens nennen könnte, in einem Sinn, den ich für die Chinesen doch nicht gelten lassen möchte. Denn ihr religiöses Lehrbuch, der Taoteking, das mir die Lehre vom Anschluß an das Gesetz als an das von jeher von Gott dem Unbedingten Gesetze übermittelt, enthält mit der Festhaltung des Reinen Menschen so Wesentliches, das mit der Lehre und dem Beispiel Christi übereinstimmt, daß man von ihm geradezu zur gläubigen Anerkennung des Evangeliums geführt werden kann. So, wenn gesagt ist: daß der Vollendete, also der absolut Vorbildliche, im Geringsein seine Vollendung findet, und daß, wer das Unrecht der Anderen auf sich nimmt, in Wahrheit der Führer, und wer die Last der Anderen auf sich nimmt, in Wahrheit der Herrscher ist, womit doch — soweit wir sehen können — einzig Christus das Führer- und Herrschersein in Wahrheit zugestanden ist. Weshalb es auch nicht im geringsten eine Verletzung der Autorität Christi sein kann, und nicht die geringste Entstellung des Bildes, das das Neue Testament von ihm gibt, wenn man Christus als den Reinen Menschen ansieht, der eben der Mensch ist, an dem Gott als an seinem wahren Sohn sein Wohlgefallen und in dem Gott sich darum auch geoffenbart hat. Ja, ich berufe mich für meine Auffassung auf den Evangelisten Johannes, der Christus verstanden hat als „die Fleischwerdung des Wortes, das bei Gott war und das Gott war.“ Denn die Fleisch- oder Menschwerdung des Wortes bedingt durchaus nicht die Einheit von Mensch und Gott, aber sie bedingt den Menschen als den Erfüller des ursprünglich von Gott Ge-

setzten, also der Verlautbarung Gottes, als des Wortes, das im Anfang war und durch das alles gemacht ist. Es liegt etwas Erzwungenes, ja eine Wortfechtereier darin, wenn man das Wort, das im Anfang war, mit dem Wort, wie es sich in der bloßen Rede Christi darstellt, identifiziert. Denn es ist nicht die Rede Christi allein, sondern sein ganzes Erdendasein, das das Wort verwirklicht, das im Anfang war; weil eben dieses Dasein so ist, wie es von Gott gewollt ist, und damit auch die Wahrheit und das Vorbild von absoluter Einzigkeit ist.

Wieso es gekommen ist, daß wesentliche Züge dieses Vorbildes sich bereits in der Vorzeit im fernen Osten vorfanden, kann ich freilich nicht weiter angeben. Was sich mir klar zeigt, ist nur, daß Laotse mit seiner Botschaft vom Reinen Menschentum, in dessen Mittelpunkt der Reine Mensch steht, der wesentliche Züge Christi trägt, dieser Welt entgegentritt und die Abkehr von ihr — aber nicht von der Erde, die Gottesschöpfung ist, — als Grundlage für die Menschwerdung hinstellt. Auch ist im achtzigsten Spruch des Taoteking die Beschaffenheit eines Gemeinwesens gezeichnet, die, verwirklicht, einem Staat oder Reich wahrlich die Berechtigung gäbe, sich christlich zu nennen; eine Berechtigung, die der sogenannte christliche Staat im Hinblick auf seine existenzielle Beschaffenheit nie hatte. Zweifellos ist auch, daß ein Chinese, der auf die Botschaft Laotse hört und den Reinen Menschen zum Vorbild hat, wie nicht minder der wahrhaft gottes- und offenbarungsgläubige Jude niemals wider den Christus sein könnten, der aus dem Evangelium zu uns spricht. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß der Papst, als das Oberhaupt einer offiziellen Kirche, wider Christus sein müßte, wenn man die „Situation der Gleichzeitigkeit“, die Kierkegaard besonders beachtet wissen will, in Betracht zieht; denn Christus — gesetzt, er würde heute auftreten — könnte die auffindbare offizielle Kirche sicher nicht als seine Kirche anerkennen; er müßte gegen sie, als gegen Weltbildung und Politik, sein.

. . .

So sehr ich die Genialität und, was mehr ist, die wahre Religiosität Kierkegaards anerkenne, muß ich doch seiner Auffassung, die diese Welt mit diesem Leben als dem Erden-dasein identifiziert, entschieden entgegentreten. Er, in dessen Schaffen die Forderung laut wird, daß die Kirche weg soll, um für wahres Christentum Platz zu machen, hätte in jener Auffassung die spezifisch kirchliche wahrnehmen können, um sie nicht mehr zu der seinen zu machen. Ich verweise auf das Unhaltbare, das in jener Auffassung liegt und bei Kierkegaard besonders störend also zum Ausdruck kommt: „Man ist kein wahrer Christ, wenn man sich nicht in der Pein und Qual befindet, die sich für den wahren Christen in dieser Welt gehört.“ Der Ausspruch dient Kierkegaard, um darzutun, daß der Glaube an Christi Wiederkunft, die „als nahe bevorstehend vorausgesagt wird und doch noch nicht eingetreten ist“, eine notwendige Illusion sei. Denn: „Der wahre Christ zu sein ist mit solchen Qualen verbunden, daß es nicht zum Aushalten wäre, wenn man nicht beständig Christi Wiederkunft als unmittelbar bevorstehend erwarten würde. Die Qual, das Leiden erzeugt eine notwendige Illusion.“

Das ist wohl das Schwächste in religiöser Hinsicht, was Kierkegaard geschrieben hat. Denn das Religiöse und mit ihm das Christliche, das dem Menschen Gott und mit ihm doch die Wirklichkeit im eminenten Sinn vermittelt, hat niemals mit Illusion zu tun. Auch ist dem Evangelium nach die Wiederkunft Christi durchaus nicht „als nahe bevorstehend“ vorausgesagt. Was wäre zudem mit der Bezeichnung „nahe“ ausgedrückt einer nicht endenden Zeit gegenüber! Wohl aber gibt der Ausspruch Kierkegaards der Meinung Nahrung, daß das ursprüngliche Christentum und sein Stifter die Nähe des Endes aller Dinge voraussetzten. Das hieße aber wiederum Christus eines Grundirrtums zeihen, ja ihn eines solchen überführen, da jene Voraussetzung doch tatsächlich, von uns aus gesehen, sich als falsch erwiesen hat. Damit aber wäre Christus als die Wahrheit ja gründlich erledigt und mit ihm

der Wert des Christentums. So konnte Höffding mit Recht rügen, daß Kierkegaard in jenem Ausspruch „die Sache auf den Kopf stellt“ — denn „nicht die Spannung hat ursprünglich die Erwartung hervorgerufen, nein, die Verheißung hat die Spannung erzeugt“ — und diesen seinen Vorwurf darauf stützen, daß „die Nähe ‚des Reiches‘ mit zur ursprünglichen christlichen Verkündigung“ gehört, was indessen völlig zu verneinen ist.

Durch eine Auffassung, die das Erdendasein des Menschen von dieser Welt zu trennen weiß, erhält aber der Ausspruch Kierkegaards gleichsam ein anderes Gesicht. Es ist ja die Existenz dieser Welt, die frevelhafte Selbstbehauptung des Menschen Gott gegenüber, die jeden Menschen früher oder später zu Pein und Qual kommen läßt. Je mehr der Mensch der Wahrheit zustrebt, je mehr er Mensch wird, je mehr er das Christsein betätigt, umso mehr wird er auch mit den Aufgaben und Zielen dieser Welt in Kollision geraten, und es ist sicher, daß ihm von außen her auch Uebles genug zuteil wird. Man denke nur an Sokrates, der noch kein Vollendeter im religiösen Sinne war und doch bekennen mußte, daß seine Verurteilung zum Tode schon früher erfolgt wäre, wenn er zu den Händeln dieser politischen Welt je Stellung genommen hätte. Und Laotse, der chinesische Weise, der mehr gab als Sokrates, hinterließ seine Botschaft, die wider diese Welt war, einem einzelnen Menschen, zog sich in die Berge zurück und vollendete sein Leben in Verborgenheit. Und doch zeugt, was wir von diesen beiden, diesen wahren Weisen wissen, auch dafür, daß in ihnen der Seelenfriede und die Liebe zur Gottesschöpfung wach waren, wie sie in den politischen Machthabern dieser Welt niemals wach werden können. Auch das Erdendasein des Franz von Assisi, der die Nachfolge Christi vielleicht wie kein anderer betätigt hat, weist eine innere Glückseligkeit auf, durch die ihm das schwerste Leben leicht gemacht wurde. Und die Erklärung dafür darf darin gesehen werden, daß sein Leben dieser Welt völlig entrückt und durch seine Glaubenswelt der Anschluß an

die große Wirklichkeit hergestellt war, auf die alles äußere Geschehen keinen bestimmenden Einfluß mehr hat. Auch ist es von jeher so gewesen, daß dem Gerechten — und der Christ soll ja als dessen höchste Verkörperung angesehen sein — auch auf Erden ungleich mehr Friede und dauernde Freude zuteil werden als den Menschen dieser Welt, deren Friede Selbsttäuschung ist und deren Freuden, die den Menschen innerlich nur verarmen lassen, ein Vergänglichstes sind.

Einem redlichen Menschen („redlich“ als jene geistige Eigenschaft verstanden, derzufolge man Gott zu geben strebt, was Gottes, und dieser Welt, was dieser Welt ist) wird es — mag ihm das Leben noch so hart zugesetzt haben — auch nie einfallen, seinen Frieden und seine Freuden in diesem Dasein gegen die weltlichen Genüsse eines Repräsentanten dieser Welt, der in Reichtum und Ansehen lebt, vertauschen zu wollen. Und das alles ist eigentlich selbstverständlich, weil man, wenn man dem näher kommt, was zum Gerechten macht, auch jenem näher kommt, das macht, daß man wird, wie man von Gott gewollt ist; und weil letzten Endes doch das von Gott Gewollte auch auf Erden, als der Schöpfung Gottes, herrschend ist. Immer wird es darauf ankommen, daß man das Erdendasein von dieser Welt zu trennen weiß, indem ja wohl diese Welt auf das Erdendasein angewiesen ist, nicht aber das Erdendasein auf diese Welt.

Der Christ, als der vollendete Religiöse, ist — geistig gesehen — zugleich der Wirklichkeitsmensch im eminentesten Sinn, und daß er als solcher mächtig ist auf der Erde, die des Herrn ist, bezeugt Christi Ausspruch, den Kierkegaard oft genug hervorhebt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Diese Welt ist davon ausgeschlossen; sie ist nicht das Machtgebiet des wahren Menschen, also auch nicht des Christen, weil, wo diese Welt herrschend ist, Christus, der die Wahrheit ist, weder gehört noch betätigt werden kann. Damit ist aber gesagt, daß diese Welt jedem wahren Gottesverhältnis des Menschen entgegen ist. Es zeugt für die Scheinexistenz dieser Welt. Im Erden-

dasein des Menschen aber kann Christus gehört und betätigt werden; somit kann auch das Reich Christi im Menschen zum Ausdruck gebracht werden auf Erden, aber nicht in dieser Welt — nicht, solange im Menschen diese Welt herrschend ist.

Darum ist es auch verfehlt, das Irdische zum Ewigen, zum Reich Gottes, in Gegensatz zu bringen. Der Gegensatz zu diesem ist das Weltliche. Es war Gottes Wille und somit von Gott gesetzt, daß es dem Gerechten gut gehe in Gottes Schöpfung, also auch auf Erden, aber nicht in dieser Welt, die Gottes Schöpfung brandschatzt. Im Verhältnis des Mystikers (von dem das Religiöse nicht zu trennen ist) zum All, als zur Gottesschöpfung, ist das Irdische auch nicht Gegensatz zum Ewigen. Ja, selbst das Leben Jesu läßt nur diese Welt Gegensatz zum Ewigen sein. Als von Gott betraut mit der höchsten Aufgabe gegenüber dieser Welt, nämlich: den Menschen aus ihr herauszuheben und sie zugleich als nichtig für das wahre Leben hinzustellen, mußte Jesus von Seite dieser Welt das Uebelste zuteil werden. Und doch war er auf Erden der mächtigste Mensch, dem Wind und Wogen gehorchten, der dem Menschen gebieten konnte und dem die Tiere dienten. Dort aber, wo er zu lehren und zu leiden hatte, hatte diese Welt von der Erde völlig Besitz ergriffen. Das ursprüngliche Judentum, welchem Theismus das Leben war, war wie ausgestorben. Toter Formenkult herrschte, dem eine völlig verweltlichte Priesterkaste vorstand. Alles war auf das Äußerliche eingestellt, alle Innerlichkeit abhanden gekommen. Kierkegaard sagt überaus zutreffend, daß „die historische Situation, menschlich gesprochen, dazu beitragen mußte, die Juden gegen Christus aufzuhetzen Das Land ist in seinem Untergang begriffen; alle Gemüter beschäftigt mit nationaler Bekümmernung; alles Politik bis zu Verzweiflung.“

Und so sieht es heute innerhalb der geographischen Christenheit aus. Das Christentum, das mit der Nachfolge Christi zu tun hat, ist wie ausgestorben. Totes Kirchentum herrscht, das von den Vertretern der offiziellen Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, als Christentum geltend

gemacht wird. Alles ist auf das Aeüßerliche eingestellt. „Alles ist in seinem Untergang begriffen; alle Gemüter beschäftigt mit nationaler Bekümmernng; alles Politik bis zur Verzweiflung.“ Und das alles ist so, weil diese Welt von der Erde, die des Herrn ist, Besitz ergriffen hat, weil der Mensch nicht mehr durchdringt zum Erdendasein, wie es von Gott gewollt ist. Die Erde an sich aber ist niemals diese Welt, und es ist nicht im Sinne des Ewigen, daß diese Welt auf Erden zur Herrschaft komme. Auch Kierkegaard befürwortet diese Auffassung, ob auch ungewollt, wenn er sagt: „In einem glücklichen Land, in Friedenszeiten, ist des Ewigen Gegensatz zum Irdischen nicht so groß.“ Damit wäre doch die Beschaffenheit des Irdischen als wandelbar angesehen, da es ja dem Ewigen gleichsam mehr verwandt werden kann. Das Vage solcher Auffassung entspricht dem Verfehlten, das statt des Weltlichen das Irdische zum Ewigen in Gegensatz bringt. Der Gegensatz des Ewigen zum Weltlichen bleibt immer gleich groß. Aber ein glückliches Land, in dem Friede herrscht, erweist sich eben als ein Land, in dem diese Welt weniger zur Herrschaft gelangt ist. Damit ist selbstverständlich ausgedrückt, daß auch in den maßgebenden Menschen eines solchen Landes diese Welt weniger zur Herrschaft gelangt ist. Jedenfalls kann in ihnen der Hang zur Weltbildung, zum Hochhinauswollen in Selbstbehauptung Gott gegenüber, mit der die Menschheit seit dem Sündenfall, der Weltbildung ist, erblich belastet erscheint, nicht mehr das sie Beherrschende sein. Darum ist es völlig gerechtfertigt, wenn man als religiöser Mensch — auch als Laie im Religiösen — als seine erste Aufgabe betrachtet: die Erde, die des Herrn ist, und das Erdendasein des Menschen — also sich selber — vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

. . .

„Krieg ist widerchristlich“: das ist keine neue Entdeckung. Wer Ohren hat, zu hören, hört es aus jeder Zeile des neuen Testaments heraus, das den Zugang

zur Auserwähltheit wohl für den Menschen, aber nicht mehr für ein Volk offen hält. Damit ist gesagt: daß man, um Christ zu werden, erst Einzelner sein muß, weil die geistige Machtstellung des Menschen, die von seinem Gottesverhältnis abhängig ist, verlangt, daß man Einzelner ist, und das wahre Christliche, als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher, diese Machtstellung dem Menschen zurückerobert hat. So muß der wahre Christ — geistig gesehen — immer auch mächtig auf Erden sein. Das hat Christus, als der Ausgangspunkt des neuen Testaments, mit seiner Lehre und seinem Beispiel vollendet dargetan. Er hat gezeigt, daß die wahre Macht des Menschen auf Erden nicht darin besteht, daß man über so und so viele Gewaltmittel verfügt, sondern darin, daß man jeder Gewaltanwendung überlegen ist durch ein verinnerlichtes Selbst, das in seiner Gottverbundenheit unzerstörbar ist.

Damit hat Christus aber auch das Recht zu richten und zu strafen den Menschen fortgenommen und in die Hand dessen zurückgelegt, von dem alle Schöpfung ausgegangen ist. Und Christus, als die Wahrheit, bleibt das unüberbietbare Vorbild, weil die Wahrheit unüberbietbar ist, und mit ihm ist jedem Menschen der Weg gewiesen, den er tatsächlich gehen muß, wenn er den Anspruch erheben will, wenigstens seinem Streben nach ein Christ zu sein. Und Christsein, als die höchste Form der Verwirklichung des geistigen Lebens und damit auch des Einzelner-sein, duldet keine Gewaltanwendung. Wo der Mensch den Begriff des Einzelnen völlig verwirklicht, ist jede Möglichkeit des Kriegsführens zu nichte gemacht. Denn das Kriegführen verträgt sich niemals mit dem Einzelner-sein. Allein schon damit also, daß das wahre Christliche dem Einzelnen und nicht mehr einem Volke seine Aufgabe stellt, ist es eine gründliche Absage an den Krieg. Und es bedeutet geradezu ein völliges Versagen der Auffassung, wenn man die Worte im Matthäus-Evangelium: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert,“ für ein christliches Anrecht auf Krieg nimmt. „Das

Schwert“ kann, wie ich schon erwähnt habe, nur Spaltung bedeuten (das Lukas-Evangelium sagt auch so); und mit dem Frieden, den Christus nicht fördert, ist das Gesein auf Grund von Aeußerlichem zu verstehen, das dem Einzelner-werden, also dem wahren Zusichselbstkommen und mit ihm der Menschwerdung entgegen ist.

Das wahre Christentum kann den Krieg nur als Notwehr, zwar nicht als berechtigt, so doch als entschuldbar gelten lassen. Und wieder ist es jene fernöstliche Lehre vom großen Anschluß, die — Reines Menschentum darstellend — der wahren christlichen Auffassung auch in Hinsicht auf den Krieg am nächsten kommt. Nicht so das Verhalten der Kirche, in deren Herrschaftsbereich das Kriegführen niemals aufgehört hat. Wie kommt das eigentlich, möchte man fragen, wenn die Antwort nicht schon längst in der Erkenntnis gegeben wäre, daß die auffindbare Kirche nicht die Kirche Christi, sondern Weltbildung und äußerliches Machtstreben ist, also einen größten Sinnesbetrug darstellt, der es erklärlich erscheinen läßt, daß gerade im Bereich der geographischen Christenheit die meisten Kriege, die größten Massenmorde stattgefunden haben.

(Wie töricht ist es, für den Krieg innerhalb des Bereiches der Christenheit Luther und die Reformation besonders verantwortlich machen zu wollen, da doch schon vor Luther die Herrschaft der Kirche und der kirchenchristlichen Regenten eine beinahe ununterbrochene Reihe von Kriegen aufzuweisen hat, während das Auftreten Luthers der Repräsentation der Kirche seiner Zeit gegenüber doch immer noch ungleich mehr von der Lehre und dem Beispiel Christi verwirklichte als jene. Wiewohl auch Kierkegaard von Luther abrückte, ja abrücken mußte, weil er gegen die offizielle Kirche war und Luther in der Kirche stecken blieb, so schreibt er doch noch zwei Jahre vor seinem Tode: „Luther ist die wahrste Gestalt nächst dem Neuen Testament. Was drückt Luther aus? Einen Stillstand, einen Akt des Besinnens.“ Und der redliche Mathesius, der „Martin Luthers Leben in siebzehn Pre-

digten“ beschrieben hat, betont: „Zu Krieg und Unfrieden hat dieser Mann nicht geraten, dess hat ihm Herr Melanchthon und vieler guter Leute Zeugnis gegeben.“ Freilich entging auch Luther nicht dem Zusammenwirken mit Machthabern dieser Welt, was immer zu einer wenigstens indirekten Billigung von Gewaltanwendung führen muß.)

Was ich aber hier vor Augen habe, ist die Zeit, in der ich lebe, die vielleicht mehr als jede Vergangenheit das Paktieren von Repräsentanten der Kirche mit den politischen Machthabern dieser Welt in seiner ganzen erschreckenden Wirkung kundgetan hat und noch immer kundtut. Ich denke hier noch einmal der preußischen Hofprediger, vor deren Augen ihr unfähiger Herrscher und Beherrscher beifallssicher auch als strafender Kriegsgott auftreten durfte; an sie, die wohl heute noch ihn, der Volk und Reich ins Verderben stürzte, zum Regenten haben möchten, nur weil es ihnen unter seiner Regierung weltlich gut gegangen ist. Ja, Kirche und Staat gehören zusammen, sie, die nun einmal von dieser Welt sind und aus derselben Krippe fressen; aus ihr, die auf Kosten des Wohlergehens der Menschen auf Erden immer wieder aufgefüllt wird.

Aber man soll nicht denken, daß die Kirche von Rom, die mir näher liegt, heute vielleicht weniger Weltlichkeit entfalte. Kirche bleibt Kirche, das heißt: sie ist und bleibt eine Veräußerlichung des Geistigen und Religiösen und somit auch des Christlichen. Und da Veräußerlichung-Einkerkerung ist, ist die offizielle „christliche“ Kirche eine Einkerkerung des Christlichen, und von ihren Repräsentanten und Würdenträgern, als den Trägern ihrer politischen Machteinstellung und -entfaltung, gilt, was Christus zu den Schriftgelehrten und Pharisäern gesagt hat: „Ihr schließt das Himmelreich vor den Menschen zu. Ihr selbst geht ja nicht hinein, aber ihr laßt auch nicht hinein, die hinein wollen.“ Denn das Himmelreich erschließt man sich durch Innerlichkeit, deren Aufgang und Entfaltung immer mehr behindert wird dadurch, daß die Christenheit daran gewöhnt wird, bloßes Kirchen-

tum und Kirchenpolitik für Christentum, also für Betätigung des Christlichen anzusehen.

Es sind ja immer Christi eigene Worte, die mich in ihrer Weise auf die Kirche aufmerksam machen, weil sie heute ebenso wie vor 1900 Jahren den offiziellen politischen Vertretern der Kirche ins Gewissen geredet erscheinen. So auch, wenn Christus das Wort spricht: „Ihr gebt den Zehnten von Minze, Till und Kümmel, und das Schwere im Gesetz laßt ihr beiseite, das Recht und das Mitleid und die Treue.“ Man sehe doch nur nach den kirchlichen Würdenträgern Frankreichs und Belgiens, wie sie, die den „Siegern“ das Christliche beibringen sollten, beschaffen sind. Da ist der schon erwähnte Erzbischof von Paris, Kardinal Dubois, der doch die schändlichen Gewalttaten Poincarés für gerecht halten muß, wenn er behauptet, daß Frankreich mit der Ruhraktion nur Gerechtigkeit suche. Und „der belgische Kardinal Mercier“ — so sagt eine Reutermeldung aus New-York — „hat an das römisch-katholische Blatt ‚Colombia‘ ein Schreiben gerichtet, worin er anregt, der Völkerbund möge gegen Sowjetrußland einen internationalen Kreuzzug veranlassen, damit die Barbarei vernichtet und die Zivilisation geschützt werde.“

Also einen Kreuzzug nennt der Kardinal, was er anstrebt. Und der Kirchenchrist soll also wieder soweit betrogen sein, daß er etwas, das Krieg und Massenmord und, christlich betrachtet, unbedingt verwerflich ist, als gerechte, ja als heilige Sache ansehen darf! Und welche Zivilisation will der Kardinal schützen? Vielleicht die der Franzosen und seiner Landsleute im Ruhrgebiet — oder die des Weltkrieges der „christlichen“ Welt, die immer tückischere Mordwerkzeuge ersinnt, um den Massenmord, das Mittel ihrer Selbstbehauptung Gott und seiner Schöpfung, der Erde, gegenüber, möglichst wirksam zu gestalten, und so der Menschwerdung des Menschen immer verbrecherischer entgegenwirkt? Und das will der Herr Kardinal als ein Würdenträger der Kirche, als ein Vertreter der Lehre Christi, wohl weil unter den Getöte-

ten in Rußland auch Würdenträger seiner Kirche waren, womit jedoch noch nicht gesagt ist, daß sie bessere Christen waren als die vielen Deutschen, die heute von den Franzosen und den Landsleuten des Kardinals — wiewohl doch Friede sein soll — getötet, beraubt oder ins Gefängnis geworfen werden, was doch zweifellos ein Tun wider Recht und Mitleid und Treue zu Christus ist. Darum lerne der Herr Kardinal vorerst vor seiner Türe kehren und vor der seiner Zunft und lerne den Kreuzzug des wahren Christen als etwas erfassen, das den Menschen sein Kreuz tragen lehrt. Als eine Leuchte christlicher Wissenschaft sollte er doch wissen, daß die Aufgabe der Apostel nicht darin bestand, einen Kreuzzug in dem bekannten kriegerischen Sinn gegen die Juden, als die Mörder Christi, anzuregen, sondern darin, die Lehre Christi, die völlig anders lautet, zu verkünden und danach zu handeln. Auch die ersten Christen haben gegen ihre Verfolger nicht den Krieg gepredigt. Wenn der Herr Kardinal nicht mehr imstande ist, jede kriegerische Unternehmung als widerchristlich zu erkennen, sollte er wenigstens so ehrlich sein zu erklären, daß er zuvörderst nicht die Lehre Christi, sondern eine Kirche, die Weltbildung und Politikerin ist, zu vertreten hat, und daß die Entwicklung des Christentums zur offiziellen Kirche eine Sache des Fortschritts ist, dem sich keine Institution dieser Welt entziehen kann, so daß es schließlich nicht verwunderlich ist, daß er auch das Reich Christi, soweit es durch die Kirche existenziell vertretbar ist, zu einem Reich dieser Welt gemacht hat. Und bekennen, daß die Würdenträger dieser Kirche es als ihre Aufgabe erfaßt haben, nicht mehr zu dulden, daß sie und ihre Anhänger und Verbündeten in dieser Welt auch zu leiden haben — nein, daß sie nun mit den weltlichen Machthabern zu gehen, alle Lasten von sich abzuwälzen, die Säume an ihren Kleidern vornehm zu halten und bei Tisch und in den Schulen obenan zu sitzen haben. Und daß sie nebstbei noch, um den Schein zu wahren, Mücken zu sein und Kamele zu verschlucken haben.

Ich glaube, daß die politischen Würdenträger der Kirche, als solche, in der Regel so sind, und wer nicht so ist, eine Ausnahme ist wie der weiße Rabe. Darum sehen nach ihnen allen auch die Hirtenbriefe aus, die sie erlassen und die sich zumeist gegen die Unsittlichkeit richten. In einem solchen neuesten Datums wird — ich zitiere nach einem Zeitungsbericht — „zunächst eine Reihe von Tänzen, wie Foxtrott, Jimmy und Tango, als mit dem christlichen Sittengesetz durchaus unvereinbar, als schwer sündhaft und schweres Aergernis erregend bezeichnet; christliche Mütter können es mit ihrem Gewissen nie und niemals vereinbaren, ihren heranwachsenden Töchtern die Teilnahme an diesen Tänzen zu gestatten, und die Beichtväter wären vorkommendenfalls genötigt, ihnen die Absolution zu verweigern. Eine andere Stelle des Hirtenbriefes richtet sich gegen einsame Ausflüge und Sportwanderungen von Kindern beiderlei Geschlechts.“ Gut! Meine Ueberzeugung jedoch ist, daß heute in der sogenannten christlichen Welt diese Dinge von Christus und den Aposteln als die Mücken angesehen werden würden im Vergleich zu den großen Unsittlichkeiten der Gewaltakte, die von den „christlichen“ Siegern mitten im verlautbarten Frieden begangen werden. Doch ich spähe vergebens nach einem Hirtenbrief aus, der sich gegen eine große Unsittlichkeit, wie es beispielsweise die Ruhraktion ist, richtet. Was ich zu hören bekomme, ist: „Kardinal Schulte erhielt vom Papst ein Schreiben, worin versichert wird, daß dem Heiligen Vater die Ereignisse an der Ruhr und am Rhein tief zu Herzen gehen und daß er fortgesetzt alles Mögliche anbiete, um den Frieden zu fördern und das Leid zu lindern.“ Sodann noch: „der päpstliche Gesandte Monsignore Testa, der mit einem Sonderauftrag sich nach dem Ruhrgebiet begibt, ist in Paris eingetroffen; er hat sich gestern abends nach dem Quai d'Orsay begeben, wo ihn der päpstliche Nuntius Ceretti Poincaré vorstellte. Recht auffällig betont ‚Petit Parisien‘: ‚Dieser reine Höflichkeitsbesuch war sehr kurz.‘“

Es ist genug, um mich wiederum erkennen zu lassen, daß die Christlichkeit der offiziellen Kirche von Rom mit ihrem ganzen politischen Apparat von Gesandten und Nuntiusen im Zeichen dieser Welt steht; und daß darum die Träger dieser Kirchenchristlichkeit es als das Wesentlichste ansehen müssen, mit den politischen Machthabern dieser Welt auf gutem Fuß zu bleiben und sich in ihren Entschlüssen danach zu richten. Die Würdenträger bei den ersten Christen handelten anders. Sie waren den weltlichen Machthabern entgegen, wo immer diese der Lehre Christi zuwiderhandelten. Als der römische Prokonsul vor seinem Urteilsspruch Polykarp, den greisen Bischof von Smyrna, „der Johannes, den Jünger Christi und Evangelisten, noch gekannt hatte,“ aufforderte, „beim Glücke Caesars zu schwören und Christus zu entsagen,“ erwiderte der Bischof: „Sechsenddreißig Jahre bin ich Sein Diener gewesen, und Er hat mir niemals ein Leid getan, sondern Er hat mich immer behütet.“ Und freudig erlitt er den Martyrertod. Nun, Poincaré, scheint mir, hat mehr auf dem Gewissen als jener Prokonsul, schon darum, weil er einem Staate vorsteht, der sich christlich nennt, was seine Gewaltakte, die einer ganzen Bevölkerung ein Martyrium aufzwingen, umso verdammenswerter macht. Der päpstliche Gesandte aber macht ihm einen Höflichkeitsbesuch, den erst ein Nuntius vermitteln muß. Was würde der heilige Bischof dazu sagen, wenn er das alles mitansehen müßte und es würde ihm als die christliche Entwicklung der Kirche bezeichnet?

Der Militärstaat, wiewohl er die widerchristlichste Form des Staates ist, scheint der Kirche am meisten zu bedürfen. Das sieht man heute auch in Italien, dessen neue Regierung für die Kirche eintritt zur Förderung eines nationalen Militarismus, der sich auf so und so viele Hunderttausend Bajonette stützt. Wohl hört man vereinzelte Stimmen wahrhaft gläubiger Politiker, die hervorheben, daß die Religion dem Menschen das Höchste sein müsse und nicht weltlichen Zwecken als Vorspann dienen dürfe. Aber von Seite der

offiziellen Kirche ist gegen den Militarismus tatsächlich noch in keinem „christlichen“ Staate angekämpft worden, wiewohl eine wahrhaft christliche Kirche, als Hüterin und Wirkerin tatsächlicher Christlichkeit, den Militarismus als widerchristlich ansehen und von einem Staate, der sich christlich nennt, die Aufhebung der allgemeinen Militärpflicht verlangen müßte.

Im Neuen Italien, zu dem das Trentino gehört, mit einem Fürstbischof, der heute die Trikolore vertritt, wie er ehemals schwarzgelb vertreten hat, streitet die Kirche wider die Unsitte des Fluchens. So stößt man in Geschäften, auf den Gängen der öffentlichen Gebäude, und da und dort noch, auf Plakate mit den großgedruckten Worten: Vergognatevi di bestemmiare! Das tut niemandem weh, und man flucht ruhig weiter. Aber daß man sich einer nationalen Gewalttätigkeit schämen soll, die Mitmenschen ihrer Muttersprache berauben will — wiewohl die Muttersprache ein Gut ist, das nicht des Kaisers oder Königs, also auch nicht des Staates ist — eine solche Verlautbarung anzuregen, hütet sich die Kirche, die es eher mit Christus als mit den politischen Machthabern verderben will und folglich nicht daran denkt, wider den zweifellos unchristlichen Gewaltakt eines Staates, der sich christlich nennt, in einem Hirtenbrief zu protestieren.

Ich sage das nicht als Deutscher, sondern als Mensch, wiewohl ich auch Deutscher bin und bleibe — nicht weil es ein deutsches Volk oder eine deutsche Nation gibt, sondern weil das Deutsche, zunächst in Form meiner Muttersprache, mir in Fleisch und Blut übergegangen ist, und ich mich ihm als Mensch verbunden fühle. Es bringt mit sich, daß ich allen politischen Nationalismus, der immer zu Gewalttaten bereit ist, verabscheue, umsomehr, als für ihn die Jugend in ihrer Unreife wie das Volk in seiner Eitelkeit leicht zu gewinnen ist, da ja beide dem Hochhinauswollen allzu zugänglich sind und herrschsüchtige Gewaltmenschen dies auch auszunützen verstehen. Aber Jugend und Volk zum Hochhinauswollen verführen, ist — geistig und religiös, also auch christlich gesehen — ein Verbrechen, weil alles Hochhinauswollen früher

oder später zu Fall kommt und den Untergang, aber nicht den Aufgang und Bestand eines Volkes verbürgt. Was ein Volk groß und dauernd macht, ist dasselbe, was den Menschen groß und dauernd macht: ist sein Verhältnis zu Gott als dem Unbedingten und Absoluten, dessen Aufleben alles sogenannte Völkische als das politisch Nationalisierte enthüllt und es zum Eingehen bringt; denn dieses „Völkische“ ist ein Nichtiges, das umso mehr verfallen muß, je mehr ein Volk, gleichwie ein Mensch, zu Gott findet. Wie sollte es auch anders sein, da alles Nationalisierte nur ein von Menschen Gesetztes ist, das ein Volk veräußerlicht und aussetzt, indem es die Kräfte zur Verinnerlichung in ihm versiegen läßt und ihm so alle Tauglichkeit benimmt, in Not und Drangsal Bestand zu haben. Darum kann gesagt werden: Man wird Nation, um wider Willen mit dem von Menschen Gesetzten unterzugehen; aber man wird Mensch, um in Einklang mit dem von Gott Gesetzten zu dauern. Denn Gott schuf keine Nationen, und es ist weltlicher Dünkel lächerlichster Art, sich darauf etwas einzubilden, Deutscher oder Italiener, Franzose oder Engländer zu sein. Den wahren Wert einer Nation bestimmen ja immer nur ihre einzelnen Menschen, insoweit sie mit ihrem Menschentum die Aufgabe erfüllen, die ihnen von Gott gesetzt ist. Und alle Nationen vergehen; vergehen umso eher, je mehr sie nationalisiert, das ist: veräußerlicht werden. Der Mensch jedoch mit seiner Innerlichkeit, die in ihm die Verbindung mit dem von Gott Gesetzten herstellt — was eben erst seine Menschwerdung ausmacht — wird nicht vergehen.

Ich habe die Engländer die roheste Nation genannt; ihr Verhalten während des Krieges gegenüber Deutschland gibt meinem Tadel Berechtigung, denn sie waren es, die die ganze Welt gegen Deutschland aufhetzten, weil sie sich von ihm in ihrem Handel bedroht sahen. Der Schuldigste am Kriege aber war in Deutschland neben der Presse und der Kirche, die dem Militarismus huldigten, doch der Höchstkommandie-

rende, der Kaiser selbst, und dieser hatte englisches Blut in sich. Es ist beinahe ein Argument mehr, dem Englischen nichts Gutes zuzutrauen. Es mag mit der englischen Nation auch so beschaffen sein, wie Theodor Haecker meint, nämlich: daß sie sich insgeheim einbildet, das auserwählte Volk zu sein und als solches sich berechtigt glaubt, die Weltherrschaft an sich zu reißen. Eine Erfassung des wahren Christlichen freilich könnte eine solche Einbildung nicht aufkommen lassen, weil eben dieses Christliche sich so auswirkt, daß es das Auserwählt-sein von dem Einzelner-sein abhängig macht. Diesem Einzelner-sein ist es auch nicht mehr gegeben, daran zu denken, die Herrschaft in dieser Welt an sich zu reißen, sondern einzig der Aufgabe zu leben, den Menschen und die Erde, die des Herrn sind, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

Was versteht aber von Christlichkeit eine Nation, die sich völlig veräußerlicht hat und in ihrem Weltherrschaftswahn jeden Gewaltakt billigt, der ihr gemeinen Vorteil bringt oder doch verspricht! England und Amerika, „als die Hauptprätendenten auf das Imperium der Welt“, erscheinen mir so auch als die Mächte, die innerem Zerfall am nächsten stehen. Ihr offenes Bestreben, die Welt zu beherrschen, zeugt mir dafür, daß sie gottverlassen sind und gezeichnet für den Untergang. Die Entchristlichung, die diese Nationen in sogenannte unchristliche Völker hineintragen, die christlicher leben und denken als ihre kirchenchristlichen Bedrücker, muß früher oder später ihre Früchte zeitigen; dann werden friedliebende Völker lernen Gewalt brauchen, wo es not tut.

Die beiden angelsächsischen Reiche, die politisch und wirtschaftlich die Hauptrollen in dieser Welt spielen, vermögen eben darum auch am allerwenigsten das wahre Christliche und mit ihm die Menschwerdung des Menschen existenziell zum Ausdruck zu bringen. Selbst ein Führer und Lehrer wie Newman, der die Engländer zunächst davon abbringen müßte, ihre Kirche als Kirche Christi und ihren verkirchlichten Staat als christlich anzusehen, ist vorläufig außer Acht gelassen.

Die Amerikaner stehen auch hierin ihren Sprachgenossen nicht nach. Walt Whitman, ihr größter Dichter, ist mit seiner elementaren Menschen- und Naturliebe doch eigentlich strikter Gegensatz zum Amerikanismus, der seinem Wesen nach die Auslieferung des Menschen an die Technik, die Betätigung des Taylorsystems, das Aufkommen einer wahnwitzigen Arbeitsteilung und eines noch wahnwitzigeren Reichtums und so den größten Widerpart der Menschwerdung darstellt. Es ist der Amerikanismus, der es mit sich gebracht hat, daß man Rang und Wert eines Menschen nur mehr nach seinem Einkommen bestimmt. Auch Kierkegaard weiß davon zu berichten. „Es gibt“, sagt er, „zweifellos in jeder Generation viele, die, wie die Nordamerikaner, das Spekulieren und Philosophieren für eine Art Müßiggang und Verrücktheit halten. Erfahren sie von einem, daß er den ganzen Tag verwendet, um zu denken, so sehen sie ihn für einen Müßiggänger und einen Sonderling an. Etwas anderes dagegen, wenn einer angestellt und entlohnt wird als öffentlicher Lehrer der Philosophie; nun finden sie es in Ordnung, daß er spekuliert — denn er lebt ja davon. Einer findet sein Auskommen durchs Schornsteinfegen, ein anderer durchs Philosophieren; aber Schornsteinfegen und Philosophieren ist gehüpft wie gesprungen; das eine hat nicht mehr Wert als das andere, wenn man nicht davon lebt“.

An mir aber ist es jetzt, darauf zu verweisen, daß in diesem verweltlichten Westen, dessen Völker dem Untergang entgegengehen, doch auch Menschen sich finden, in denen ein Aufgehen wahrer Menschlichkeit wahrzunehmen ist. Ein Bericht über die „englischen Kriegsdienstverweigerer“ von Martha Steinitz, der mir den ganzen verwerflichen Humbug eines kirchenchristlichen Staates vor Augen führt, läßt mich in Menschen, die als Schwerverbrecher behandelt wurden, tatsächliche Vertreter eines Geistigen und Religiösen, in den sie verurteilenden Richtern, den politischen und militärischen Machthabern eines „christlichen“ Staates aber die Schwerverbrecher erkennen. In diesem Bericht, der Tatsachen ent-

hält, die „4 englischen Broschüren und zahlreichen mündlichen Unterredungen mit englischen Kriegsdienstverweigerern“ entnommen sind, ist zumeist die Rede vom Kriegsdienstgegner aus Gewissensgründen, dem „Conscientious Objector“. Da heißt es: „Die C. O. wurden behandelt wie gewöhnliche Schwerverbrecher. Sie wurden in kleinen, fast unmöblierten, steinernen Einzelzellen untergebracht, die fast nie ausreichend geheizt wurden. Die Ernährung war schlecht und spärlich, oft verdorben und verunreinigt, die Zwangsarbeit in fast allen Fällen viel zu schwer und gesundheitsschädlich.... Erst nach einjähriger Gefängnishaft erhielten die C. O. die Erlaubnis eines täglichen gemeinsamen Spazierganges im Gefängnishofe. Bis dahin waren die Andacht und die fünfstündige Arbeitszeit die einzigen Gelegenheiten, bei denen sie ihre Leidensgefährten zu Gesicht bekamen..... Der Erfolg bei etwa 3000 Männern bestand darin, daß sie sich noch fester aneinander schlossen und eher körperlich zusammenbrachen, als nachgaben. 69 C. O. sind an den Folgen der Gefängnisbehandlung gestorben, die meisten von ihnen in Wahnsinn und an Schwindsucht. Einige begingen Selbstmord. Im Gefängnis selbst starben zehn.“ Dann wird zwar noch bemerkt: „Das, was die C. O. trotz der öffentlichen Teilnahme zu erdulden hatten, geht weniger zu Lasten der englischen Regierung, noch weniger zu Lasten des englischen Volkes . . . sondern in der Hauptsache zu Lasten der Militärbehörden, des militärischen Geistes, wie er sich eben mit Notwendigkeit, ja als reiner Selbsterhaltungstrieb in jedem kriegführenden Lande entwickeln muß.“

Diese C. O. waren keine Drückeberger. „Sie litten gern“, wird berichtet, „nur um zu vermeiden, mit den Drückebergern verwechselt zu werden.“ Dafür spricht auch die Aussage eines C. O.: „Bei uns gab es damals für den anständigen Menschen nur zwei Alternativen: den Schützengraben oder das Gefängnis — nichts dazwischen.“ (Dem Wilhelmschen Deutschland gegenüber muß man freilich England noch den geistigen Vorzug zugestehen, daß in diesem Staate, in dem die

allgemeine Wehrpflicht bis dahin freilich nicht eingeführt war, Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen überhaupt aufkommen konnten. Denn es ist anzunehmen, daß eine solche Bewegung in Deutschland unter dem Regime des zweiten Wilhelm und seiner Kirche noch weit gewalttätiger im Keime erstickt worden wäre.)

Was mir der Bericht noch dartut, ist, daß von allen diesen Menschen, wiewohl manche von ihnen auch einer Kirche angehörten, das Menschlich-Verpflichtende über das Staatlich-Verpflichtende gestellt wurde, „daß sie ausnahmslos links gerichtet waren“, ohne darum Sozialisten zu sein. Dagegen waren es „rechtsstehende Blätter“ — also stehend, wo die Kirche steht —, in denen „die feindselige Stimmung in Zeiten größter nationaler Bedrohung . . . die Form häßlichster Aufhetzung“ annahm. Was alles auf mich einstürmt, wenn ich mir vorstelle, wie wohl die Diener der Kirche, die dem Staate zu Gefallen dieser Welt dienen, den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen, wozu doch zweifellos Religiosität erforderlich ist, als Schwerverbrechern bei der Andacht zu begegnen hatten: sie, die vom Staate, dem Schwerverbrecher in diesem Falle, ihren Sold erhalten! Wie der Diener einer Kirche, die Weltbildung ist und zugleich beansprucht die Kirche Christi zu sein, in einem solchen Fall sein Tun mit seinem Gewissen in Einklang bringt, weiß ich nicht; was ich aber bestimmt weiß, ist: daß ein wahrer Diener Gottes und Vertreter der Lehre Christi keinen Sold von einem solchen Staat annehmen dürfte, sondern diesem sein Verbrechen vorhalten und den Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen zum Ausharren in seinem Tun ermuntern müßte. Daß also der wahre Diener Gottes und Vertreter der Lehre Christi niemals rechts stehen dürfte. Daß sein Rechtsstehen vielmehr Zeugnis ablegt dafür, daß die Kirche als Vertreterin des Christlichen, d. h. des vollendet Geistigen und Religiösen, sozusagen Bankrott gemacht hat, wenn sie für ihr Bestehen die Anwendung derselben verwerflichen Gewaltmittel gutheißen muß, die diese Welt für ihr Bestehen in

Selbstbehauptung Gott gegenüber nötig hat. Daß es größtliche Blasphemie, ja Schändung der christlichen Lehre — man denke: der Lehre, die das Himmelreich im Menschen zu eröffnen vermag — ist, wenn ihre Vertreter dort stehen, wo der Reiche steht, wiewohl dem Ausspruch Christi nach gilt, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher ins Himmelreich.

Es ist Theodor Haecker, der im Nachwort zu Kierkegaards Werk „Der Begriff des Auserwählten“ sagt: „Die ersten, die sich gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgesinnung warfen, waren die Armen, die dem Reich Gottes immer näher stehen — an diesem klaren Satz soll nicht gerüttelt werden! — und ihre Vertreterin, die Sozialdemokratie, der die Welt gehörte, wenn sie nicht atheistisch wäre — aber auch so wird ihr das weder Gott vergessen noch die Menschheit.“ — Auch Haecker, der Konvertit, soll diesen Linksstehenden das nicht vergessen! (Um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, müßte ich — meiner Definition dieser Welt entsprechend — anstatt „der die Welt gehörte“ sagen: der die Erde gehörte. Es fügt sich so auch besser zu einem vorhergehenden Ausspruch Haeckers: daß es „Gottes Verheißung bleibt, daß diese Erde schließlich doch niemals gewalttätigen Verbrechen und Unmenschen, von welcher Nation immer sie sein mögen, gehören wird.“) „Dann“ erst — es ist Haeckers weitere Aussage und sicher auch seine Wahrnehmung, die sich nicht zurücknehmen läßt — „kamen die Katholiken, außer den kapitalistischen, die alle a priori Diener des Teufels sind, angelockt durch den Ruf eines edlen Papstes, und aus vielen, doch wollen wir annehmen, auch aus menschlichen Gründen, einige Liberale. Auf der anderen Seite stand ein harter, versteinelter oder besessener gieriger Freß- und Raubadel, ‚Schulter an Schulter‘ mit den kapitalistischen Verbrechen und Wucherern, welche die internationalen Stützen aller Vaterländer sind, und ohne die der ‚christliche‘ Staat nicht einen Monat lang leben könnte.“

So zutreffend diese Aussage ist, läßt sie doch die Frage offen, wieso es kommt, daß ein solcher Staat sich „christlich“ nennt. Die Antwort darauf kann nur bekräftigen, was ich dargetan habe. Der Umstand, daß die auffindbaren Staaten innerhalb der geographischen Christenheit sich „christlich“ nennen und als „christlich“ angesehen werden, ist nur so zu erklären, daß die von den Staaten anerkannte Kirche, welche Weltbildung und Politikerin ist, sich für die Kirche Christi ausgibt. Nur so ist es begreiflich, daß der „christliche“ Staat, in dem diese „christliche“ Kirche offizielle Geltung hat, „ein absolut unchristliches Wesen hat.“ Die offizielle Führung in der Christlichkeit dieser Staaten hat doch immer die offizielle Kirche, die eben vom wahren Christlichen wegführt, indem sie es durch Kirchliches ersetzt. So stehen sie, die offiziellen Vertreter der Kirche, auch immer rechts, wo die Reichen stehen, wiewohl es undenkbar ist, daß Christus dort stehen würde. Man versetze sich nur in die Situation der Gleichzeitigkeit. Ob da Christus nicht der Linken näher wäre? Da er rechts doch „Schulter an Schulter“ mit den kapitalistischen Verbrechern und Wucherern zu stehen käme, welche „die internationalen Stützen aller Vaterländer“ und zumeist auch die Stützen der offiziellen Kirche sind, die wiederum die Stütze aller „Vaterländer“ ist, ein Wechselverhältnis, dessen Ausdruck eben der „christliche“ Staat mit dem unchristlichen Wesen ist. Diesen „christlichen“ Staat vermerkt auch Kierkegaard also: „Ich wünschte mit dem gemeinen Mann zu leben, es befriedigt mich so unbeschreiblich, freundlich und mild und aufmerksam und teilnehmend gegen die Klasse zu sein, welche in dem sogenannten ‚christlichen‘ Staat nur allzu verlassen ist.“

Freilich würde der wahre Christ auch von der Linken völlig abgedrängt werden, da er der Mensch ist, der den Begriff des Einzelnen zur Erfüllung bringt. So hat in ihm nichts Parteiliches, nichts Staatliches Raum; er findet seinen Stand und sein Wachstum, indem er alle äußeren Anschlüsse aufläßt, denn er kräftigt sich, je mehr er Einzelner wird; je tiefer er in sich

geht, umso mehr festigt er sein Auftragen; je mehr er untertan wird, umso mehr fühlt er sich als Herrscher. Das gehört von jeher und wird immer zu den charakteristischen Eigenschaften des geistigen und religiösen Menschen gehören, als dessen höchste Form ja der Christ anzusehen ist. Sich herrschend fühlen und herrschend sein durch Untertan-sein — es kennzeichnet, wem der Christ untertan ist. Christus, das Vorbild, betätigt nichts anderes. Untertan bis zum Eins-sein mit Gott, dem Vater und Schöpfer, als der Wirklichkeit im eminenten Sinn, konnte er von sich sagen: Ich bin die Wahrheit. Die Forderung, daß das Sündenbewußtsein im Christen geweckt sein müsse, macht die Beschaffenheit des Christen nicht anders. Der Sachverhalt bleibt der, daß man dem Sündigen ja umso mehr entgeht, je mehr man Gott untertan wird. Das geweckte Sündenbewußtsein ist nicht Selbstzweck, sondern soll den Menschen dazu bringen, abzulassen vom Sündigen. So zeigt sich der Christ auch als der konservativste Mensch, indem er der Einzelne ist, der Gott seinem Schöpfer zu geben strebt, was von jeher Gottes war, ist und sein wird. Und ich glaube, daß Treue halten nach dieser Richtung auch größte Treue ist.

Die Eigenschaften der Kirche sind andere. Als Weltbildung und Politikerin ist sie, im Gegensatz zu dem von jeher Geistigen und Religiösen, somit auch im Gegensatz zum Christlichen, dem Wandel und Verbrauchtwerden unterworfen. So ist sie gezwungen, immer wieder umzulernen und sich den Geschehnissen anzupassen in ihrem Verhalten. „Auch die Kirche lernt ja leicht um,“ sagt sogar Haecker; „es werden Tage kommen, da sie sich an die Verkündigung machen wird, daß das Christentum die einzige wahre Grundlage der Demokratie sei; wir werden diese Tage noch erleben.“ Nun, ich habe diese Tage erlebt. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Monarchie wurde in Oesterreich aus der rechtsstehenden Regierungs- und Kirchenpartei eine „Volkspartei“ und das Christentum als die wahre Grundlage für das Soziale erklärt. Ja, die Kirche lernt leicht um; auch die römisch-

katholische. Das Einzel-sein ist nicht ihre Stärke. Als Politikerin scheint sie vielmehr beflissen, möglichst zu verhüten, daß der Mensch den Begriff des Einzelnen verwirkliche. Umso verständlicher wird es, daß der wahrhaft religiöse Mensch vereinzelt steht. Im Hinblick darauf, daß Kierkegaard, als ein wahrhaft Religiöser, „so vereinzelt stand“ und daß auch „der Apostel Paulus sich verlassen und vereinsamt sah unter den Christen“, sagt A. Bärthold: „Es ist die Idealität darin ausgedrückt, daß der Mensch auf Gott angewiesen ist, und es auch aushalten kann, keinen wesentlichen Halt an Menschen zu haben, den er in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält.“

Wie ich es sehe, muß ich diesen Ausspruch ein wenig verändern und dahin ergänzen: „Es ist wahre Religiosität und mit ihr der größte Wirklichkeitssinn darin ausgedrückt, daß der Mensch sein Angewiesensein auf Gott betätigt, und daß es ihn erst sicher macht, an Menschen und ihren Schöpfungen, zu denen auch die Kirche gehört, keinen wesentlichen Halt zu haben, den er ja in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält.“

* * *

Gewinnt man Verständnis dafür, daß der Mensch seinen Halt an den Menschen und ihren Schöpfungen in dem Maße hinter sich lassen muß, wie er sich an Gott hält, und daß dieser Halt ihn erst sicher macht, will einem freilich das Tun der englischen Kriegsdienstverweigerer im Religiösen nicht genügend verankert erscheinen, wiewohl Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen immerhin als ein religiöser Entschluß anzusehen ist. Was ihrer Vorstellung fehlt, ist der Begriff des Einzelnen, wie ihn der wahre Religiöse oder der Christ existenziell zum Ausdruck bringen soll; daher ihr Halt auch noch wesentlich darin bestand, daß so und so viele Gleichgesinnte sich zu demselben Entschluß zusammengefunden hatten. So konnte es geschehen, daß manchem die Aufgabe durch die Leiden, die sie ihm brachte, über seine

Kräfte ging, was — wie wir hörten — zur Folge hatte, daß mehrere in Wahnsinn starben und einige Selbstmord begingen.

Ich habe das vorgebracht, weil ich der Ansicht Haeckers, „daß Wahnsinn für den großen dezidierten Christen keine mögliche Krankheit ist“, in meiner Weise immer beigestimmt habe und auch immer noch glaube, daß der religiöse Mensch — für mich der Mensch —, der in völliger Insichgekehrtheit sich Gott, seinem Schöpfer, ausgeliefert hat, nicht wahnsinnig werden, nicht Selbstmord begehen kann. Das soll keine Schmälerei der Verdienste der Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen sein. Ich könnte höchstens sagen, sie scheinen sich mehr zugetraut zu haben, als von Gott verlangt wird, was immer gefährlich ist, wenn es ohne den nötigen Halt an Gott, als dem Unbedingten, der den Halt an Menschen hinter sich lassen muß, geschieht.

Ich habe aber hier noch auf die Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen als auf Bevorzugte hinzuweisen, insofern ihnen Schmälerei ihrer Verdienste und feindselige Begegnung von einer Seite zuteil wird, die die ganze Erbärmlichkeit dieser Welt darin zum Ausdruck bringt, daß sie als Verkörperung eines Idealen erscheint, wiewohl sie ein unbedingt Verwerfliches ist; ich meine den „klassischen Pazifismus“, der den englischen Kriegsdienstverweigerern nicht nur mit keiner Sympathie, sondern mit „kühler Ablehnung und Mißtrauen“ begegnet ist, wiewohl doch Kriegsdienstverweigerung zweifellos ein erster praktischer Ausdruck rein pazifistischer Gesinnung ist. Die Berichterstatterin meint freilich: „es soll von vornherein den Vertretern des klassischen Pazifismus zugebilligt werden, daß sie zu ihrer ablehnenden Haltung lediglich von prinzipiellen Bedenken ernstester Art bewogen werden“; und sie führt die ablehnende Haltung auf zwei Anschauungen zurück, die gewiß nicht nur „wesentlich von den Grundüberzeugungen der C. O.“, sondern auch von denen eines jeden religiösen Menschen — insonderheit eines Christen — abweichen. „1. Die Ueberzeugung von dem uneinge-

schränkten Rechte des Staates, über das Leben des Individuums zu verfügen; 2. Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der völligen Ausschaltung der Gewalt im Völkerleben.“

Wenn man bedenkt, daß die „christlichen“ Staaten es sind, in denen diese Ueberzeugung herrscht und betätigt wird, während doch die Lehre Christi das Friedenhalten lehrt, und sich vergegenwärtigt, daß die Vertreter des klassischen Pazifismus sich eben auch als die Vertreter der vollendeten Friedensbestrebungen präsentieren, gewissermaßen also das Aussehen einer christlichen Elite der christlichen Staaten annehmen, kann man wieder gewahr werden, was diese Welt ist, deren christlicher Friedensbegriff in einer solchen Ueberzeugung seinen Ausdruck findet. Kein Zweifel: was diese Welt sich aneignet, wird schlecht; wo sie den Frieden aufgreift, wird er Gewalttat; wo sie Gott in Anspruch nimmt, erhält er sofort das Aussehen einer Fratze, ja eines Teufels. Wieviele Verbrechen, ja Teufeleien mußte schon die Losung decken: Mit Gott! Immer wieder zeigt es sich: man hat völlig darauf vergessen, daß Mensch und Erde Gottes Schöpfung sind, und benimmt sich, als wäre man selbst deren Schöpfer, wiewohl man nur Mitschöpfer dieser erbärmlichen Welt ist, deren Scheinexistenz der Gewaltanwendung bedarf, um sich gegen Gott behaupten zu können. Der besseren Erkenntnis entgeht darum doch nicht, daß ein Staat erst Daseinsberechtigung hat und erwirbt, wenn er imstande ist, den Menschen als Gottesschöpfung zu fördern, daß der Staat also des Menschen wegen da ist und nicht umgekehrt; daß seine erste tatsächliche Aufgabe sein muß, das Leben des Individuums zu schützen und jedem Angriff auf Leben und Gut in seinem Bereich nach Kräften zu wehren; daß er Ordnung zu halten hat im Sinne der göttlichen Ordnung, deren Richtlinien dem Menschen und Christen mit den Geboten Gottes und nicht mit Menschengeboten gegeben sind. Ein Staat aber, in dem jene Ueberzeugung herrscht und betätigt wird, ist widerchristlich, und daß in ihm eine Kirche, die sich christlich nennt, zu offizieller Geltung gelangt ist, beleuchtet die

Widerchristlichkeit dieser Kirche und erhellt sie zugleich als Weltbildung und Politikerin.

Und so sind heute die „christlichen“ Staaten zumeist nichts anderes als Tummelplätze für Verbrecher großen Stils. Die Kirche hinwiederum ist so beschaffen, daß sie die Betätigung der Lehre und des Beispiels Christi der Gunst dieser Staaten geopfert hat. Wie sollte es sonst möglich sein, daß in diesen Staaten, in denen die „christliche“ Kirche offizielle Geltung hat, die Lehre vom Expansionsdrang der Völker, der den Krieg notwendig mache, immer wieder so großen Anklang findet! Hat eine Familie, deren Zuwachs so zahlreich geworden ist, daß sie mit dem eigenen Grundbesitz nicht mehr ihr Auskommen findet, etwa das Recht, den Nachbar zu verjagen oder zu erschlagen, um sein Gut einzuheimsen? Das ist doch, menschlich wie christlich gesehen, immer ein Verbrechen!

Mit dem Staat ist es nicht anders, mag die Gewohnheit, ihn so handeln zu sehen, auch die Fluchwürdigkeit seiner Handlungsweise nicht mehr wahrnehmen lassen. Der Expansionsdrang berechtigt zu gar nichts; er ist vielmehr — geistig und religiös gesehen — völlig verwerflich. Er ist die erwachende Erbsünde, das Hochhinauswollen, das zur Schöpfung dieser argen Welt führte; er ist der Köder, den Gewaltmenschen auswerfen, weil die Jugend und die Massen, dem ererbten Uebel des Hochhinauswollens leicht erliegend, danach schnappen wie hungrige Fische; er bringt die Reiche zum Zerfall und nicht zur Festigung; er ist ein Fluch und kein Segen für die, die ihn betätigen; er genehmigt immer den Krieg, der dem Leben Feind ist und so auch zu Gottes Feind den Menschen macht, der sich herausnimmt über etwas zu verfügen, was einzig Gottes ist.

Das ist das geradezu widerwärtig Widerchristliche der „christlichen“ Staaten, daß in ihnen dem Expansionsdrang mit einer Selbstverständlichkeit Raum gegeben wird, als handle es sich um einen natürlichen Trieb, wiewohl er eigentlich, wenigstens als gewalthaisches Moment, im natürlichen Menschen gar nicht vorhanden ist, sondern erst künstlich ge-

weckt werden muß, was eben die gewissenlosen Führer des Ungeists, die Politiker und Journalisten, besorgen. Und da die Kirche, als anerkannt offizielle Kirche, gegen derartige gottes- und menschenfeindliche Umtriebe in kirchenchristlichen Staaten nicht aufkommt und nicht aufkommen kann, ist doch zu folgern, daß sie, die das Aufkommen dieser Staaten als „christlicher“ Staaten verschuldet und ihren Expansionsdrang gefördert hat, auch die Verantwortung dafür zu tragen hat; was von der Lehre Christi nicht gesagt werden kann, da diese durchaus Gegenteiliges lehrt, und es lehrt, damit es befolgt werde. Darum verweise ich hier noch auf dieses wahre Christliche als auf etwas, das nichts Gegenteiliges lehrt zu dem, was schon 500 Jahre vor Christi Erdenwandel im fernen Osten gelehrt wurde; ja, dieser Osten hat seine Verdammung des Expansionsdranges nicht nur in Wortzeichen, sondern mit der chinesischen Mauer auch in einem Tatzeichen zum Ausdruck gebracht. Und ich betone nochmals, daß die fernöstliche Lehre eine Verfassung zeichnet, welche, betätigt von einem Reich, diesem eine Beschaffenheit verleiht von einer Christlichkeit, wie sie eine Reichsbeschaffenheit innerhalb der geographischen Christenheit nie erreicht hat. So überbrachte sie Laotse:

Das Reich klein, die Menschen verstreut wohnend,
nicht vielerlei Geräte im Gebrauch.

Den Tod ernst nehmen und danach leben.

Der Scholle treu bleiben.

Schiffe und Wagen, ob auch vorhanden, nicht benützen.

Wehr und Waffen, ob auch vorhanden, nicht gebrauchen.

Rückkehr zur Einfachheit

bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift.

Dann schmeckte auch grobe Nahrung süß,

dürftige Kleidung gefiele,

eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte,

der Lebensweise entsprösse Frohsinn.

Und wohnte der Fremdnachbar so nahe,

**daß man Hahnengekräh und Hundegebell herüberhörte,
und brächte man sein Leben auch zu höchstem Alter:
man bleibe für sich.**

* . *

In einer Münchner Zeitung (die neuestens auch kirchlich gestimmt scheint, wie es jetzt ja Mode ist in dieser Welt, die mit dem Wachstum an Erbärmlichkeit leicht auch an Kirchlichkeit zunimmt) las ich eine, übrigens wohlgemeinte, Besprechung einer Darstellung von „Buddhas Leben“, in der gesagt ist: „es ist ein verarmtes, sich verarmendes Leben, das sich hier darstellt“; wozu bemerkt wird, daß „unser Glaube auf einer geistig noch weit höheren Stufe“ steht. Ja, so denken und reden die Anhänger der Kirche — hier der Kirche von Rom —, und doch steht die Sache so, daß, falls das religiöse Leben dieser Leute nur annähernd jenem verarmten, sich verarmenden Leben gliche, Gott sicher seine helle Freude daran hätte.

Das Hochfahrende scheint überhaupt eine besondere Eigenschaft der Anhänger der Kirche zu sein, die mit ihrem Anspruch, die alleinseligmachende zu sein, allzu oft zu bewirken scheint, daß man auch auf unselige Weise nach einem reichen und sich bereichernden Leben in dieser Welt strebt. Es ist also damit, daß man seine Religion für hochstehend hält, für das wahre Religiöse, und so auch für das Christliche, noch nichts getan, das vielmehr erst, und zwar umsomehr gefördert wird, je mehr man sich erniedrigt, wie es ja auch von Christus, dem Vorbild, gelehrt wird. So kann man immer wieder gewahr werden und erfahren, daß wahre Christlichkeit von „Nichtchristen“ vielfach mehr betätigt wird als von „Christen“.

Ich verweise hier auf das, was Martin Buber aus dem Kreise der chassidischen Lehre und des chassidischen Lebens in seinem Buche „Der große Maggid und seine Nachfolge“ erzählt. Da ist von polnischen Juden die Rede, freilich nicht von solchen, die zur Spielbank nach Wien kommen, sondern

die als religiöse Lehrer ihrer Gemeinde vorstanden. Wie sie das tun, ist so, daß daraus Wesentliches des wahren Christlichen, sogar der Begriff des Einzelnen, im christlichen Sinn erfaßt, zu uns spricht. So wird erzählt: „Rabbi Bunam sprach einmal: Wenn ich die Welt betrachte, erscheint es mir zuweilen, als sei jeder Mensch ein Baum in der Wildnis, und Gott habe in seiner Welt keinen als ihn allein, und er keinen, dem er sich zuwenden könnte, als Gott allein.“ Ein anderer „der Sassowar“ betätigte die Menschenliebe des heiligen Franziskus. „Er saß am Bett aller kranken Knaben der Stadt, pflegte und wartete sie. Einmal sagte er: ‚Wer einem pestkranken Kind nicht den Eiter aus seiner Beule saugen mag, ist noch nicht zur halben Höhe der Menschenliebe gelangt.‘ Er verstand eben die Liebe zu den Menschen als die Kraft, ‚ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen.‘“

Von Rabbi Wolf wird erzählt: „Er kam an einem harten Frosttag zu einer Beschneidungsfeier gefahren. Als er eine Weile im Saal verbracht hatte, erbarmte es ihn des wartenden Fuhrmanns; er ging unbemerkt zu ihm hinaus und sagte: ‚Komm doch herein und wärme dich!‘ ‚Ich darf meine Pferde nicht allein lassen, antwortete der Mann, warf die Arme und trat von einem Fuß auf den anderen. ‚Die will ich dir hüten, bis du warm hast und mich wieder ablösen kannst‘, sagte Rabbi Wolf. Davon wollte der Fuhrmann zuerst nichts wissen, ließ sich aber nach langem Zureden bestimmen und ging ins Haus. Da gab es für jeden, der kam, gleichviel welchen Standes, vollauf zu essen und zu trinken. Nach dem zehnten Gläschen hatte der Fuhrmann vergessen, wer ihn bei den Pferden vertrat und ließ Stunde um Stunde vergehen. Indessen hatten die Leute den Zaddik vermißt, aber sich damit beruhigt, daß er einen wichtigen Gang hätte machen müssen und danach wiederkehren würde. Nach geraumer Zeit kamen einige Gäste auf die schon abendliche Straße und sahen Rabbi Wolf am Wagen stehen, die Arme werfen und von einem Fuß auf den anderen treten.“

Und „Wie der Sassowar die Mitternachtsklage sprach“ schildert ein Tun im Dienste der Mitmenschen, würdig des besten Christen. Erzählt wird (ich gebe es sehr verkürzt), daß er, Rabbi Mosche Leib, „um Mitternacht Bauernkleider anzog, auf den schneebedeckten Hof ging, eine Last Holz aus dem Keller holte, sie zusammenband und sich damit belud. Dann verließ er das Haus“ und ging „in den klirrenden Frost der Mitternacht bis ans Ende der Stadt, wo er an einer armeligen Hütte stehen blieb und das Holz ablud...“ Dort zog er ein Beil hervor und hackte das Holz klein. Und „während er das Holz klein hackte“, sprach er „einen Teil der Mitternachtsklage“.... Dann trug der Rabbi das Holz in die Stube, in der auf einem Bette eine Frau lag, „die mit trostloser Gebärde ihr neugebornes Kind an die Brust preßte“, und heizte den erloschenen Ofen. Und „während er die Scheite hineintat, sprach er mit leiser Stimme den anderen Teil der Mitternachtsklage.... Sodann verließ er die Stube und ging eilenden Schrittes nach Hause“.

Wie stehen demgegenüber die offiziellen Vertreter der Kirche — auch der Kirche von Rom — da, die Seelsorger sein sollen, wiewohl die Seelsorge sie oft so wenig in Anspruch nimmt, daß sie nebenher noch ganz gut Bank- oder Fabriksdirektor sein könnten und wohl oft genug ähnlich angesehene und einträgliche Aemter so nebenher bekleiden? Christlich betrachtet, müßte man ihnen doch bedeuten, daß sie sich an dem chassidischen Leben polnischer Juden ein Beispiel nehmen können, wollten sie besser auch nur für die eigene Seele sorgen.

Die jüdische Religiosität, wie sie der Chassidismus zum Ausdruck bringt, kennt aber auch das Handeln wider die Klugheit, wie es Kierkegaard vom wahren Christen verlangt. So wird berichtet: „Es kamen Beamte der Regierung von Rymanow, um ein Haus zu bestimmen, in dem die Speisevorräte für das Heer zu verwahren wären. Sie fanden keinen geeigneten Ort als das Bethaus der Juden. Als die Vorsteher der Gemeinde dies erfuhren, kamen sie bestürzt und

ratlos zu Rabbi Mendel. Nur einer unter ihnen wußte von einem Umstand zu berichten, der eine Aenderung des Beschlusses erhoffen ließe: das Dach des Bethauses sei seit einiger Zeit schadhaft, und wenn es erst kräftig hereinregne, würde man den Vorräten wohl eine andere Unterkunft suchen. „So ist“, sprach der Zaddik, „das Urteil gerecht, daß aus dem Heiligtum ein Lagerhaus werde; denn das Urteil ist über eure Trägheit und Leichtfertigkeit gesprochen. Ordnet unverzüglich an, daß der Schaden ausgebessert werde.“ Das geschah noch am gleichen Tage. Von der Absicht der Beamten hörte man seither nichts mehr; erst nach Wochen erfuhr man, daß sie sich an eben jenem Tage für eine andere Stadt entschieden hätten.“

Das ist geradezu ein Schulbeispiel dafür, daß der Religiöse der Weise ist, ganz im Sinne Kierkegaards, nicht wie Bärthold es verstand, der an den Satz: „Der Religiöse ist der Weise!“ die Bemerkung knüpft: „Das will sagen: das antike Ideal der menschlichen Ueberlegenheit über das Dasein, welches im ‚Weisen‘ ausgeprägt wurde, ist überboten; ‚Der Religiöse‘ in christlichem Sinn ist stärker und größer“. Das ist zu umständlich gedacht und trifft zu wenig die Auffassung Kierkegaards. Der Religiöse ist wirklich der Weise, und Weisheit in diesem Sinn ist gegen die Klugheit. Klugheit rechnet mit der menschlichen Einsicht, Weisheit einzig mit der menschlichen Verpflichtung Gott gegenüber. Daß man Gott gebe, was Gottes ist; auch wenn so zu handeln wider menschliche Einsicht, also gegen die Klugheit ist. Den Weisen in diesem religiösen Sinne kümmert es nicht, was menschlicher Einsicht nach bevorsteht, wenn er so und so handelt, falls er so zu handeln Gott gegenüber sich verpflichtet fühlt. So schien es auch Rabbi Mendel von dem Moment an, da er von dem Dachschaden des Bethauses erfuhr, Verpflichtung Gott gegenüber, den Schaden sofort ausbessern zu lassen, unbekümmert darum, was es zur Folge habe. Was dann eingetreten ist, mögen die Weltleute einem günstigen Zufall zuschreiben; je religiöser aber einer ist,

desto mehr wird er von diesem Rabbi denken: sein Glaube hat ihm geholfen. Demnach bedingt Weisheit immer ein Aufgeben der Klugheit; und insoferne kann man nicht gut der Meinung Bubers beipflichten, „daß Klugheit in Weisheit umschlagen kann“, es sei denn so gemeint, daß Klugheit der Weisheit Platz machen kann.

Darum wird es der offiziellen Kirche auch immer versagt sein, das wahre Christliche existenziell vertreten zu können, weil sie, die Weltbildung und Politikerin ist, immer gezwungen sein wird, in ihrem Tun sich von weltlicher Klugheit leiten zu lassen, was aber immer nur auf Kosten der Betätigung des Religiösen — somit auch des wahren Christlichen — geschehen kann.

* * *

Ich habe die Einzigartigkeit Christi — in dem Sinn, wie Wahrheit in absolutem Sinn einzigartig ist — nicht in Frage gezogen. Der Glaube an das Evangelium verlangt diesen Glauben. Damit aber ist Christus noch nicht identifiziert mit Gott. Für die Ausübung des wahren Christlichen ist diese Identifikation auch ein völlig Nebensächliches. Das habe ich dargetan, wiewohl es genügen müßte, darauf hinzuweisen, daß die bloße Identifizierung Christi mit Gott noch aus keinem Menschen einen Christen gemacht hat, weil der Mensch erst zum Christen wird, wenn er, was Christus gelehrt und gelebt hat, so glaubt, daß er es auch befolgt. Und dieses von Christus Gelehrte und Gelebte erweist sich in meiner Betrachtung als die vorbildliche Menschwerdung des Menschen. Daß der Mensch wieder Mensch werde, wie er einst von Gott geschaffen war und von jeher von Gott gewollt ist, das will auch Christus, als der Auserwählte Gottes, als der Mensch, in dem sich Gott offenbart hat, und der so die Gottessohnschaft und mit ihr das wahre Gottesverhältnis des Menschen dem Menschen vermittelt. Dementsprechend sagt auch Kierkegaard einmal vom „Gottmenschen“, „daß er just die Qualität ausdrückt: Mensch zu sein, wogegen alle anderen Menschen nicht die Qualität

ausdrücken, sondern diese durchsetzt mit relativen Zufälligkeiten“. Und meint: „Er war schlecht und recht ein Mensch, der keinen Druck spürte dadurch, daß er nichts besaß (also war er auch nicht arm) und die Seligkeit fand im Nichtsein (also war er auch nicht gering). Er hätte auch gut reich und vornehm sein können, wenn nicht sofort der Zusammenhalt dagewesen wäre, und wenn nicht Reichtum und Vornehmheit bedenkliche Qualitäten wären im Verhältnis zum Menschsein.“

Damit sehe ich auch von Kierkegaard den Gottmenschen geradezu als den Reinen Menschen im Sinne des großen Anschlusses dargetan, indem ja auch Christi völliges Aufgehen in den Willen Gottes, des Vaters, der in eminentem Sinne Wirklichkeit ist, dem Nichtsein, als dem Aufgehen in das Sein, völlig entspricht. (Demnach ist nicht zu leugnen, daß auch „Rückkehr“ und „Nichttun“ von jeher zur Betätigung des von jeher Geistigen und Religiösen — und also auch des Christlichen — gehören; ist doch damit das von jeher von Gott, dem Unbedingten, Gewollte als das zu Betätigende hingestellt, das betätigt das Leben aufgehen läßt in das Sein, als in die große Wirklichkeit, die eben mit dem Wort, das im Anfang und bei Gott war, gesetzt ist.

„Aufgehen in das Sein ist Nichtsein“: daß ich zu dieser Fassung fand, entgegen allen Darbietungen, die ich zu Gesicht bekam, es allein hätte einem unvoreingenommenen Menschen von zulänglicher Qualität für die Wahrnehmung genügen müssen, daß in mir Witterung für das wahre Religiöse ist. Ich sage das zu Theodor Haecker, der in seinem katholischen Eifer, so redlich dieser sein mag, doch nicht übersehen sollte, was zu übersehen vielleicht doch Ueberhebung ist.)

Die Tagebücher Kierkegaards, die uns sein religiöses Werden vor Augen führen, bringen freilich auch Aufzeichnungen, die bezeugen sollen, daß Christus Gott ist. Dem erstaunlichen Reflexionsvermögen Kierkegaards gelingt es wohl auch, Ereignisse in diesem Sinne auszudeuten. So sagt er:

„Wenn Christus bloß ein Mensch gewesen wäre, dann hätte offenbar Petrus ihn nicht verleugnet... Aber dieses gleichsam Wahnsinnige, daß Christus Gott ist, daß er es in seiner Macht hat, jeden Augenblick, da er will, Legionen Engel herbeizurufen: dies ist's, was Petrus völlig überwältigt. Wie man vor Schrecken die Sprache verlieren kann, so stehen für Petrus alle Begriffe still, und in diesem gleichsam apoplektischen Zustand verleugnet er ihn.“ — Derartige Ausdeutungen berühren aber doch zu wenig überzeugend. Der zu so komplizierter Reflexion weniger geneigte Mensch erfaßt die Sache auch weniger kompliziert und beurteilt das momentane Versagen des Petrus menschlicher; es versagten ja auch die Jünger auf dem Oelberg, die mit Jesus wachen sollten, wiewohl sie Augenzeugen der Wunder waren, die Jesus wirkte. (Uebrigens bringen die Tagebücher der ersten Zeit auch manches, das nahezu wörtlich selbst Nietzsche geschrieben haben könnte. Dem Wesentlichen an Kierkegaards großem religiösen Lebenswerk, das der offiziellen Kirche den Christen entgegenstellt, tut dies keinen Eintrag. Mit dem Wachstum des Religiösen tritt bei ihm auch die Hingegebenheit an Gott, den Unveränderlichen, mehr hervor. Wenn ich daher noch einzelnes aus den Aufzeichnungen herausgreife, ist es nur, um ein von mir Gesagtes zu bekräftigen.)

Zu seiner kleinen Abhandlung: „Darf der Mensch für die Wahrheit sich totschiagen lassen?“ bemerkt Kierkegaard erläuternd, daß hier „ein indirekter Beweis dafür geführt“ wird, „daß Christus Gott ist“. Daß er sie als Dichtung ausgibt, begründet er damit, daß „es doch wohl gerade Bescheidenheit“ ist, „anstatt den Anspruch zu erheben, es wirklich zu sein, so etwas dichterisch darzustellen. Das Unbescheidene ist, daß ein Mensch mehr zu sein dichtet, als er ist; das Bescheidene ist just, daß er das, was er vielleicht doch ist, als Dichtung darstellt.“ Dem kann man wohl nicht beipflichten in einem so heiklen Fall, da indirekt bewiesen werden soll, daß Christus Gott ist; denn hier wird es völlig

nebensächlich, ob der Beweisführende sich bescheiden oder unbescheiden gibt; hingegen muß es für die Bewertung des Gesagten geradezu entscheidend sein, ob so etwas als persönliches Bekenntnis oder als Dichtung ausgegeben wird.

Seinen „Standpunkt“ gibt Kierkegaard also an: „Ich stelle dar, was Christentum ist, dazu habe ich in außerordentlichem Maße alle Voraussetzungen und verstehe es ganz buchstäblich als meinen Beruf.“ Ich werde der Letzte sein, der das bestreiten möchte, aber ich werde zugleich voraussetzen dürfen, daß seine Darstellung des Christentums etwas aufweisen muß, das wesentlich vom herkömmlichen Kirchenchristentum abweicht, sonst hätte seine Darstellung ja wenig Sinn. Und darum muß ich immer wieder als das Wesentlichste dieser Darstellung, deren qualitativ bedeutendsten Teil ich wohl kenne, das bezeichnen: daß sie das Christentum dem Christentum der offiziellen Kirche entgegenstellt; womit aber ausgedrückt ist, daß das wahre Christentum durch das offizielle Christentum der Kirche verdeckt ist, das darum weg soll — eine Forderung, die Kierkegaard auch immer mit der Lehre und dem Beispiel Christi begründet.

Ich lasse für meinen Glauben wohl noch mehr als Kierkegaard nur Christi Lehre und Beispiel sprechen, und weniger als er, was die Kirche aus dem Christentum gemacht hat; und so werden vielleicht auch Einzelheiten des Glaubens Kierkegaards meinem Glauben unzugänglich sein. So glaube ich nicht, „daß Christentum ist, daß das ganze irdische Leben Leiden sein soll“. Dagegen spricht schon, daß der wahre Christ der Mensch mit dem besten Gewissen sein muß, und daß dieses schließlich doch das Maßgebende ist, um inneren Frieden, der dem Leiden gewachsen ist, aufkommen zu lassen. Ich müßte darum sagen: Christentum ist, daß das ganze Leben dieser Welt eitel zu nehmen ist. So entspricht es meiner Definition dieser Welt und zugleich dem Glauben, daß das wahre Christliche nur die Vollendung des von jeher Geistigen und Religiösen ist; und auch, daß es in dieser seiner Vollendung die vollendete

Menschwerdung dem Menschen vermittelt, der mit dem Sündenfall, der Weltbildung ist, verloren hat, was ihm eignen muß, um zu sein, wie er von Gott gewollt ist.

Als die Menschwerdung des Menschen wird das Christentum auch für alle Zeiten Bestand haben, als offizielle Kirche aber nähert es sich zweifellos seinem Untergang; dafür sorgt schon die geographische Christenheit, für deren Nichtchristentum — mögen die offiziellen Christentumsverkünder aus Weltsinn auch darüber wegtäuschen — die Brandschatzung der Erde, die des Herrn ist, zeugen wird.

Meine Definition dieser Welt bringt, glaube ich, Klärung genug, und diese Klärung kann sich auch Kierkegaard gegenüber behaupten. Denn dadurch, daß er irdisch von weltlich, das Erdendasein von dieser Welt nicht immer unterscheidet, gelangt Kierkegaard mitunter zu Aussprüchen und Schlüssen, die unhaltbar sind. So ist es verfehlt, zu sagen: „Da Gott ja doch selber diese Welt erschaffen hat und erhält, soll man sich wohl in acht nehmen vor dem asketischen Fanatismus, der sie ohne weiteres haßt und vernichtet.“ Von einem Lehrer des Christentums — und als solcher darf Kierkegaard wohl gelten —, dürfte der Ausdruck „diese Welt“, dessen Bedeutung von Christus für alle Zeit in den Worten „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ festgelegt ist, nicht mehr im Sinne des Weltalls oder des Erdendaseins gebraucht werden. Das bringt Verwirrung, die freilich schon von der Kirche in das Christliche hineingetragen worden ist, da die Gleichsetzung des Irdischen mit dem Weltlichen ihr Werk ist. Hier hat sich Kierkegaard Art und Tragweite der kirchlichen Verwirklichung des Fortschritts doch wohl zu wenig gegenwärtig gehalten, wiewohl er weiß, daß diejenigen, die kommen werden, „um das Geschlecht weiter zu führen“, sich gegen die „menschliche Erfindung des Fortschreitens“ wenden werden; daß sie „zurückzwingen“ und wohl dieser Welt des Fortschrittes, aber nicht dem Erdendasein feind sind, wie diesem ja auch die ersten Christen nicht feind waren. „Es ist bemerkenswert“

— sagt ja auch Kierkegaard — „daß Justinus Martyr, der doch in einem so scharfen Gegensatz zum Heidentum stand, wie die kurze historische Entwicklung des Christentums es bedingte, doch bei weitem die Welt nicht so polemisch auffaßt, wie die neuere Orthodoxie es tut.“ Freilich wäre auch hier anstatt „die Welt“ das Erdendasein zu sagen, denn diesem ewigen Heidentum im schlimmen Sinn —: dieser Welt gegenüber kann der Christ und Mensch nie genug polemisch sein.

Daß hier nicht unterschieden wird, ist ein Mangel, da der Unterschied doch überall sich aufdrängt, selbst bei Kierkegaard. Eine Welt, die Gott erschaffen hat und erhält, ist und bleibt Gottesschöpfung und ihr wird der wahre Christ nicht feind sein; sie ist nicht diese Welt. Denn diese Welt ist ja die Welt, welcher ein Mensch wie Kierkegaard — weil er vom Christentum will, daß es betätige, was Christus gelehrt und gelebt hat und weil er dementsprechend anfordert (wozu auch noch der Dorn, den er im Fleisch hat, ihn anspornt) — ein Dorn im Auge wird. Kierkegaard sagt nämlich: „Zuweilen ist es mir erbaulich, zu bedenken, daß der Dorn oder Pfahl, den ich im Fleische habe, . . . daß just er werden soll oder mir helfen soll zu werden: der Welt ein Dorn im Auge.“ Und diese Welt kann niemals Gottes-schöpfung sein. Doch mehr als wahrscheinlich ist, daß Kierkegaard der offiziellen Kirche, auch der Kirche von Rom, noch ein Dorn im Auge wird.

Daß Gottes Schöpfung nie mit dem Begriff Welt, wie ihn Christus verstanden hat, gemeint sein kann, geht besonders klar aus dem Johannesevangelium hervor, und zwar aus den Worten, die Jesus an jene, die nicht an ihn glauben, richtet: „Euch kann die Welt nicht hassen; mich aber haßt sie; denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind.“ Von den Seinen aber sagt er, daß sie nicht von der Welt sind, so wenig wie er von der Welt ist. Eben darum kann auch Christi Reich nicht von dieser Welt sein. Uebereinstimmend damit sagt auch Jakobus: „Wer der Welt Freund ist, wird

Gottes Feind sein.“ Die Erde — oder was immer Gottesschöpfung ist — kann hier unmöglich für Welt gesetzt werden, von deren Herrscher immer wieder gesagt ist, daß ihn Gottes Gericht trifft, daß er ausgestoßen wird.

Für die Menschwerdung des Menschen, die mir mit Christi Lehre und Leben für alle Zeiten vorbildlich gegeben erscheint, muß darum das Wesentlichste sein: den Menschen aus dieser Welt des Fortschreitens, des Scheinens und der Lüge, deren Herrscher das Gericht trifft, herauszuheben. Auch das entspricht der Auffassung Kierkegaards, der sagt: „alle Entwicklung ist wohl nicht Rückschritt, aber ein Zurückgehen und dieses ist Primitivität.“ Laotse sagt es noch eindringlicher, wenn er zur „Rückkehr zum Ursprung“ auffordert, damit der Mensch, die Menschwerdung verkörpernd, der großen Wirklichkeit habhaft werde.

Daß aber Kierkegaard den Unterschied zwischen dieser Welt und einer Gottesschöpfung sich selber zu wenig gegenwärtig hält, bringt ihn um eine Klarheit. So schreibt er: „Ich habe mich niemals erdreistet, zu sagen, daß die Welt böse ist. Ich mache einen Unterschied, ich sage: das Christentum lehrt, daß die Welt böse ist. Aber ich darf das nicht sagen, dazu bin ich lange nicht reif genug. Aber ich habe gesagt, die Welt ist mittelmäßig, und just dieses drückt mein Leben aus.“

Kierkegaard sagt so, weil er von sich die Reduplikation verlangt, und unter Reduplikation versteht er: „das zu sein, was man sagt.“ So sehr auch ich dieses Bestreben habe, muß ich doch, ohne mich für dreist zu halten, sagen, daß die Welt böse ist; ich glaube daran und muß es glauben, weil es von Christus, von dem ich glaube, daß er die Wahrheit ist, gesagt ist und ich selbst, insoweit ich geistig und religiös eingestellt bin, es jederzeit wahrnehmen kann. Darum kann es nicht dreist von mir sein, so zu sagen; erdreisten aber dürfte ich mich nicht, zu sagen, daß in mir nichts Weltliches, nichts Böses sei. Das aber ist eine völlig andere Einstellung und doch gewiß keine Ueberhebung. Sie läßt erkennen, daß sich

Kierkegaard in Ermangelung einer bestimmten Definition dieser Welt in eine Zwangslage brachte: Er geht darauf aus, nicht mehr zu sagen, als er ist; er hält dies für das Richtige und Bessere und sagt nun etwas, das ihn ganz ungerecht weniger christlich erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist, indem er für dreist hält, sich zu etwas zu bekennen, das Christus gelehrt hat.

Das Gesagte hindert mich nicht, in Kierkegaard mehr als in jedem anderen religiösen Schriftsteller, den ich kenne, einen Lehrer des wahren Christlichen zu sehen, schon darum, weil er dieses dem Christentum der offiziellen Kirche entgegenstellt, womit eigentlich doch dargetan ist, daß die offizielle Kirche als solche nicht fähig ist, das wahre Christliche existenziell zu vertreten.

Die Reflexion, über die Kierkegaard in so erstaunlichem Maße verfügt, mag ihm jedoch zuweilen Gedankenwege eröffnet haben, die zu gehen man nicht nötig hat, um Gott im Sinne der Lehre Christi näher zu kommen. Das wird beinahe von Kierkegaard selber zugegeben, wenn er „ein Kind, gesund und stark“, also erzogen sehen will: „von wenig leben zu können, nicht viele Bequemlichkeiten brauchen, einen Teil seines Geistes zu dieser Selbstzucht verwenden können.“ „Es wird“ — sagt er weiter — „nach ein paar wohlangewendeten Jahren in meine ganze Gedankenoperation sich versenkt haben, es wird nicht den zehnten Teil des Fleißes und der Anstrengung meiner Reflexion brauchen, nicht die Art Gaben, die ich gehabt habe, und die eben für den ersten Angriff nötig waren. Aber es wird so der Mann sein, den man brauchte: hartnäckig, streng und doch hinreichend dialektisch bewaffnet.“

(Vielleicht darf ich beanspruchen, das Wesentliche dieser Forderung einigermaßen zu erfüllen, insoferne ich, ungleich ärmer an Reflexionsvermögen als Kierkegaard, mich doch für hinreichend dialektisch bewaffnet erachten darf, um mein Gesagtes behaupten zu können. Gegner, die nicht Stand halten, weil sie sich überlegen fühlen können freilich auch

für meine dialektische Bewaffnung nichts übrig haben, zumal dann, wenn sie, um ihre Ueberlegenheit zu nähren, meinen Versuch, mich mit den religiösen Geistern, die mir begegnen und die ich begierig höre, auseinanderzusetzen — also einen Versuch, der notgedrungen autobiographischen Umriß hat — den Anspruch zumuten, zum biographischen Verständnis dieser Geister beitragen zu wollen. Freilich liegt es auch im Wesen meiner Selbstbeschreibung und gehört zu ihrem Anspruch, daß ich mich neben Geistern mit so überlegenem Intellekt, wie Augustinus, Pascal, Kierkegaard, Newman, zu behaupten versuche. Das mag von mir eine gewagte Sache sein, aber es ist Raum gegeben, daß ein Gegner, der sich daran stößt, diesen Versuch als gescheitert hinstellen kann, und wenn er das genügend begründet, ist es am Platze und ich kann davon lernen.)

* . *

Die Zeit, in der wir leben, gibt mir täglich Beweise, die mir mein Verhalten gegen die Kirche als gerechtfertigt erscheinen lassen; ja, ich berufe mich auf dieses mein Verhalten, um mich vor dem Christentum zu rechtfertigen. Die menschliche Entartung, die sich heute innerhalb der geographischen Christenheit bemerkbar macht, hat ihresgleichen kaum im schlimmsten Heidentum. Es war doch der Weltkrieg, der den Menschen zum Menschenmaterial erniedrigte, und die weltliche Obrigkeit, die dieses Menschenmaterial zur Befriedigung ihrer Machtgier und Gewinnsucht verbrauchte. Und solches Tun störte nicht der Täter Einvernehmen mit der geistlichen Obrigkeit, den Vertretern der Kirche, die beansprucht, zur Vertretung der Lehre Christi von Gott berufen zu sein.

„Hier liegt für den Gläubigen fraglos die tiefste Tragik“, schreibt der Jesuitenpater Muckermann, der die Fortsetzung des Uebels des Weltkrieges und mit ihm die Scheußlichkeiten des „Ruhrabenteuers“ der Franzosen wahrgenommen hat, eine Wahrnehmung, die freilich wieder in Gegensatz steht

zu der der offiziellen französischen Vertretung der Kirche von Rom, der französischen geistlichen Obrigkeit, die ja die Ruhraktion für gerecht hält. „Paßt solches Tun“, so fragt Pater Muckermann, „zu einer Armee, von deren Chef man sagt, er sei fast jeden Morgen an der Kommunionbank? Der einfache Mann wird mit solchen Fragen überhaupt nicht fertig, und auch der Gebildete ringt förmlich, ich sage nicht, nach einer Entschuldigung, als vielmehr nach einer möglichen Erklärung solcher Seelenhaltung.“

Ich glaube, gerade für solche Fragen eine genügende Erklärung gegeben zu haben, die wesentlich immer darin zu sehen ist, daß Kirchentum nicht Christentum und die offizielle Kirche wesentlich allzu politisch, allzu staatlich, allzu national, allzu weltlich ist, um überhaupt fähig zu sein, die Lehre Christi existenziell vertreten zu können; denn diese setzt ja den, der sie vertritt, in dieser Welt aus, die Kirche aber will in Macht und nicht ausgesetzt sein. Wie hilflos ist doch auch das ganze Verhalten des Papstes in derselben Sache, in der Ruhrfrage. Man gewinnt aus dem „Papstbrief“ und den „Erklärungen des Vatikans“ — sie sollten dem Christen schon dadurch zu denken geben, daß die Zeitungen, die das Geistige prostituieren und darum schlechter sind als jene ausgesetzten Geschöpfe von der Straße, die bloß den Leib prostituieren, soviel Wesens aus ihnen machen — den Eindruck, daß sie wohl das christliche Dekorurn wahren, im übrigen aber es mit den sogenannten christlichen Mächten nicht verderben wollen, auch wenn diese sich als noch so verdorbene Mächte erweisen. Als Person mag der Papst seinen Absichten nach ein Höchstes von Geist und Religiosität darstellen, als das Oberhaupt einer offiziellen Kirche ist er Oberhaupt einer Weltbildung und einer politischen Macht und kann so nicht mehr der existenzielle Vertreter der Lehre Christi sein.

(Daß in geistiger Hinsicht im konventionellen katholischen Christen vieles faul ist, zeigt sich in dem, was Pressekatholiken schreiben. So lese ich: „Es liegt uns ferne, dem Heiligen

Vater, dem Oberhaupte der Christenheit, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er diese unmenschlichen Greuel nicht brandmarkt, und es ist sehr bedauerlich, daß die französische Haßpolitik selbst die päpstliche Kurie in ihren Dienst zu stellen wußte.“ Also auch wenn die Kurie, als die amtliche päpstliche Dienststelle, sich in den Dienst einer Politik des Hasses stellt, die unmenschliche Greuel auslöst, darf dem Chef dieser Dienststelle, der der Papst ist, kein Vorwurf gemacht werden, weil er der Heilige Vater und das Oberhaupt der Christenheit ist; zudem soll er aber auch noch der sichtbare Stellvertreter Christi sein, der eigentlich doch sichtbar — also existenziell — zu vertreten hätte, was Christus gelehrt und gelebt hat. Das ist wohl auch eine Seelenhaltung, für die man keine Erklärung findet, wohl weil ihr kein seelisches Vermögen zugrunde liegt, sondern journalistischer Ehrgeiz, der kirchenchristliche Politik treibt.)

Ueberhaupt: daß es die Tagespresse zur Vertretung des „Christlichen“ gebracht hat, ist ein Schlag für die Geltung der Kirche als Vertreterin des Christlichen, den zu überwinden die Kirche nicht stark genug sein wird. Man wird doch keinen denkenden Menschen glauben machen können, daß diese feile Macht, die alles Mögliche und Unmögliche für den Tag ausheckt und zürüstet, Angelegenheiten der großen Wirklichkeit in die Hand nehmen könnte, ohne ihnen ein völlig verändertes Aussehen zu geben. Wenn eine „Neue Freie Presse“, ein „Wiener Journal“ oder eine „Reichspost“ frömmelnde Berichte über christliche Heilige bringen, die von Allerweltsjuden geschrieben sind, denen kein Heiliges zu gut ist, um mit ihm das Tagesbedürfnis der Zeitung zu stillen, so ist das doch eine Beschmutzung der Heiligen, die — ruhig hingenommen — offenbar macht, wie sehr das religiöse Empfinden der Allgemeinheit abhanden gekommen ist. (Nicht weniger bezeichnend ist es, wenn Provinzblätter sich wichtig machen und zwischen Ehrfurchtskundgebungen für den Heiligen Vater und Verbeugungen vor dem Heiligen Stuhl die Verjüngungsmöglichkeit der Frauen durch Bestrahlung der

Geschlechtsdrüsen dem christlich fortschreitenden Volke verkünden.) Wie trefflich kommt doch die ganze Fratze dieser Welt in der Tagespresse zum Ausdruck! Und doch ist es die Kirche — und ganz besonders die Kirche von Rom — mit ihrem offiziellen Anhang, die dieser Tageskrankheit das Wort redet und sich ihrer wie kaum eine andere Macht bedient, um die Menschen einer „christlichen“ Genesung zuzuführen. Schrieb doch der Bischof von Limburg: „Die Macht der Presse ist die größte Macht der Welt. Es muß dem katholischen Volke zum Bewußtsein gebracht werden, daß Gaben und Opfer für unser Pressewesen Gott wohlgefälliger sind und den Interessen unserer Kirche und der Seelen bisweilen besser dienen als Stiftungen von kirchlichen Geräten, ja sogar von gottesdienstlichen Feiern.“

So mag es wohl noch dazu kommen, daß die offiziellen Vertreter der Kirche — besonders der katholischen — Gott am besten zu dienen glauben, wenn sie sich als Journalisten betätigen — wenn der Gottesdienst in der Zeitung verrichtet wird. Dem entgegen aber sagt Kierkegaard: „Der tiefste Abfall des Geschlechts von Gott ist bezeichnet durch den ‚Journalisten‘. Das ist der gottlose Versuch, ein Abstraktum zu der absoluten Macht zu machen; und die Anonymität, sie war die Vollendung im Triumph der Lüge. Wenn ich Vater wäre und eine Tochter hätte, die verführt würde, über sie wollte ich nicht verzweifeln; ich würde auf ihre Rettung hoffen. Aber wenn ich einen Sohn hätte, der Journalist würde und während fünf Jahre es bliebe, ihn würde ich aufgeben. Möglich, daß ich im gegebenen Fall irrte, daß just die Tochter die Verlorene würde und der Sohn der Wiedergefundene, aber in der I d e e gesehen, ist meine Bemerkung richtig: der Politik zu dienen mit Hilfe der Tagespresse, das ist für einen Menschen zu viel.“ Und Kierkegaard spricht sein: „Wehe, wehe, wehe über die Tagespresse! Käme Christus heute in die Welt: so wahr ich lebe, er nähme sich zum Ziel nicht die Hohenpriester, — sondern die Journalisten.“

Jakobus aber sagt: „Reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist es, wenn man nach den Waisen und Witwen in ihrer Trübsal sich umsieht und sich selbst vor der Welt unbefleckt erhält.“

Was ich aus dem allen folgern muß, ist: daß auch das Zusammenwirken von Kirche und Presse Zeugenschaft ablegt dafür, daß die Kirche Weltbildung ist und als solche zur existenziellen Vertretung der Lehre Christi nicht fähig sein kann.

* * *

Immer unverständlicher wird mir, wie Theodor Haecker, wohl der bedeutendste Schüler Kierkegaards und ein Verehrer Pascals — entscheidend beeinflußt, wie es scheint, von Kardinal Newman — sich so weit von Kierkegaard entfernen konnte, daß er der Papstkirche erlegen ist. Er schrieb doch einst: „Als Pascal seine Sache weltlich verloren sah, appellierte er nicht an den Papst oder die Kirche — die hatten ihn ja verworfen... — sondern er schrieb: ‚ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello‘.“ So kommt der wahre Christ, der durch die Weltlichkeit der Papstkirche gelitten hat, zu Jesu als zu seinem einzigen Richter. Die Kirche aber betrachtet ihn als Empörer und verwirft ihn, fürchtend, daß er böses Beispiel gebe, nämlich: auf Jesus mehr zu hören als auf die Kirche. Und wirklich bezeugt Pascal mit seinem Leben und Sterben, daß er auf Jesus mehr als auf die Kirche gehört hat. Und jeder denkende Mensch, der Pascals „Gedanken“ gelesen hat und weder ein Narr noch ein ausgesprochener Lügner ist, wird sich gestehen müssen, daß Pascal seinem Herrn Jesu gegenüber unmöglich als Empörer anzusehen ist. Wieso kommt es dann, fragt man sich, daß eine „Kirche Christi“ ihn verwirft? Für die Kirche Christi muß doch Christus die Autorität sein, und nicht die Kirche Autorität eines Christus, da doch Kirche ein Vielerlei sein kann und ein Nachträgliches ist, Christus aber, als die Wahrheit im absoluten Sinn von absoluter Einzigkeit ist und war, bevor

die Kirche war. Es kommt daher, ist meine Antwort — und diese Antwort steht fester als jede offizielle Kirche, die von einer Staatsmacht gestützt wird und dadurch zeigt, daß sie ihr Feststehen tatsächlich eingebüßt hat — es kommt daher, daß diese Kirche keine Kirche Christi, sondern eben Weltbildung und Politikerin ist. Wer aber so lebt, daß er redlich von sich sagen kann: „ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello!“ und zugleich all seinen Trost darin findet, steht in christlicher Hinsicht weit — o so weit über allen den kirchlichen Würdenträgern der Papstkirche, die sich politisch und journalistisch in der Welt zu Geltung bringen und denen gegenüber ich mich selbst sogar als einen überlegenen Christen wahrnehme, wiewohl mir, als einem völligen Laien im Christentum, sonst gar nicht einfallen könnte zu beanspruchen, es so weit gebracht zu haben, daß ich mich für einen Christen ausgeben dürfte.

Theodor Haecker schrieb aber auch: „Sainte-Beuve, der kein intuitiver Denker war, hat sich doch durch unermüdlischen Fleiß zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Jesuitenorden durch die Lettres Provinciales Pascals für alle Zeiten gezeichnet worden ist. Das will heißen, daß die Jesuiten, die hundert Jahre lang sozusagen in einem Zustande der Unschuld gelebt hatten, von Pascal mit dem Fluche der Ungeistigkeit beladen und aus der Ordnung des Geistes gestrichen wurden. Das gälte auch dann noch, wenn sie die größte äußere Macht in Händen hätten; sie führten doch nur ein Scheinleben, das ja unendlich häufiger ist als der Scheintod.“

Hier gilt es, die Verschuldung der Jesuiten darzutun, die darin besteht, daß sie sich der Papstkirche verschrieben haben. Ihre Verschuldung ist also eine indirekte, indem sie mit der Verpflichtung, der Kirche zu dienen, auch die Verpflichtung, der Verschuldung der Kirche zu dienen, übernommen haben. Der einzelne Jesuit aber kann immer noch ein Heiliger sein, insoferne er die Nachfolge Christi aufnimmt und so lebt, daß er auf die traditionelle Verpflichtung vergißt.

Damit soll von mir angedeutet sein, daß eigentlich für die Kirche zu gelten hat, was Pascal über die Jesuiten schrieb; daß demnach die Kirche schon von Pascal „mit dem Fluche der Ungeistigkeit beladen und aus der Ordnung des Geistes gestrichen“ worden ist. Daß dies auch dann gälte, wenn sie wieder der größten äußeren Macht habhaft würde, da sie längst nur mehr ein christliches Scheinleben führt, „das ja unendlich häufiger ist als der Scheintod“. Damit ist aber doch im wesentlichen angedeutet, was ich im Kapitel „Augustinus, Pascal und Kierkegaard“ ausgesprochen habe, nämlich: daß in dem Kampf zwischen Geist und Kirche diese gesiegt hat, die darum eine Mörderin des Geistigen und Religiösen ist, aber ihre Schuld auch büßen wird durch Selbstverbannung aus dem Bereich des Geistigen und Religiösen.

Was ich vorgebracht habe, trifft darum zunächst auch nicht den Papst als solchen. Den Papst stürzen wollen, das rechnet Kierkegaard dem Luther als kleine Tat an; er sagt: „Den Papst stürzen — bravo, ich danke, das ist ja auch rein politischer Spaß.“ Mein Vorwurf trifft den Christen, der Papst wird. Das erscheint mir als das völlig Ungereimte: daß einer, der das Christliche existenziell wie kein anderer zu vertreten hätte, indem er beansprucht der Stellvertreter Christi auf Erden zu sein, zum Werkzeug einer Kirche wird, die Weltbildung und Politikerin ist. Gerade die Reflexion verbietet mir als Christen — soweit ich diesen in der Vorstellung erreiche — eine „Seelenhaltung“ (ich könnte auch Wesenshaltung sagen), die eine geistliche Obrigkeit als christlich anerkennt, die immer wieder gezwungen ist, sich in den Dienst der Welt zu stellen.

Der Papst, als ihr oberster Diener, ist gewissermaßen auch ihr Werkzeug; er übernimmt mit ihrer Führung die Führung einer Weltbildung und somit die Veräußerlichung des Christlichen, so daß dieses in existenzieller Hinsicht gewissermaßen eingekerkert wird. Als Weltbildung hat die Kirche den Sündenfall mitgemacht. Allein deshalb wäre sie noch nicht abzulehnen, und nur deshalb dürfte ihr kein Mensch, der den

Sündenfall als Erbsünde in sich trägt, mit Fug und Recht entgegnetreten. Nun aber kommt ihre laufende Verschuldung: daß sie sich für unfehlbar und für die Kirche Christi ausgibt, wiewohl sie als Weltbildung immer wieder gezwungen ist, im Sinne dieser Welt, also gegensätzlich zu Christi Lehre und Leben zu handeln, und daß sie eine solche Handlungsweise auch dem Papst, als dem sichtbaren Stellvertreter Christi, aufzwingt, der doch gerade sichtbar zu machen, also zu betätigen hätte, was Christus gelehrt und gelebt hat. Sagt man mir, das sei die Entwicklung des Christentums, so leugne ich das ja nicht, aber ich sage, daß sich das Christentum eben auf diese Art immer mehr zu dieser Welt entwickelt hat. Man betrachte nur redlich das Einst und Jetzt. Christi Habe war so gering, daß sie für gemeine Soldaten zur Teilung nicht ausreichte, so wurde um sie das Los geworfen. Mit dem gemeinen Mann, auch dem guten Christen, kommt der Papst soviel wie gar nicht in Berührung; Repräsentanten der Mächte dieser Welt aber müssen, auch wenn sie Verbrecher sind, huldvoll empfangen werden. Die ständige Gesellschaft Jesu hingegen waren geringe Menschen: Fischer und Handwerker, und er scheute auch nicht den Verkehr mit Verrufenen, die keine Macht hatten. Wohl aber hatte er zu Gegnern die herrschenden Klassen: den Priesterstand, die Pharisäer und Sadduzäer, also die sogenannten Intellektuellen, die gebildete und besitzende Ungeistigkeit. Dem wahren Christen ergeht es heute nicht anders; aber die offizielle Kirche hat die Gegner Jesu zumeist auf ihrer Seite. Man sehe nur nach dem Verkehr der politischen Würdenträger der Kirche. Ausnahmen gibt es ja überall. Zumeist aber scheint es so, als erhalte sich das existenziell Christliche — abgesehen von den strengen Mönchsorden — bei der Geistlichkeit nur unter dem niedrigen Klerus, der aus christlichen Motiven auf alles Karriere-machen verzichtet.

Mit dem Gesagten habe ich etwas berührt, worauf auch Kierkegaard also aufmerksam macht: „daß die Pfarrer“ — ich müßte hier sagen: die Geistlichen — „schon von selber

Christen sein müssen: das wird als ein Grundsatz angenommen. Wollte einer behaupten, daß es einen ganzen Teil der Gemeinde gebe, die nicht Christen seien, nun das ließe sich hören. Aber ‚der Geistliche‘ — sollte er nicht Christ sein, er, der ‚Lehrer‘ ist im Christentum, sein Auskommen hat als Lehrer —?“ Und dennoch — es ist durchaus nicht sicher, daß er Christ ist; jedenfalls sind die höheren Funktionäre der Kirche in existenzieller Hinsicht zumeist noch nicht Christen. Das erweist ihr Tun, das darauf ausgeht, ihre Kirche in dieser Welt, nicht gegen sie, zur Herrschaft zu bringen. Das ist gerade so, als wollte man den Tag zur Herrschaft bringen, ohne daß die Nacht weichen müsse. Der Sinnesbetrug, dem sie sich dabei aussetzen, läßt sie nicht mehr erkennen, daß ihre Kirche Christi nicht mehr die Kirche Christi sein kann, wenn sie sich in dieser Welt durchsetzt, wie der Tag nicht mehr der Tag sein könnte, der sich durchsetzt, ohne daß die Nacht weicht. Wer diese Welt gewinnt, den hat die Welt für sich gewonnen. Nicht anders erging es der Kirche. Davon hat sie zweifellos einen weltlichen Gewinn; aber es wird kaum jemand leugnen können, daß dies — christlich betrachtet — ein so entscheidender Verlust ist, daß er die offizielle Vertretung des Christentums durch die Kirche als die Vertretung eines Nichtchristentums in existenzieller Hinsicht evident macht.

* * *

Wie danke ich Kierkegaard für seine Journale! Was sie sagen, befürwortet wesentlich, was ich dargetan habe; es ist vieles, das mir zustimmt, in ihnen. So auch, wenn Kierkegaard auf Basilius verweist: „Er drückt bereits die Situation aus, die die der Christenheit ist, wenn er sagt: ‚Unsere Beschwerlichkeiten sind drückend und doch ist ein Martyrium eine Unmöglichkeit — weil unsere Verfolger denselben Namen tragen, wie wir‘.“ Damit ist doch die ganze Verhänglichkeit der Situation aufgedeckt, die geschaffen ist durch die Kirche.

Ich habe schon einmal (in den „Eröffnungen“ des „Unwissenden“) von Christenverfolgungen durch die Kirche gesprochen; nun sehe ich mit Genugtuung, daß diese meine Wahrnehmung von Basilius und Kierkegaard bejaht ist. Und so wiederhole ich: Hus, Savonarola und Giordano Bruno sind Märtyrer eines Glaubens, der dem wahren Christlichen ungleich näher ist als der ihrer Verfolger; weil aber diese hohe Kirchenchristen waren, blieb es den genannten Märtyrern verwehrt, als Märtyrer zu gelten, da auf Seite ihrer Verfolger und Henker ja auch die Macht stand, die zu entscheiden hatte, ob der Verfolgte als ein Märtyrer und Heiliger oder als gerichteter Ketzer anzusehen sei.

Und wie sehr Tertullian von Kierkegaard hochgehalten wurde, zeigt die Aussage: „Kaum irgend ein Kirchenvater hat mit dem Nachdruck wie Tertullian das Christentum in Gottes Interesse dargestellt. Hier ist das Christentum nicht ein bißchen Moral und einige Glaubenssätze; sondern das Christentum ist hier: die Abrechnung zwischen Gott und der Welt... Sieh, das war's, was in den ersten Tagen der Kirche“ (ich müßte sagen: der christlichen Gemeinde) „begeisterte, daß sie ganz buchstäblich fühlten, daß es Gottes Sache war, worum gekämpft wurde, nicht um einige Lehrsätze usw., sondern darum: ob Gott Gott sein soll.“

Die Papstkirche jedoch, einst der Ausgangspunkt der Christenverfolgungen durch „Christen“, die Pascal für einen Empörer hält, sieht auch Tertullian als der Häresie verfallen an. Und einer ihrer Stammgläubigen, der für sein Christentum geltend machen kann, daß er immer im katholischen Vaterhause gewohnt hat, — ich muß hier nochmals daran denken — bringt es fertig, seiner Kirche den Hermann Bahr als katholische Größe zu präsentieren. Das mag doch eine zu harte Nuß für die Zähne der alten Kirche sein! Daß solche Hanswurstereien sich immer wieder im Bereiche der Kirche, die sich christlich nennt, abspielen, könnte einen — wenn man nicht Auge und Ohr rechtzeitig zu schließen wüßte und nicht die Verankerung im Religiösen hätte durch sein Leben in der

Natur als der Schöpfung Gottes, durch seinen Gottesglauben und seinen Glauben an Christus als an die Wahrheit — noch dazu verleiten, auf alles, was sich christlich oder gar christ-katholisch nennt, zu spucken.

* * *

Daß Gott Gott ist und diese Welt sein Widerpart: das ist der wahre Standpunkt, auf dem der religiöse Mensch, also auch der Christ, zu stehen hat. Die eigenmächtigen Lehrsätze der Kirche verlieren schon dadurch den Anspruch auf Glaubwürdigkeit, daß die Kirche diesen Standpunkt, den das Neue Testament, wie das von jeher Geistige und Religiöse, festgehalten haben will, tatsächlich nicht mehr einnimmt. Wie jesuitisch die Kirche (Kierkegaard gegenüber war es die Kirche Dänemarks, aber dasselbe gilt für die Kirche von Rom) vorgeht, um ihren Bestand zu sichern, zeigt das Verhalten des Bischofs Martensen, der „auf Kierkegaards Einsprache in einer in Druck erschienenen Ordinationsrede die Leugnung eines Abstandes vom Christentum des Neuen Testaments wiederholte, und die Geistlichkeit schloß sich mit allen Äußerungen in der Presse und auf Synoden dem Bischof im wesentlichen an. Sie hielt mit ihm dafür, es sei für den Bestand der Kirche nötig, den Abstand zu verschleiern.“ (Dem nach, was ich über die Jesuiten gesagt habe, müßte freilich bedacht werden, daß der Ausdruck „jesuitisch“ in seinem schlimmen Sinn seine Herleitung davon hat, daß die Jesuiten sich der Kirche verschrieben haben und die Verschuldung der Kirche, sich darzutun als etwas, das sie nicht ist, auf sie übergegangen ist.)

Ich frage nun: kann — christlich betrachtet — eine Kirche wirklich noch die Kirche Christi sein, die, um als solche Bestand zu haben, einen Betrug nötig macht? Je mehr man selbst Christ ist, umso weniger wird man den, der hier mit Ja! antwortet, noch als Christen betrachten können. Wahrscheinlich aber ist es, daß der offizielle Vertreter der Kirche mit Ja antworten müßte, um sich einigermaßen als

existenzberechtigt ansehen zu können. Es erhellt genug, in welcher mißliche Situation die offizielle Kirche, die als Kirche Christi auftritt, ihre offiziellen Vertreter bringt und umso mehr bringen muß, je mehr diese vor sich selbst als wirkliche Christen bestehen wollen, was freilich wiederum ein Wollen auslösen muß, das dem offiziellen Wollen entgegen ist und so die mißliche Situation, in der sie sich befinden, nicht mildert, sondern noch mehr kompliziert.

(Daß Synoden und Konzilien überhaupt eine entscheidende Instanz sind für das Kirchenchristentum, kennzeichnet dieses schon als eine Verweltlichung. Denn es ist eigentlich wider den Glauben an Offenbarung, der einzig der Offenbarung autoritative Geltung einräumt, daß von dem Beschluß einer Versammlung abhängig gemacht werden könne, was geglaubt und was nicht geglaubt werden soll. Selbst wenn die Gabe der Weissagung und der Unfehlbarkeit dem rechtmäßigen Oberhaupt einer Kirche als solchem in einer Beratung verliehen sein sollte, wird ihm und allen Anwesenden der wahre Sinn eines gefaßten Beschlusses dennoch verborgen bleiben, wenn von ihnen allen keiner für würdig befunden wird, daß ein Höheres sich ihm offenbare. Kirchenfürsten als solche haben vor Gott noch keine besondere Geltung. So weissagte ja auch Kaiphas, der Hohepriester, der Jesus verurteilte, daß es besser sei, „es stirbt ein Mensch für das Volk, als daß das Volk zugrunde gehe“, und verstand doch nicht, was er sagte.)

Ich weiß nicht, was die Kirche von Rom als offizielle Kirche aufweisen könnte, das einigermaßen für sie als für die Kirche Christi zu zeugen imstande wäre. Es zeugt doch alles, was unsere Wahrnehmung aufbringt, dafür, daß sie die Kirche Christi nicht ist und nicht sein kann: von den Früchten, die sie getragen hat und an denen man sie erkennen soll, angefangen bis hinauf zur offiziellen Betätigung des Papstes, als des sichtbaren Stellvertreters Christi. Denn wenn man die Situation der Gleichzeitigkeit sich vor Augen führt, die Kierkegaard ja mit Recht immer wieder

zur Prüfung des Bestehenden auf seine christliche Beschaffenheit herangezogen wissen will, erweist sich doch die offizielle Betätigung des Papstes als etwas, das Christus nie aufnehmen könnte, das aber aufzunehmen jener als das Oberhaupt einer offiziellen Kirche gezwungen ist.

Das Abrücken Kierkegaards von Luther besagt auch noch nicht, daß er sich der Kirche von Rom genähert hat. Ja, der Papst, als solcher, ist von Kierkegaard — soweit ich dessen Werk kenne — nie über Luther gestellt worden, wohl aber Sokrates, was mich, der ich das Christliche als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher ansehen muß, und es als solches — nicht aber als Kirche — für unvergänglich halte, mit Genugtuung erfüllt, da es mir bezeugt, daß auch Kierkegaard das wahre Christliche nicht als außerhalb des von jeher Geistigen und Religiösen gelegen ansieht. Worin sich Kierkegaard scheinbar der katholischen Kirche nähert, ist einzig — ich wiederhole es — sein Eintreten für das Unverheiratetsein einer Person, die als Lehrer und Verkünder des Christentums auftritt. Und insofern diese Forderung gestellt ist, um die Zahl der offiziellen Lehrer und Verkünder des Christentums zu vermindern, mag sie am Platze sein; vermag sie das aber nicht, ist Gefahr vorhanden, daß sie das Uebel eher vermehrt als beseitigt. Von Christus ist eine solche Forderung nicht gestellt, und der, an dem ihre Erfüllung als selbstverständlich erscheint, ist wiederum einzig Christus selbst. Daß die Papstkirche für ihre offiziellen Vertreter diese Forderung zu einer allgemeinen gemacht hat, mag seinen Grund darin haben, daß sie ihre Angestellten, um sie ganz für die Aufgaben der Kirche zu gewinnen, von den Aufgaben, die die Familie stellt, frei haben will. Insoweit jedoch die Kirche, als Weltbildung und Politikerin, ihre Angestellten auch mit politischen Aufgaben betraut, erweisen sich diesen Aufgaben gegenüber die Aufgaben, die die Familie stellt, immer noch — christlich gesehen — als ungleich christlicher.

(Gerade in Bezug auf die Wertung der Ehe fehlt Kierkegaard zuweilen das, was er „bewaffnete Einfalt“ nennt; so verintellektualisiert er zu sehr das Eheverhältnis und bringt schließlich die allzu dürftige Deutung dafür auf, „daß das Weib dem Mann zur Gesellschaft gegeben wurde“. Aber religiös und ursprünglich genug gesehen, muß als das Wesentliche — soweit das Verhältnis zwischen Mann und Weib nach dem Sündenfall in Frage steht — gelten, daß das Weib dem Mann zur Gehilfin gegeben ist. Das bringt sofort mehr Ernst in die Situation und sagt auch über das Eheverhältnis entscheidend genug aus. Der Ausspruch Kierkegaards: „ein wesentlicher Ironiker würde in einem Eheverhältnis auch immer unter dem Pantoffel stehen“, sagt mir darum nur: daß in dem Menschen, der wesentlich Ironiker ist, der Christ noch nicht genügend zur Geltung gekommen ist. Später fand ich das bestätigt von Kierkegaard selbst, der sagt: „Aber für einen Christen ist Ironie zu wenig.“ Das Gesagte auf Sokrates bezogen, läßt mich ihn, wenn auch nicht als völligen Christen, so doch wesentlich als einen wahren Religiösen ansehen, dem Ironie mehr der Deckmantel für seine Religiosität war. Unter dem Pantoffel stand er gewiß nicht; er entzog sich vielmehr der Herrschsucht seines Weibes dadurch, daß er sich in seinem Eheverhältnis sozusagen als Außenseiter zu behaupten wußte.)

So scheint mir, daß in religiöser Hinsicht nichts Gewichtiges für die Notwendigkeit spricht, etwas zu bevorzugen, das der Menschennatur Einschränkungen auferlegt, die ihr von Gott und auch von Christus nicht auferlegt sind. Dagegen ist dem, der Mensch werden will, wie er von Gott gewollt ist, von Christus auferlegt, aller Versuchung dieser Welt zu widerstehen.

(Das Eintreten Kierkegaards für das Unverheiratetsein der Person, die als Lehrer des Christentums auftritt, spricht durchaus noch nicht dafür, daß er der katholischen Kirche zugestrebte hat. Das Wesentlichste in seinem religiösen Ver-

halten bleibt immer, daß er der offiziellen Kirche, also auch der Papstkirche, das Christentum entgegenhält als etwas, das von ihr nicht betätigt wird. Umso verhänglicher ist es, wenn Theodor Haecker, von dem man vielleicht mit Recht sagen kann, daß er zu Kierkegaard in einem ähnlichen Verhältnis stehe wie Plato zu Sokrates, mit seinem Uebertritt zum Katholizismus auch Kierkegaard, dem er ja nie enden sollenden Dank bezeugt, in eine Beleuchtung zu rücken droht, die bewirken könnte, daß ein ganz Unwesentliches an ihm so hervortritt, daß es das Wesentlichste verdeckt. Dem sei von mir mit der Behauptung begegnet: Ebenso wenig, ja noch viel weniger, als Platos „Staat“ von Sokrates hätte geschrieben werden können, hätte Kierkegaard je schreiben können, was Haecker, als Apologet der katholischen Kirche, über diese aussagt. Freilich, insoweit die katholische Kirche, für die Haecker eintritt, nur in seiner Vorstellung existiert, mag sie sein, wofür er sie hält; aber die auffindbare Kirche von Rom, die Papstkirche, ist etwas, dem Kierkegaard wesentlich entgegentritt wie jeder anderen offiziellen Kirche, die sich für die Kirche Christi ausgibt.)

Wollte einer aber den Riß zwischen Kirche und Kirche weg haben durch Anschluß der reformierten Kirche an die alte Kirche von Rom, so müßte ihm (eben auch mit Hilfe Kierkegaards) zunächst bedeutet werden, daß der Riß, der wahrzunehmen ist, nicht so sehr Kirche von Kirche, als Kirche und Kirchentum von Christentum trennt, und daß dieser Riß in christlicher Betrachtung nur immer offenkundiger, ersichtlicher, greifbarer in Erscheinung treten kann; man kann ihn also auch nicht weg haben, weil hier ein Innerliches herrschend sein muß, dort aber ein Aeußerliches herrschend geworden ist.

Umso merkwürdiger berührt es, wenn einer, bei dem man die nötige Wahrnehmung voraussetzen muß, heute noch für die Wahrheit der katholischen Kirche, als der offiziellen Papstkirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, eintritt. Das Paradoxe kann geglaubt werden

und muß geglaubt werden, weil Wahrheit im absoluten Sinn immer paradox ist der Bedingtheit des menschlichen Verstehens gegenüber. Aber in der auffindbaren Papstkirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, ist tatsächlich nichts Paradoxes. Da ist alles greifbar und völlig klar! 'Christus lehrt, so und so zu tun, und seine wahre Anhängerschaft, die auch seine Kirche bilden müßte, kann nur die sein, die tut, was er lehrt. Die katholische Kirche, als die offizielle Papstkirche, tut nun aber völlig anders, als Christus zu tun lehrt und behauptet doch zu sein, was man nur sein kann, wenn man tut, was Christus lehrt. Somit ist doch das Greifbarste und Klarste an dieser Kirche, daß sie nicht die Wahrheit ist. Mit Christi Wort: „Was sie euch sagen, das tut, nach ihren Werken aber sollt ihr nicht tun“, ist wohl auch bedeutet, daß die Kirche nur als Verkünderin der Lehre Christi die Wahrheit sein kann, daß man also nur in diesem bedingten Sinne für die Wahrheit der Kirche eintreten könne. Die Berechtigung des Anspruches, tatsächlich die Kirche Christi zu sein, ist damit bereits verneint.

Nun ist in Betracht zu ziehen, daß mit dem Offiziellwerden die Kirche nicht mehr tun kann, was die Lehre Christi zu tun lehrt, und daß eine Kirche, als offizielle Institution, die nicht mehr tut, was die Lehre zu tun lehrt, auch nicht fähig sein kann, dieser Lehre etwas hinzuzufügen im tatsächlichen Sinne der ursprünglichen Lehre. Was die Kirche mit dem Anspruch auf Wahrheit lehren kann, muß daher schon vor ihrem Offiziellwerden gelehrt worden sein. Da bleibt aber, auch im Fall weitestgehender Zubilligung, nichts anderes übrig als die Berichte über Christi Leben und Lehre und die Apostelbriefe, wie sie eben im Neuen Testament dargeboten sind. Und wenn man nach dem Anspruch der Lehre auf Wahrheit noch weiter forscht, hat man zuletzt als Diktat vor sich: daß Christus die Wahrheit ist. Das ist von mir nie bezweifelt worden; ja dieser Glaube liegt meiner ganzen Darstellung zugrunde; er ist es auch, der ein Entweder-Oder nicht mehr aufkommen läßt, sondern jede offi-

zielle Kirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, als einen Sinnesbetrug, als eine Unwahrheit hinstellt.

Alle eigenmächtigen Lehrsätze der Kirche, auch die Beschlüsse der Synoden, die alle erst mit der offiziellen Kirche aufgekommen sind, können darum auch für den Christen nicht ein Entscheidendes sein. Alles, was nötig ist für einen, um Christ, das ist: um Mensch zu werden, wie er von Gott gewollt ist, ist mit Christi Lehre und Leben vorbildlich gegeben: der sich vollendet auswirkende Glaube an Gott in der vollendeten Menschwerdung des Menschen.

* * *

Es geht auch wider den Begriff des Einzelnen, wie ihn der Christ zum Ausdruck bringen soll, für die Wahrheit einer offiziellen Kirche einzutreten. Das Ausgesetztsein innerhalb des Weltlichen, damit in einem das Geistige und Religiöse führend werde, ist nicht mehr möglich, wenn man ein Offizielles in dieser Welt für die Wahrheit nimmt. Der Mensch und Christ aber bleibt ausgesetzt in dieser Welt, das ist heute noch genau so wie anno eins, als Christus geboren ward, dessen Leben immer ausgesetzter wurde, je mehr er die Menschwerdung des Menschen zur Vollendung brachte. Ausgesetzt war und blieb auch Sokrates; er hing eben der Menschwerdung treuer an als Luther, der der Papstkirche als Weltbildung wohl entgegentrat, aber sich nicht entscheidend genug von ihr entfernte. So konnte Kierkegaard religiös auch sagen: „aber ein Sokrates, nein, nein, das war Luther im entferntesten nicht.“ Und wir dürfen glauben, daß Sokrates auch vor dem Gott der Christen, da Gott ja der Unveränderliche ist, bestehen konnte, weil er im Verhältnis zu seinem Wissen um Gott doch Gott außerordentlich gedient hat, indem er immer der Wahrheit in absolutem Sinn zustrebte und gegen diese Welt war — somit auch mehr Christ war, als die Kirchenchristen Christen sind, so daß er wohl kaum nötig hatte, noch im Jenseits Christ zu werden.

* * *

Kierkegaard berichtet: „Grundtvig trat mit seiner Predigt auf: Warum ist Gottes Wort aus Gottes Haus gewichen?“ und bemerkt dazu: „So etwas könnte ich niemals sagen. Ich müßte sagen: Warum ist die Kraft gewichen aus der Verkündigung des Wortes Gottes?“ Denn — so meint er — das Wort Gottes wird doch noch im Lande verkündet, aber es wird nicht danach getan: das ist das Uebel. Hätte Grundtvig das Uebel mehr in der Beschaffenheit der Institution gesucht, die er zu vertreten hatte, wäre wohl mehr Wahrheit und Klarheit in seine Rede gekommen und damit auch der Meinung Kierkegaards mehr gedient gewesen. Denn dann hätte gesagt werden müssen: Die Betätigung der Lehre Christi ist aus der Kirche gewichen.

Das ist's, was alle mit mir wahrnehmen können, wenn sie es wahrnehmen wollen, und was man nicht oft genug sagen kann: die Betätigung der Lehre Christi ist aus der Kirche gewichen, und zwar, weil in ihr eben diese Welt mehr als Gott zu Hause ist. Darum soll sie auch weg! Ihr Untergang und der ihrer Frucht, der „christlichen Welt“, wird erst Platz schaffen für das Aufgehen des Christlichen als des von jeher Geistigen und Religiösen, für das Aufgehen des Reinen Menschentums, das nicht von dieser Welt ist und niemals Welt wird. Eine Institution, deren offizielle Vertreter jederzeit bereit sein müssen, einen Betrug auszuüben, um den Bestand der Institution zu sichern, ist, streng genommen, nicht mehr eine geistige Institution und hat ihr Bestehen verwirkt. Da glaube ich ihr religiös doch über zu sein, insofern in meiner Darstellung gewiß nichts zu finden ist, das beflissen wäre, meine Gesinnung zu verschleiern oder zu bemänteln, um dem Vorgebrachten mehr zu Bestand zu verhelfen. Vielmehr geht mein Bestreben, von dem auch meine Darstellung getragen ist, dahin, nur dem, von dem ich glaube, daß Gott will, daß es bestehe, auch vor den Menschen zum Bestand zu verhelfen. Und nichts ist gewisser, als daß dieses keiner Ver-

schleierung oder Bemäntelung für seinen Bestand bedarf, weil es eben besteht, ob der Mensch will oder nicht; daß aber eben darum alles, was wie die Kirche der Verschleierung für seinen Bestand bedarf, sich selbst kennzeichnet als etwas, dessen Bestehen von Gott nicht gewollt ist.

Meiner Wahrnehmung nach kann ich darum nicht mehr glauben, daß der Kirche — die für ihren Bestand beanspruchen muß, etwas zu sein, das sie nicht ist — Bestand beschieden ist, und so scheint es mir — wenn man nicht dazu beitragen will, daß die Wahrnehmung der Menschen sich so trübe, daß sie nicht mehr erkennen können, was ohne die Kirche Bestand hat — höchste Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß das Christentum, als gegeben mit der Lehre und dem Leben Christi, von der Kirche abzulösen ist. Ich mache darum allen, die heute noch für eine offizielle Kirche als für die wahre Kirche Christi eintreten, zum Vorwurf, daß sie zum mindesten einem Sinnesbetrug zu weiterem Bestand verhelfen, was zur Folge haben kann, daß sozusagen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird; und zwar dadurch, daß etwas, das, als von Gott zum Bestehen für alle Zeiten gesetzt, seinen Bestand in sich trägt, durch die Institution, durch die es vertreten wird, ein so weltlich-vergängliches Aussehen annimmt, daß auch es für den Untergang reif zu sein scheint, wiewohl es als das, was es ist, niemals untergehen kann.

Aber verdeckt, getrübt, geistig diskreditiert kann es für lange Zeit bleiben, weil gerade der redliche Betrachter es übersatt hat, sich von einer Macht über das Geistige und Göttliche belehren zu lassen, die gegen das Weltliche und Unmenschliche, mit dem sie auf Gedeih und Verderb verbunden erscheint, nichts ausrichtet, weil sie, wie es heißt, zu schwach ist, um Mächte dieser Welt für sich zu gewinnen. Denn damit zeigt sie nur, daß sie alles Wissen um „die Kraft Gottes in der Schwachheit des Menschen“ völlig eingebüßt hat. So muß sie nach der Zeit schielen, da sie noch in dieser

Welt mehr in Macht stand, nachdem sie ihr Schicksal einem Wissen anvertraut hat, das sie nun tatsächlich völlig unwissend darüber sein läßt, daß es der erschlossenen Schwachheit des Menschen bedarf, um der Kraft Gottes gewahr zu werden. Und wo die Unfehlbarkeit für Entscheidungen in Glaubenssachen des Christen zu Hause sein soll, zeigt sich immer wieder eine Betätigung, die einem die Ueberzeugung beibringen muß, daß von denen, die sie ausüben, nicht geglaubt wird, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, obwohl Christus selber es gesagt hat. So begegnet man überall im offiziellen Tun der Kirche einem Widerspruch zu dem, was von ihr gelehrt wird, und es bedarf nicht erst einer „peinlichen Verwechslung“, die einem Kirchenfürsten passiert, um deutlich zu machen, daß den offiziellen Ansprachen, die diese geistlichen Würdenträger über ihre Gläubigen salbungsvoll auszuschütten gewohnt sind, gewiß nicht die wahre christliche Verfassung zugrunde liegt; so lehrreich es im übrigen sein mag, wenn ein französischer Kardinal — es ist derselbe, der den Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet als gerecht ansieht — infolge seiner äußeren Kurzsichtigkeit sein Publikum verwechselt und statt zu „gefallenen Mädchen“ zu deren Fürsorgerinnen, „alles Damen der ersten Pariser Gesellschaft“, so zu reden beginnt: „Meine lieben Töchter, ich stelle mit Genugtuung fest, daß die Spuren des Lasters von euren Gesichtern zu weichen beginnen“ . . .

Nun, was ich immer wieder feststelle, ist, daß die religiöse Geste, die benötigt, wer nicht religiös ist, der gefallenen offiziellen Kirche gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen ist, und so halte ich es für ausgeschlossen, daß die Kirche je so viel des wahrhaft Religiösen und somit des wahren Christlichen in sich aufbringen könnte, um gegen diese Welt zu sein, in der zu Macht und Ansehen zu kommen vielmehr ihr wahrnehmbares Bestreben ist. Der Mensch und Christ aber muß gegen diese Welt sein, er ist und bleibt Revolutionär dieser Welt gegenüber, die, wo das wahre Christliche zu existenzieller Geltung kommt, ja auch weichen

muß wie die Dunkelheit vor dem Tagen. Wohl hat auch diese Welt ihre Lichter, aber die Wirksamkeit ihrer Helle setzt eben das Herrschen eines Dunkels voraus, wie Lampenlicht ja auch erst wirksam wird, wenn die Nacht ihre Herrschaft beginnt. Dem Menschen und Christen aber muß ein Licht leuchten, das nicht von dieser Welt ist, und dieses Licht verlangt: daß das Aufleben von Gottes Gebot die bloßen Gebote der Menschen zum Weichen bringt. Darum wird der Mensch und Christ aber auch niemals mit den Gewaltmitteln dieser Welt revoltieren, sondern er wird sein ganzes Dasein so zu halten streben, daß es deutlich macht, daß diese Welt keine Macht über ihn erlangt hat, und seine zunächst liegende Betätigung wird immer sein: die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.

Wer sich der Kirche unterworfen hat, kann aber diese Betätigung nicht mehr rein genug aufnehmen; denn man kann nicht mehr die Erde, als Gottesschöpfung, vor allem Eindringen dieser Welt bewahren wollen, wenn man gleichzeitig bestrebt ist, eine offizielle Kirche, die nicht die Kirche Christi sein kann, auf Erden zur Herrschaft zu bringen. Darum denke ich: in einem wahren Christen, der dieses Bestreben zeigt, muß ein Zwiespalt aufkommen, umsomehr, wenn er, seiner ganzen Art nach, dazu berufen scheint, polemisch zu wirken. Ich verweise hier nochmals auf Theodor Haecker. Sollte auch ihn — was ich nicht glauben mag — die rote Fahne auf dem Liebfrauendom so erschreckt haben wie den Kardinal Faulhaber, der meint, daß seit jenem Ereignis in München „nichts mehr zu verschandeln“ sei; dem aber die amerikanischen Wolkenkratzer und die großen Schlächtereien, „die in der Stunde in einer einzigen der vier Abteilungen 1000 Tiere schlachten“, zu imponieren scheinen; kein Wunder, daß er es in dieser Welt des Fortschritts auch zum amerikanischen Ehrendoktor gebracht hat! Ich aber, der ich's zu nichts gebracht habe, wiederhole mir: „1000 Tiere in der Stunde in einer einzigen der vier Abteilungen!“ und frage, sollte man da noch fragen dürfen: ob

das nötig ist für das Erdendasein des Menschen, und ob es im Sinne von Gottes Wort ist? — — Für den wahrhaft Religiösen aber, also auch für den Christen, ist es nötig und im Sinne von Gottes Wort, dieser Welt gegenüber Revolutionär zu sein. Somit hätte die rote Fahne gerade auf Kirchen, die ja der Verkündigung von Gottes Wort dienen sollen, ihre Berechtigung — freilich nicht in dem gewalttätigen Sinn der roten Fahne dieser Welt, wohl aber zur Erinnerung daran, daß die Verkündigung von Gottes Wort auch zu dessen Betätigung und folglich auch zu einer revolutionären Wesenshaltung gegenüber dieser Welt verpflichtet.

(Haecker gegenüber aber bleibt mir die Frage offen: wieso es gekommen sein mag, daß er etwas auf sich genommen hat, das ihn nicht mehr frei genug sein läßt für die große Gebundenheit, die dem religiösen Laien auferlegt, die Erde, die des Herrn ist, vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen.)

„Nichts, nichts, nichts, keine Verirrung, kein Verbrechen ist Gott so unbedingt zuwider wie alles, was das Offizielle ist; und warum? weil das Offizielle das Unpersönliche ist und darum die tiefste Beleidigung, es einer Person zu bieten“, so schrieb Kierkegaard im Jahre 1854, im folgenden Jahre starb er. Es sollte genügen, um die Annahme unmöglich zu machen, daß Kierkegaard zur katholischen Kirche übertreten wäre, wenn er länger gelebt hätte; wie es mir genügt, mich davon zu überzeugen, daß es der katholischen Kirche, als der offiziellsten der offiziellen Kirchen, niemals möglich sein wird, die Menschwerdung des Menschen, wie sie mit dem Leben und der Lehre Christi gegeben ist, zu betätigen. Was man aber nicht betätigen kann, das zu lehren kann man nicht ein guter, geschweige denn der beste Lehrer sein, zumal wenn es sich um eine Lehre handelt, die ein Tun lehrt, das vorzuweisen der Lehrer imstande sein muß, will er haben, daß es vom Schüler befolgt werde. Man lasse sich darum von Kierkegaard, der sich — wenn auch ohne Auto-

rität — berufen weiß, Lehrer des Christentums zu sein, vor allem darüber belchren, daß das wahre Christliche nicht dort sein kann, wo das Offizielle ist.

Als völliger Laie im Religiösen beanspruche ich gewiß nicht, ein Lehrer des Christentums zu sein, wohl aber behaupte ich, alles, was ich gesagt habe, auch mit Begründung gesagt zu haben, und daß daher diesem Gesagten mit einem Ausweichen nicht begegnet ist. Wer also etwa meint, daß ich mich trollen solle, weil ich zuviel gesagt habe, von dem möchte ich gerade, daß er verweile, daß er Stand halte, weil er mir zu wenig gesagt hat.

Meine strenge Scheidung aller Gottesschöpfung, zu der doch die ganze Erde und das Irdische gehört, von dieser Welt und allem Weltlichen, als einer Schöpfung der Menschen in Selbstbehauptung Gott gegenüber — das ist: als einem aus dem Sündenfall Gezeitigten — müßte verhüten, daß für den religiösen Menschen über den Verzicht auf alles Weltliche hinaus auch der Verzicht auf alles Zeitliche bestimmend werde; wie er für Kierkegaard bestimmend wurde, der dafür hielt, „daß Christentum das Entsagen allem Zeitlichen ist“, wiewohl dagegen doch schon spricht, daß auch das Zeitliche — nicht aber das Weltliche — vom Willen eines Ewigen geschaffen, d. h. von Gott gewollt ist. Ja, meine strenge Scheidung müßte verhüten, daß „der Welt nützen“ zu wollen je als Ziel oder Aufgabe für einen religiösen Menschen in Betracht gezogen werde, weil alles Religiöse nur dem Menschen nützen kann, und der größte Nutzen, den der Mensch aus dem Religiösen — also auch aus dem wahren Christlichen — haben kann, der ist, daß er in völliger Selbstbehauptung dieser Welt gegenüber dasteht, einzig Gott untertan, und so die Menschwerdung des Menschen zum Ausdruck bringt, die den Menschen erst der großen Wirklichkeit einverleiht.

Denn das Wirkliche ist das Wahre: ich bringe es hier in Gegensatz zu Hegel, dessen Ausspruch über den Staat allein schon beweist, daß er ein Licht dieser Schein-

welt war, und so mußte er ausgeblasen werden von Kierkegaard, dessen Lebenswerk wahrlich von einem Licht durchleuchtet ist, das nicht von dieser Welt ist.

Ich habe schon im Kapitel „Kardinal Newman“ von der großen Wirklichkeit in einer Weise geredet, die erkennen lassen kann, daß mir Religiös-sein, Mensch-sein und somit auch Christ-sein die Bedeutung annimmt eines Auf-dem-Wege-sein, sich der großen Wirklichkeit einzuverleiben. Das geht schon daraus hervor, daß ich das Erreichen dieser Wirklichkeit von dem Gottesverhältnis des Menschen abhängig machte und gleichzeitig darauf hinwies, daß Gott im eminenten Sinne Wirklichkeit ist. Es sagt mir: daß Gott gewissermaßen nur als diese unbedingte Wirklichkeit, als das von ihm Gesetzte, das unbedingt für alle Zeiten gesetzt und also eigentlich einzig lebendes Gesetz ist (weshalb es auch nicht der Verlautbarung als Gesetz bedarf), sich geltend macht. So gesehen muß das völlige Einverwobensein in diese Wirklichkeit, als in das von Gott Gesetzte, auch das wahre Leben oder, kurz gesagt, die Wahrheit sein. So konnte Christus, der den Willen Gottes, des Vaters — also das von Gott, dem Schöpfer, Gesetzte — vollendet lebte, von sich sagen: Ich bin die Wahrheit, ohne daß er sich deshalb mit Gott identifiziert hat, aber nicht ohne daß Gott, der Vater, als der Schöpfer, auf den Menschen, der sein Gesetztes vollendet zur Erfüllung brachte, als auf Seinen vielgeliebten Sohn verweist. So zeigt sich mir wiederum Gott, das Vorbild und der Geist der Wahrheit als die Trinität, die der Glaube setzt, und dem widerspricht nicht, wenn Kierkegaard sagt: „es ist der Vater, der auf den Sohn weist, der Sohn, der auf den Geist weist, und erst dann ist es wiederum der Geist, der zum Sohne führt, und der Sohn, der zum Vater führt.“

Wohl aber ist es immer diese Welt, die dem allen entgegensteht und deren Scheinexistenz schon durch das Wort des Neuen Testaments bezeugt wird: daß, wer ihr Freund ist, Gott — und somit auch dem von Gott Gesetzten: der großen Wirklichkeit — Feind sein wird. Und diese Welt

strebt beständig danach, die Herrschaft über das Erdreich, die Gottesschöpfung ist, gewaltsam auszuüben. Aber die Religiosität des fernen Ostens weiß noch, was der verkirchlichte und sich christlich nennende Westen in seinem Größen- und Fortschrittswahn längst vergessen hat; sie weiß:

„Das Erdreich ordnen wollen mit Gewalt:
es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.

Das Erdreich untersteht einer geistigen Kraft,
der man nicht mit Gewalt beikommen kann.

Es ordnen wollen, bringt es in Unordnung,
es festigen wollen, macht es wanken.“

Das Gehörte macht es noch verständlicher, warum die Aufgabe des religiösen Laien, als eines der Menschwerdung zustrebenden Menschen, sein muß: die Erde vor dem Eindringen dieser Welt zu schützen, wie auch, daß damit zur Wohlfahrt des Menschengeschlechtes am besten beigetragen ist. Es ist doch auch einzusehen, daß mit dem Dasein Gottes, der im eminenten Sinne Wirklichkeit ist, die Lenkung der Schöpfung in Wirklichkeit in Gottes Hand bleiben muß, und daß dies wiederum dafür zeugt, daß Gott die Liebe ist, die nicht zuläßt, daß der Mensch, welcher Gott lebt, noch auch die übrige Natur, als Gottesschöpfung, je von dieser Welt unterjocht wird. Das von Gott Erschaffene muß eben, will es gedeihen, unwiderruflich Gott untertan sein. Und niemand kann Gott ersetzen. Wer Gott lebt, so daß er völlig zum Ausdruck bringt, was Gott will, ersetzt Gott nicht, sondern bringt Ihn zur Geltung. Wer aber, wie diese Welt, Gott ersetzen will, verheert, wie sie, Gottes Werk. Denn alles Göttersetzenwollen ist Vermessenheit.

Ich denke hier an Goethes Gedicht „Der Zauberlehrling“. Man könnte es als eine Allegorie ansehen, die das Verhältnis dieser Welt zu Gott, das immer eine Vermessenheit ist und Verheerung bewirkt, zum Ausdruck bringt. Denn es trifft so recht die Gesinnung, die diese Welt, wenn sie es auch nicht einbekennt, Gott gegenüber bekundet, was der Zauberlehrling in Abwesenheit seines Meisters also ausspricht:

„Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu' ich Wunder auch.“

Und wenn diese Welt verbesserlich wäre, müßte sie längst zur Einsicht gekommen sein, daß mit ihrem Tun, das Gott ersetzen will, indem sie Gott nicht läßt, was Gottes ist, nur Uebles getan ist. Denn die Wunder, die sie in Selbstbehauptung Gott gegenüber getan hat, müssen auch den Menschen dieser Welt, der nicht ganz gott- und geistverlassen ist, immer wieder so mit Schrecken erfüllen, daß er gedrängt wird nach Gott zu rufen wie der Zauberlehrling nach seinem Herrn und Meister: „Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los.“

So mag der Mensch, der durch Erfahrung willfähriger geworden ist, auch einsehen lernen, daß mit äußerlichem Vermögen noch nichts innerlich Machtvolles getan ist, und daß dieses nur zu erringen ist dadurch, daß man dem Geiste untertan wird. Daß darum, wer in Gottes Schöpfung Macht erlangen will, zunächst Gott dem Schöpfer, der Geist ist, untertan sein muß, weil erst dieses Untertansein das innerlich Machtvolle auslöst. Auch hierin ist Christus — aber keine Kirche — mit dem, was er lehrte und lebte, vollendetes Vorbild, das das innerlich Machtvolle in gottesebenbildlicher Herrlichkeit auf Erden dargetan hat. Und somit gehört dieses Machtvolle zur vollendeten Menschwerdung des Menschen.

Im Hinblick auf diese Welt, deren böser Wille beständig darauf aus ist, Gott ersetzen zu wollen, die keine Gewalttat scheut, um sich anzueignen, was Gottes ist, und deren Vermessenheit Tag für Tag auf Erden Verheerungen anrichtet, die den Menschen, dem das Gottesbewußtsein nicht ganz

abhanden gekommen ist, mit Schrecken und Abscheu erfüllen müssen, mag es höchst religiös und somit auch christlich gedacht sein, wenn der Mensch Gott dafür dankt, daß kein menschliches Wesen ihm sein Dasein verdankt — wie Kierkegaard Gott dafür gedankt hat. Aber im Hinblick auf Gottes Schöpfung, in die der Mensch von Gott gestellt ist und die herrlich wie am ersten Tage ist — ferner, wenn ich die Gewißheit in Betracht ziehe, daß Gott, als die Wirklichkeit im eminenten Sinne, die Lenkung seiner Schöpfung in Wirklichkeit nicht aus der Hand läßt, und dies ja dafür zeugt, daß Gott die Liebe ist, — und schließlich im Vertrauen auf die frohe Botschaft des Evangeliums, derzufolge jenen, die an Christus glauben und sich ihrer ursprünglichen Herkunft aus Gott bewußt geworden sind, die Macht gegeben ist, Gottes Kinder zu werden, will mir ein solcher Dank an Gott, religiös und christlich betrachtet, nicht mehr geziemend erscheinen.

Ein Grieche konnte noch sagen: „Ich liebe die Kinder, deshalb will ich keine haben“ und damit das ganze Grauen, das diese Welt in ihm auslöste, aufdecken; ein Grauen, das durch den Anschluß an das Ewige, das „ihm gegeben“ war, nicht so zu beheben war, wie es im Christen, als dem vollendet Religiösen, behoben werden kann und behoben werden soll durch das innerlich Machtvolle, das der Kontakt mit dem Ewigen, das ihm gegeben ist, in ihm auslöst und das ihn befähigt, sich schon auf Erden aus dieser Welt herauszuheben.

Mit Aeüßerungen, wie sie hier angeführt sind, scheint mir darum dem Machtbereich dieser Welt, als einer Scheinexistenz, eine Wirkung eingeräumt, die ihr das Christentum, mit welchem dem Menschen die Macht gegeben ist, ein Kind Gottes zu werden, nicht zugestehen soll, weil der Mensch mit der Kindschaft Gottes, der im eminenten Sinn Wirklichkeit ist, auch dem Bereich dieser Wirklichkeit angehört. Freilich dadurch, daß die Kirche auch als die berufene Vertreterin des Reiches Gottes auf Erden auftritt, wiewohl sie in

ihrer offiziellen Eigenschaft ein Wirken entfaltet, das von dieser Welt ist, erfährt der Machtbereich dieser Welt wiederum einen Zuwachs, der den Menschen in Versuchung bringt, dem ganzen Erdendasein die Beschaffenheit dieser Welt anhängig zu machen. Eine solche Auffassung aber wäre wider das von jeher Geistige und Religiöse, und so auch wider das wahre Christliche, das zu betätigen die offizielle Kirche freilich nie imstande ist, weshalb ihr auch versagt bleibt, existenziell darzutun, daß das Erreichen der großen Wirklichkeit, zu dem die erlangte Gotteskindschaft befähigen muß, den Menschen — geistig gesehen — dem Machtbereich dieser Welt entzieht.

Wo die Kirche, die sich die Kirche Christi nennt, offizielle Geltung erlangt hat, ist das Evangelium als die Botschaft, die der Innerlichkeit Geltung verschaffen soll, tatsächlich nicht zur Geltung gekommen; dafür umsomehr diese Welt. Es ist ja längst offenkundig, daß innerhalb der geographischen Christenheit diese Welt mit ihrer Machtgier und ihrem Fortschrittswahn sich mehr als anderswo durchsetzen konnte. Und je mehr ein sogenannter christlicher Staat zu Macht kommt, umsomehr geht sein ganzes Tun und Trachten wider die Lehre Christi, wiewohl er ihr als „Staatsreligion“ Polizeischutz gewährt.

Da ich das alles wahrgenommen habe und noch glaube, werde ich nicht nur nicht mehr mittun, sondern ich werde auch glauben, daß katastrophale Veränderungen innerhalb des Bereiches einer so verseuchten Christenheit eintreten müssen (zumal ich ja glaube, daß ein Glaube, der solches zu glauben lehrt, der wahre ist). Es wird mir nicht mehr in den Sinn kommen, mich einer offiziellen Kirche unterwerfen zu können, noch weniger, es zu müssen; ja, ich werde eine solche Kirche umso weniger vermissen, je mehr das wahre Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse von mir Besitz nimmt. So werde ich wohl feststehen können, auch wenn ich allein stehe, jedenfalls wird mir davor nicht bange sein. Denn mein Denken wird in solcher Weise

geordnet sein, wie es von meinem Innern ausgelöst und gesetzt ist. Und ich werde das so Gesetzte für logischer halten müssen als alles, was angelernte Logik an Denken aufzubringen imstande ist. Denn ich werde unter „logischem Denken“ immer ein gesetzliches Denken verstehen, ein Denken, das von innerer Gesetzlichkeit ausgelöst ist, und demnach dürfte ich sogar schließen, daß der verinnerlichteste Mensch auch der strengste logische Denker ist.

Mit Gesetzlichkeit in absolutem Sinn, die sich der Mensch nur durch Verinnerlichung erschließt, hat aber zweifellos auch der Ausdruck „Logos“ in der griechischen Urschrift des Johannesevangeliums zu tun, dessen Eingang gleichsam in einem Auszug die ganze Bedeutung der Sendung Christi uns vergegenwärtigt, und ich glaube, daß es nicht verfehlt ist, aus ihm herauszuhören, daß Christus als der Erfüller des von jeher waltenden Gesetzes anzusehen ist. Die deutsche Uebersetzung hat allgemein für „Logos“ die Bezeichnung „das Wort“ gesetzt, und es ist gewiß eminent zutreffend, zu sagen: „Im Anfang war das Wort“, insofern damit ausgedrückt sein soll, daß die Schöpfung dadurch wurde, daß Gott sprach. Aber daß in der Urschrift der Ausdruck „Logos“ gebraucht ist, scheint mir als besondere Absicht das Bedürfnis nach Verdeutlichung in sich zu tragen, was es heißt: Gott sprach. Wenn ein gewöhnlicher Vorgesetzter etwas anordnet, ist es Vorschrift; ist der Anordnende Befehlshaber einer Armee, oder sonstwie Gebieter, ist sein Anordnen Befehl oder Menschengesetz; wenn aber Gott, der in eminentem Sinn Wirklichkeit ist, anordnet, ist es in eminentem Sinn Gesetz, das nicht erst der Verlautbarung als Gesetz bedarf. Das scheint mir der Ausdruck Logos hervorheben zu wollen.

Und so ist es nicht wider, sondern verdeutlicht nur den biblischen Glauben — demzufolge alles dadurch gemacht worden ist, daß Gott sprach —, wenn ich anstatt der Bezeichnung „das Wort“ das Gesetz setze, so daß der folgende Text des Introitus zum Johannesevangelium, der in

seinen Ergänzungen und kleinen Veränderungen meinem Glauben wie meinem Verstehen angepaßt ist, nun also lautet: „Im Anfang war das Gesetz und das Gesetz war bei Gott und Gott machte sich geltend als das waltende Gesetz. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch von Gott gesandt. Er kam, um Zeugnis abzulegen, Zeugnis für das Licht, auf daß alle durch ihn gläubig würden. Er war nicht das Licht, er hatte nur Zeugnis zu geben für das Licht. Das wahrhafte Licht, das alle Menschen erleuchtet, war der, der kommen sollte. Und er war auf Erden und das Erdendasein ist durch ihn erhellt worden, und diese Welt bekannte sich nicht zu ihm. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen, die zu vertreten hatten, was er war, nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, nämlich jenen, die an seine Sendung glauben und in deren Leben nicht die Abstammung, noch die Fleischeslust, noch eines Herrschers Willen, sondern ihr Herkommen aus Gott führend ist. Und das Gesetz ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, dem Sohne eingeboren vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

Das ist der Kern der frohen Botschaft, die uns von Christus und seinem Verhältnis zu Gott und den Menschen wie zu dieser Welt berichtet. Johannes, der Lieblingsjünger Christi, der den Bericht in hohem Alter geschrieben haben soll, identifiziert in ihm Christus mit dem Gesetz, als dem von jeher von Gott Gesetzten, das Christus vollendet gelebt hat, und welches den, der es vollendet lebt, verherrlicht, da durch ihn mit der vollendeten Erfüllung des von Gott Gesetzten auch die Herrlichkeit Gottes, des Schöpfers — als ihm, dem Werke, eingeboren gleich dem Sohne vom Vater — zum Ausdruck gebracht wird.

Seither hat sich nichts geändert. Noch immer ist einzig Gesetz das Gesetz, das im Anfang und bei Gott war, und Gott macht sich noch immer geltend als das waltende Gesetz, in dem das Leben ist; und dieses Leben ist das Licht der Menschen, das der Finsternis feind ist. Diese Welt aber hat es noch immer nicht begriffen und wird es nie begreifen. Und ob Christus, der als der Erfüller des Gesetzes das Licht war, auch auf Erden war, und diese Welt sich christlich nennt, bekennt sie sich, ihren Werken nach, doch so wenig wie je zu ihm. Und die „Seinen“, die ihn und mit ihm das Reich Gottes offiziell vertreten wollen, nähmen ihn, wenn er käme, auch heute nicht auf; weil das Offizielle der Dunkelheit bedarf, um seinem Licht, das von dieser Welt ist, die Leuchtkraft zu erhalten. Aber wieviele Lichter diese Welt auch anzündet, sie erhellt damit nur, daß es Nacht ist in ihr; und wie viele Satzungen sie auch aufstellt: das Gesetz, in dem das Leben ist, das das Licht ist, bewirkt noch immer, daß sie alle dahinschwinden, wie künstliches Licht hinschwindet, wenn es tagt. Und immer wieder wird es tagen auf Erden, wo „Gnade und Wahrheit“, die mit der Lehre und dem Leben Christi für alle Zeiten gegeben sind, den Menschen dem Gesetz — als dem von jeher von Gott Gesetzten — erschließen, das heißt: wo immer der Mensch in Wahrheit Mensch wird.

Varens, Ende Jänner bis Anfangs August 1923.

MITTEILUNGEN

ZU DALLAGOS NEWMAN-AUFSATZ

äußert sich im „Gral“ (Heft 11, 17. Jg., August 1923) der bekannte Newmanforscher E. Przywara S. J. in einer Zuschrift an den Herausgeber F. Muckermann S. J. wie folgt:

Sehr verehrter Herr Pater! — Sie fragten an, was vom Standpunkte der Newmanforschung aus zu Carl Dallagos längerer Studie „Kardinal Newman“ im Spätherbstband der siebten Folge des „Brenner“ zu sagen sei. Ich muß gestehen, daß ich großen Respekt empfand für die ehrliche Gedankenarbeit des Verfassers. Er hat wirklich gerungen mit seinem Gegner. Daß sein Newmanbild schließlich nicht der Wirklichkeit entspricht, hätte kaum einer so tief verstanden wie Newman selbst, der in seiner berühmten „Present Position of Catholics in England“ gerade die unheimliche Wirkung der „first principles“, der persönlichen Ureinsetzung, uns aufdeckte. Dallago scheint wohl kein Organ zu haben für das wesenschristliche „opus operatum“ der Fortdauer und des Fortwirkens Christi in der Kirche; er verpsychologisiert es darum in die sichtbare Fortdauer des „Beispiels“ und stellt es so unter die Autonomie des einsam grübelnden Ich. Aber auch so hat er seltsam wenig Sinn für die religiöse Erkenntnisbedeutung der Anomalien, der Widersprüche, der „Aergernisse“, als eines Medium, darin gerade der „Unbegreifliche Gott“ sichtbar wird. Hätte er diesen Sinn schon für die reine Welt der Natur und Menschheit, so könnten ihm auch die sog. „Skandale“ der Kirche keine Schwierigkeiten machen — vorausgesetzt, daß er den Mut hätte, die Kirche einmal als Wirklichkeit, als selbständige Wirklichkeit anzusehen und nicht als Elongatur religiösen Erlebens. Doch so versperrt er sich von vornherein jede Möglichkeit des Eindringens in den Wesenskern Newmans. Dieser Wesenskern ist eben gerade diese grundlegende Einsicht: Die Kirche als wahre, ichunabhängige Wirklichkeit, als verhüllte Wirklichkeit Christi, als Wirklichkeit Christi, in dessen Antlitz Gott aufleuchtet und gerade in den Menschlichkeiten und Allzumenschlichkeiten dieser Kirche aufleuchtet als der „Unbegreifliche“. So aber kommt Carl Dallago leider zu dem recht billigen

Typus des in der Kirche „einsamen“ Newman, des ewigen Tragikers. Freilich fällt er hier auch dem Newmanbild Matth. Laros', auf das er sich stützt, zum Opfer. Ausführlich übernimmt er die „rassenpsychologische“ Legende von der Kreuzung von Semitentum und Calvinertum. In Wahrheit ist ja die jüdische Abstammung eine Erfindung Barrys und längst von ihm widerrufen. Von kalvinischem Einfluß kann ebenfalls so keine Rede sein, wie das Oratorium von Birmingham in seiner letzten Newmanbriefpublikation „Correspondence . . with Keble“ (London 1917) festgestellt hat. Für die darauf aufbauende falsche Deutung der „ersten Bekehrung“ darf ich wohl auf meinen letzten Artikel in den „Stimmen der Zeit“ hinweisen (Juniheft). Endlich ist auch die Erzählung von dem „I can meet my end alone“ unrichtig. Newman hat nicht in schmerzlichem Einsiedlertum seine Mitbrüder von seinem Sterbelager fortgeschickt. Es wachte ein Pater an seinem Lager. Als eine Andacht in der Kirche stattfand, sagte Newman ihm freundlich, er möge sich nicht abhalten lassen, der Andacht beizuwohnen. Kurz nachdem der Pater gegangen war, starb Newman. Was aber das ganze sog. „Einsiedlertum“ Newmans betrifft, so ist sicher wahr, daß der Konflikt mit Manning dem großen Kardinal schwere Stunden bereitet hat. Trotzdem stammen aus derselben Zeit sowohl eine Reihe der lebenswürdigsten, ja humorvollen Freundesbriefe und Tagebucheintragungen und Äußerungen der innigsten Liebe zur Kirche. Das war gerade die Größe Newmans, daß er die Gefahr der „Tragik“ überwand. Er hatte eben, wie der ihm sehr nahestehende Dean Church sich ausdrückte, die seltene Tugend der „Natürlichkeit“ (naturalness) und „Einfachheit“ (simplicity), der jede Pose des Tragischen einfach unerträglich ist. Was endlich den „Liberalismus“ Newmans betrifft, den Dallago bei ihm sieht, weil Newman das Prinzip des „Fortschritts“ betonte, statt des, wie Dallago meint, im Religiösen liegenden Prinzips der Rückkehr zum Alten, so fehlt eben Dallago auch hier die Einstellung für das „Wachstum des Leibes Christi“, dem Newman in seinem „Development“ klassischen Ausdruck gab. Darf ich es mit einem kurzen Wort sagen, wo das, eine wahre Newmanbeurteilung versperrende „first principle“ Dallagos liegt? Es ist die Einseitigkeit seiner Gewissenseinstellung. Für Dallago ist „Gewissen“ ein transzendental-idealistischer Begriff, nicht hinausgerichtet ins Objektive, sondern hineingebannt ins Subjektive. Für Newman aber ist „Gewissen“ wesentlich auf das Transzendente gerichtet, ist der

Stachel, der den Menschen aus sich heraus treibt und hinein in die Arme des selbstwirklichen Gottes. Weil „Gott“, nicht „Gewissen“, das letzte Grundwort Newmans ist, darum hat er auch gar keine Schwierigkeit, Gott zu sehen im „Antlitz Jesu Christi, dessen Leib die Kirche ist“. Er beugt sich der außersubjektiven Wirklichkeit, auch und gerade der unbegreiflichen Wirklichkeit, weil sein „Gewissen“ in ungeschmälerter Gesundheit eben „hinaus“-weist, hinaus in eine Wirklichkeit, die nicht Geschöpf des Erkennenden ist. Darum lehrt auch Newman, daß das „Gewissen“ ergänzt, vervollkommenet, ja geradezu „ersetzt“ werde durch die Kirche (vergleiche meine „Einführung in Newmans Wesen usw.“ 83). Das klingt wie paradox, ist aber nur Folge des echt englischen Wirklichkeitssinnes Newmans, für den das subjektive Medium (das „Gewissen“) vor dem objektiven Erkenntnisgegenstand (Gott) verschwindet, wie der gesunde Mensch nicht sein „Auge“ sieht, sondern die „Welt“! — Trotz seines „first principle“ möchte ich aber bei dem ehrlichen Wahrheitsringen Dallagos meinen: wäre ihm der wirkliche Newman, nicht der Newman der Legende, entgegengetreten, der Newman der Briefsammlungen, — Dallago hätte seinen „Kardinal Newman“ ganz anders geschrieben.

Ihr Erich Przywara. 27.

.

VON KIERKEGAARDS TAGEBÜCHERN

denen in Deutschland, in der Schweiz und auch im übrigen Ausland eingehende Besprechungen gewidmet werden, hat in Oesterreich bis jetzt ein einziges, abseitiges Provinzblatt Notiz genommen. In den „Freien Stimmen“ (Klagenfurt) ist die folgende Würdigung der Autobiographie Kierkegards von Dr. E. Lorenz erschienen:

„Eine spätere Zeit, die sich einmal die Mühe nehmen wird, das seelische Gefüge der geistigen Mannigfaltigkeit zu erforschen, in die das Menschentum Europas seit mehr als hundert Jahren versenkt ist — es wird eine lust- und qualvolle Arbeit zugleich sein — wird vermutlich finden, daß die besten Geister dieser Periode damit beschäftigt waren, den Sitz und die Ursache einer Krankheit zu suchen, an der die Menschheit gelitten hat. Sie wird finden, daß das meiste, was wir — und dieses Wir ist ein schmerzvolles Bekenntnis

— als Zeichen unserer Gesundheit selbsterkannten Verfallssymptomen entgegenstellten, ein Teil des Verfalles selber war. Sie wird nach den Sehenden dieser Zeit fragen und einen Thron errichten für den, der die vox clamantis war in der menschen erfüllten Wüste einer gottverlassenen Zeit. Und wenn dann die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts revidiert sein wird und viele das wissen werden, was heute nur erst wenigen bekannt ist, daß nämlich die geistig-religiöse Wesenheit jenes — und wohl noch dieses Jahrhunderts — durch Kierkegaard vorgestellt wird, so mag das für manche wiederum Anlaß zu erneuter Versuchung im Geistlichen werden: nicht etwa aus jenem Aeußerlichen heraus, daß aus einer Ecke Europas, in der sonst keine Entscheidungen geschlagen wurden, der Prophet des Jahrhunderts erstand — man wird den Unterschied zwischen Bethlehem und Antiochia bis dahin wieder verstehen gelernt haben —, sondern um des Glaubens an die menschliche Freiheit willen, der uns erschüttert dünken könnte, wenn wir sehen, wie in Kierkegaards Lebenswerk die Akten geschlossen waren über dieses Europa und seine „christliche Welt“, ehe der Prozeß der Selbstvernichtung in sichtbare Erscheinung trat. Denn das ist das Furchtbare: daß die Freiheit das Böse wählt, wie um ihre Freiheit bezeugen zu müssen, und es so zielsicher wählt, als wäre sie nicht frei. Hier bleibt nur dieses übrig: entweder dieses ganze qualvolle Erbe aufzugeben und auf einer verlorenen Insel im Weltenraum die Geschichte der Menschheit neu beginnen zu wollen, einer neuen Offenbarung von Anbeginn entgegensehend, wenn dieses nicht eben ein Unding wäre, da der Anbeginn, nicht durch unseren Willen gesetzt, hinter uns liegt und es Gott zwingen hieße, noch einmal anzufangen — oder an die Gnade zu glauben und auf die Gnade zu hoffen, die dem einzelnen (der nicht der Vereinzelte ist) zuteil wird aus der Hand des Geheimnisses. Es ist ein Ringen sondergleichen im Lebenswerk des Kierkegaard. Kein Ringen mit den formalen Denkmitteln, die er beherrschte wie niemand im weiten Umkreise der Jahrhunderte. Ein Ringen vielmehr zwischen Licht und Dunkel, Seligkeit und Verzweiflung, Geist und Natur, Aesthetik und Ethik, Ethik und Religion, das um so erschütternder wirkt, wenn man vergleicht, wie leicht es sich alle Schreibenden von heute in Hinsicht auf die letzten Entscheidungen machen. Damit verglichen ist sogar ein „Emanuel Quint“ oder gar ein „Ketzer von Soana“ ästhetisches Spiel, dessen Figuren nicht auf jeden Fall davor bewahrt erscheinen, morgen die Rollen und die Ueberzeugungen zu vertauschen und nie-

mand merkt etwas als eine neue Sensation. Kierkegaards Lebenswerk liegt nur erst zum Teil in deutscher Sprache vor. „Entweder — oder“, „Furcht und Zittern“, „Stadien auf dem Lebensweg“, „Philosophische Brocken“ und manches andere ist bereits seit Jahren bekannt. Unausgeschöpft waren bis jetzt die Tagebuchaufzeichnungen, die in der dänischen Ausgabe allein neunzehn Bände ausmachen. Die verantwortungsvolle Arbeit dieser Auswahl ist Theodor Haecker zu danken, dessen Name einer größeren Öffentlichkeit nur aus dem Grunde unbekannt ist, weil alle die Schreibenden, die nur zu reden wissen, über jene schweigen, die etwas zu sagen haben. (Ganz so, wie man auch den „Brenner“ nicht kennt, die infolge eines *lusus naturae* in Innsbruck erscheinende Zeitschrift, deren vornehmster Mitarbeiter eben gerade Haecker ist.) Wir blicken durch diese Tagebücher hinein in die Werkstatt eines Lebens im Geiste, von dem, da es nun offener daliegt als bisher, nur zu hoffen ist, daß es vor dem Zugriff der Nur-Philosophen bewahrt bleiben möge, nicht sosehr um seinet-, sondern um unseretwillen. Wir werden Zeugen einer Tragik, die ja sicher dem Geiste in seiner Zeitlichkeit überhaupt eigen ist, hier aber sich zu Formen steigert, die nur zwei Auswege übrig lassen: zurück in die Verstrickungen der Welt oder, ausfluchtloses Denken zu Ende denkend, hinein in den Glauben. (Das hieß für Kierkegaard nicht: in die Kirche, die er verließ.) Wo wäre dieses tiefer geöffnet als in jener Stelle, die sich mir beim Durchblättern des Buches ungesucht als erste auftat: „Dann gehe längs dem Strande und laß des Meeres Bewegung der Gedanken Unstimmigkeit begleiten — aber steh nicht still, entdecke nicht die Einförmigkeit, bloß daß du eine halbe Stunde sie gehört hast: so ist es schon schwer, von ihrer Beschwörung sich loszureißen. Sitz im Boote, laß des Wassers Glucksen verwirrend sich mischen in des Denkens Festhalten an einem einzigen Gedanken, so daß das Glucksen bald gehört wird, bald nicht — aber laß nicht das Auge in des Wassers Bewegung sich verlieben, bloß daß du eine halbe Sekunde seiner Einförmigkeit dich hingibst, so ist die Naturüberredung fast wie ein Gelübde für ewig“. Wir spüren hier freilich einen Widerstand. Denn das will ja keine Regel bloß für Kierkegaards Leben sein, so wie sich etwa der eine zur Gewohnheit macht, früh aufzustehen, und der andere später. Wir wollen uns die Unmittelbarkeit, die wir in der Natur sichtbar und wer weiß wie tief hinein in das Innere spürbar vor Augen haben, nicht wegnehmen lassen. Aber gerade hier würde Kierkegaard bestreiten, daß dies die wahre

Unmittelbarkeit ist. Und es wäre verfehlt, ihm die Fähigkeit zum Erleben dieses Stückes der Schöpfung abzusprechen, das für uns die Schöpfung schlechthin vorstellt. Er erlebt sie tiefer als jene, die in ihr alles sehen. (Man vergleiche die unvergleichliche, d. h. nur mit Kierkegaard selbst vergleichliche Schilderung des „Achtwegewinkels“ in den „Stadten auf dem Lebensweg“.) Aber am Rande dieser Schönheit und in der Tiefe unter ihr und in der Höhe, die sich über ihr ins Unendliche dehnt, beginnen die Rätsel und die Entscheidungen, auf die es in Wahrheit ankommt. Unmittelbar ist nur das Gebot, diese Entscheidung zu vollziehen, das an jeden von uns ergeht. Dem Herausgeber und dem Verlage sei herzlicher Dank gesagt für die — ich weiß nicht wie lange, aber auch das wird ein Maßstab für die Zeit sein — sonst unbedankte Mühe, die er sich um Kierkegaard gibt. Es mag anderswo viel laute Musik um die Tätigkeit eines Verlages gemacht werden. Aber hier ist eines der unhörbaren Räder, um die sich die Zeit dreht.“

•

Haeckers „Satire und Polemik“ und Ebners Buch „Das Wort und die geistigen Realitäten“ bilden den Gegenstand einer „christlichen Zeitbetrachtung“, die Prof. Hans Ehrenberg (Heidelberg) unter dem Titel „Ueber Sprachtheorie und Sprachpraxis“ in Nr. 4/5 (5. Jahrg.) der Zeitschrift „Neuwerk“ (Neuwerk-Verlag, Schlüchtern) veröffentlicht hat.

•

DAS NEUE REICH

(Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft, Herausgeber Dr. Josef Eberle, Wien) hat in Nr. 26 vom 31. März d. J. unter dem Titel „Die Verantwortung der großen Weltpolitiker vor dem Christentum. Nachdenkliches zum Ruhrkonflikt. Von Theodor Haecker“ einen Artikel veröffentlicht, der — auf der ersten Umschlagsseite unter dem Anschein eines Originalbeitrags, in einer redaktionellen Kopfnote des Innenteils jedoch als ein Abschnitt aus dem im Brenner-Verlag, Innsbruck, erschienenen Buch „Satire und Polemik“ des „bekannten Konvertiten und Newman-Uebersetzers“ ausgewiesen — sich in Wahrheit

als ein verstümmelter Nachdruck des in dem genannten Buch enthaltenen Nachtrags zu „Versailles“ herausstellt. Da die Veröffentlichung an dieser Stelle, in dieser Form und unter so verändertem Titel bei Lesern, die den Haecker'schen Originalaufsatz und im besonderen jene letztverbindliche Fassung kennen, die im „Brenner“ (Siebte Folge, Band I) erschienen war, Verwunderung erregt und zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat, sehen wir uns zu der Erklärung genötigt, bezw. ermächtigt, daß die Veröffentlichung des „Neuen Reich“, von der wir erst zwei Monate nach Erscheinen Kenntnis erhielten, ohne Wissen und Zustimmung des Verlags, wie auch ohne Wissen und Zustimmung Theodor Haeckers erfolgt ist.

Eine Richtigstellung im Sinne vorstehender Erklärung, die außerdem die richtige Lesart des verstümmelten Textes wiederherstellen sollte, wurde vom Herausgeber des „Neuen Reich“ mit der Begründung abgelehnt, daß sie in dieser Form nicht dem Gesetz entspreche. Statt ihrer erschien (in Nr. 41 des N. R.) eine „Mitteilung der Redaktion“, die sich den Anschein der von uns gewünschten Berichtigung gab, im wesentlichen aber sich darauf beschränkte, daß sie eine unzweideutige Verletzung der Autor- und Verlagsrechte, wie sie in diesem Falle vorlag, schlichtweg in ein publizistisches Entgegenkommen umdeutete und „auf Wunsch von Verlag und Autor“ sich zu einigen Feststellungen bequemte, die zwar dem Rechtfertigungs-, bezw. dem juristischen Salvierungsbedürfnis des „Neuen Reich“ genügen konnten, nicht aber dem Rechtsanspruch von Autor und Verlag. Gleichwohl erklärten diese, von einer weiteren Verfolgung der Angelegenheit unter der Bedingung Abstand zu nehmen, daß das „Neue Reich“ den urheberrechtlichen Entschädigungsanspruch nach eigenem Ermessen zugunsten einer wohlthätigen Unternehmung liquidiere. Als solche schien uns eine Sammlung bemerkenswert, die das führende Tagblatt der Katholiken Oesterreichs, die christlich-soziale „Reichspost“ in Wien, für einen armen, dem Erblinden nahen Partelmann eingeleitet hatte, und zwar mit so beschämend geringem Erfolg, daß das laufende Ergebnis dieser Sammlung als Illustration zu dem gepriesenen Erfolg des Wiener Katholikentags (zu dem die „Reichspost“ bekanntlich eine Festnummer beige-steuert hat, die durch die großmütige Subventionierung ihres Annoncentells seitens der jüdischen Großbanken Aufsehen erregte), nicht ohne Eindruck auf ein christliches Gewissen bleiben konnte.

Wir stellen fest, daß das „Neue Reich“ — auf diese passende Gelegenheit aufmerksam gemacht — der Redaktion der „Reichspost“ für den genannten Zweck einen Betrag von K 75.000 überwiesen und so die Angelegenheit im Sinne unserer Anregung bereinigt hat.

Brenner-Verlag.

•

FÜR GEORG TRAKLS GRAB

sind folgende Beträge eingegangen: F. S., Innsbruck, K 10.000; Ing. E. M., Wien, K 75.000; Jos. L., Innsbruck, K 50.000 und Mk. 4050; Carl Stein, Wien, K 100.000; Dr. Adamitsch, Elbiswald, K 30.000; Dr. Adolf Deutsch, Wiener-Neustadt, K 30.000; Dr. Josef Wenter, München, K 30.000; Dr. Hans Limbach, Zuoz, Schw. Fr. 10; Gablitzer Sammlung K 100.000; E. K., Schwaz, K 100.000; Alois Jungmair u. Franz Bruckbauer, Salzburg, Jos. Steinpatz, Hallein, zus. K 20.000; M. E., Innsbruck, K 100.000; J. Z., Ollersbach, K 20.000; Alois Essigmann, Wien, K 5000; Ludwig Feldbauer, Innsbruck, K 10.000; Karl Kraus, Wien (aus dem Ertrag des Nestroy-Zyklus) K 300.000; med. Walter Ekhart, Wien, K 26.600; Dr. R. Strohal, Bregenz, K 10.000; Kurt Wolff, Verlag, München K 100.000; Robert Michel, Wien, K 50.000; Ob.-Ing. L. N., Innsbruck, K 75.000; Realschule Wien X, K 240.000; Dr. Ernst Israel, Berlin, Mk. 5050; Schulz u. Hausner durch A. Jungmair, Salzburg, K 12.000; Th. G., Prössels am Schlern, Lire 18.40; Dr. Recha Stöbl, Graz (im Namen des verstorbenen Dr. Friedrich Szekely), K 50.000; Karl Mathias Gröbl, Hallein, K 10.000; Ing. S. Staudinger, Graz, K 10.000; Frau Dr. K. B. Heinrich-Ritschard, Pasing, Mk. 300.000; Willy Lind ebner, Innsbruck, K 10.000; Prof. Ernst Haerle, Zürich, Schw. Fr. 10; Herbert Williger, Prien, Mk. 3000; Dr. Georg Chr. Kulka, Wien, K 100.000; R. W., St. Pölten, K 50.000; Sammlung der Buchhandlung Eichholz u. Schönfeld (Die Bücherkiste), München, Mk. 10.000; Max Stefl, München, K 15.000; M. W., Wien, K 18.650; Ph. Mag. K. Puszkailer, Vsetin, K 200.000; Dr. K. B. H., Pasing, Mk. 100.000; Theodor Däubler, Athen, Mk. 5000; M. D., Wien, K 100.000; Anthropos-Verlag, Prien, Mk. 20.000; Hans Ziegler, Linz, K 20.000; Hans Jaeger, München, Mk. 200.000; E. B., Wien, K 200.000; Dr. P. B., Plantoengan (Java), Holl. G. 5; Dr. E. Mahrholdt, Innsbruck, K 10.000; Sammlung E. B.: U., K. 200.000, F. H., K 100.000, G. K., K 200.000, F. Sch., K 200.000, P. St., K 200.000, A. Th., K 100.000.

Zusammen: K 3,287.250, Mk. 647.100, Schw. Fr. 20.—, Lire 18.40, Holl. G. 5. Da die ausländischen Geldbeträge zum jeweils geltenden Tageskurs eingewechselt wurden, ergibt sich ein Gesamtbetrag von öst. K 5,075.950.

Den Spendern sei an dieser Stelle herzlichst gedankt. Etwa noch einlaufende Spenden werden in der nächsten Brenner-Folge ausgewiesen, woselbst auch über die Durchführung der Aktion berichtet werden wird.

*

Unter der Chiffre „Karl Kraus“ sind dem Herausgeber weitere Beträge von insgesamt K 5,290.000 zugegangen, die im Sinne der Widmung und im Einvernehmen mit dem Spender, der ungenannt sein will, zur Unterstützung Notleidender verwendet wurden.

*

Die achte Folge des „Brenner“ umfaßt nur diesen einen Band. Er hätte Mitte Oktober herauskommen sollen. Unvorhergesehene Umstände verzögerten indes die Drucklegung und verhinderten die Herausgabe zu dem genannten Termin. Das hat nun leider zur Folge, daß gewisse Andeutungen, die in Haeckers Notizen enthalten sind, durch die Ereignisse der jüngsten Zeit überholt und so, dem äußeren Aspekt nach, nicht mehr aktuell erscheinen. Da sich aber so in einem hin herausstellt, daß des Autors Voraussicht, noch ehe die Oeffentlichkeit von ihr Notiz nehmen konnte, auch schon eine Beglaubigung durch das Zeitgeschehen erfahren hat, die den Reiz der Aktualität im vollen Doppelsinn des Zeitworts „aufhebt“, dürfte ein Appell an die Nachsicht des Lesers sich erübrigen.

Bei diesem Anlaß sei neuerlich vermerkt, daß sich der „Brenner“ an keinen bestimmten Erscheinungstermin binden kann. Die Ungunst der Verhältnisse — besonders jetzt in Deutschland, seinem Hauptabsatzgebiet — bringt es mit sich, daß der „Brenner“ voraussichtlich auch im nächsten Jahr nur in einem einzigen Band wird erscheinen können. Umso zuversichtlicher darf erwartet werden, daß seine alten Freunde, die seinen Bestand bisher gesichert haben, ihm treu bleiben und ihm, wo immer möglich, neue Freunde zuführen.

Sören Kierkegaard
DIE TAGEBÜCHER

In zwei Bänden

ausgewählt und übersetzt von *Theodor Haecker*

Bd. I: 1834—1848; Bd. II: 1849—1855

*

Keines der Hauptwerke Kierkegaards vermöchte uns einen ähnlichen Einblick in die Abgründe seiner Seele zu geben wie diese Tagebücher . . . Die Übersetzung macht den Eindruck der Vollkommenheit. Die Auswahl ist so zielbewußt und glücklich getroffen, daß ich bezweifle, ob das äußerst umfangreiche und wenig geordnete Original denselben Eindruck zu erwecken vermöchte.

(*Neue Züricher Zeitung*)

Jeder Band im Umfang von ca. 450 S. geh. 4.50, geb. 6.—.
(Schlüsselzahl für Oesterreich 12.000.)

F. L. Graf zu Stolberg
ODEN UND LIEDER

Ausgewählt und herausgegeben von *Theodor Haecker*

*

Hier wird dem deutschen Volk ein Dichter in Erinnerung gebracht, dessen klassisch bewegte, von vaterländischem Geist beschwingte Poesie einen Machtausdruck christlich erbauten Wesens darstellt, wie er inniger und erhabener zugleich sich deutschem Wesen nicht mehr eingeprägt hat.

80 S., Gdz. 1.— (Schlüsselzahl für Oesterreich 12.000.)

Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

Neunte Folge
1925

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

•

Printed in Germany

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

NEUNTE FOLGE / HERBST 1925



I N H A L T

Gertrud von le Fort: Hymnen

Zur Glaubensfrage
(Brief an Carl Dallago von einem Juden)

Francis Thompson: Orient-Ode

Franz Janowitz: Des Regiment des Teufels

Daniel Saller: Indikativ und Konjunktiv
oder Kunz von der Rosen

Friedrich Punt: Betrachtung

Josef Leitgeb: Südliche Ostern

Anton Santer: Bruchstücke
(Handhabung des täglichen Todes / Übungsbeispiele
für Anfänger / Statt einer Kritik)

Anton Santer: Apostrophen
(Einem stummen Freunde / Die Erzieher / Der Himmel / Bildnis
der Eifersucht / Verhüllte Häupter / Die Dichter / Gezeiten)

Carl Dallago: O diese Welt!

Mitteilungen:
Die Heimführung Georg Trakls / Hans Limbach †
Aufruf zur Subskription auf den Nachlaß
von Franz Janowitz

*

BRENNER - VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

NEUNTE FOLGE / HERBST 1925



BRENNER - VERLAG / INNSBRUCK

I N H A L T

	Seite
<i>Gertrud von le Fort</i> : Hymnen	3
Zur Glaubensfrage (Brief an Carl Dallago von einem Juden)	6
<i>Francis Thompson</i> : Orient-Ode	59
<i>Franz Janowitz</i> : Das Reglement des Teufels . .	67
<i>Daniel Sailer</i> : Indikativ und Konjunktiv oder Kunz von der Rosen	77
<i>Friedrich Punt</i> : Betrachtung	125
<i>Josef Leitgeb</i> : Südliche Ostern	127
<i>Anton Santer</i> : Bruchstücke (Handhabung des täglichen Todes / Übungsbeispiele für An- fänger / Statt einer Kritik)	131
<i>Anton Santer</i> : Apostrophen (Einem stummen Freunde / Die Erzieher / Der Himmel / Bildnis der Eifersucht / Verhüllte Häupter / Die Dichter / Gezeiten)	164
<i>Carl Dallago</i> : O diese Welt!	172
Mitteilungen (Die Heimführung Georg Trakls / Hans Limbach †)	280

GERTRUD VON LE FORT HYMNEN

Wer errettet meine Seele vor den Worten der Menschen?

Sie tönen aus der Ferne wie Posaunen, aber wenn sie nahe kommen, tragen sie nur Schellen.

Sie drängen sich hervor mit Fahnen und Wimpeln, aber wenn der Wind aufsteht, zerflattert ihr Gepränge.

Höret ihr Lauten und Vermeß'nen, ihr Wetterflücht'gen des Geistes und ihr Kinder eurer Willkür:

Wir sind verdurstet bei euren Quellen, wir sind verhungert bei eurer Speise, wir sind blind geworden bei euren Lampen!

Ihr seid wie eine Straße, die nie ankommt, ihr seid wie lauter kleine Schritte um euch selber!

Ihr seid wie ein treibendes Gewässer, immer ist in eurem Munde euer eig'nes Rauschen!

Ihr seid heute eurer Wahrheit Wiege und morgen seid ihr auch ihr Grab!

Wehe euch, die ihr uns mit Händen greiftet: eine Seele kann man nur mit Gott fangen!

Wehe euch, die ihr uns mit Bechern tränket: einer Seele soll man die Ewigkeit geben!

Wehe, die ihr euer eitles Herz lehrt!

Ein Priester am Altar hat kein Antlitz, und die Arme, die den Herrn erheben, sind ohne Schmuck noch Staub,

Denn wen Gott reden heißt, den heißt er schweigen, und wen sein Geist entzündet, der erlischt.

Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie
in ein nackendes Schwert!
Mitten durch meinen Verstand ging seine Schärfe,
mitten durch die Leuchte meiner Erkenntnis!
Nie wieder werde ich wandeln unter dem Stern
meiner Augen und am Stabe meiner Kraft!
Du hast meine Ufer weggerissen und hast Gewalt
angetan der Erde zu meinen Füßen!
Meine Schiffe treiben im Meer: alle meine Anker
hast du gelichtet!
Die Ketten meiner Gedanken sind zerbrochen, sie
hängen wie Wildnis im Abgrund.
Ich irre wie ein Vogel um meines Vaters Haus, ob
ein Spalt ist, der dein fremdes Licht einläßt,
Aber es ist keiner auf Erden, außer der Wunde in
meinem Geist —
Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie
in ein nackendes Schwert!

*

Aber es geht noch Kraft aus von deinen Dornen,
und aus deinen Abgründen tönt Gesang.
Deine Schatten liegen auf meinem Herzen wie
Rosen, und deine Nächte sind wie starker Wein:
Ich will dich noch lieben, wo meine Liebe zu dir
endet.
Ich will dich noch wollen, wo ich dich nicht mehr will.
Wo ich selbst anfangen, da will ich aufhören,
und wo ich aufhöre,
da will ich ewiglich bleiben.
Wo meine Füße sich weigern mit mir zu gehen,
da will ich mich einknien,
Und wo meine Hände versagen, da will ich sie
falten.
Ich will zu Hauch werden in Herbst des Stolzes
und zu Schnee in Wintern der Zweifel,
Ja, wie in Gräbern von Schnee soll alle Furcht in
mir schlafen.

Ich will Staub werden vor dem Fels deiner Lehre
und Asche vor der Flamme deines Gebots —
Ich will meine Arme zerbrechen, ob ich dich mit
ihren Schatten umfange.

*

Und siehe, die Stimme deines Gesetzes spricht
zu mir:

Was ich zerbreche, das ist nicht zerbrochen,
und was ich in den Staub beuge,
das hebe ich empor!

Ich bin dir gnadelos geworden aus Gnade und
erbarmungslos aus Erbarmen:

Ich habe dich überblendet, daß deine Grenzen
verfließen,

Ich habe dich verschattet, daß du deine Schranken
nicht mehr fändest.

Wie das Meer eine Insel verschlingt, so habe
ich dich verschlungen,
daß ich dich hinausschwemmte in's Ew'ge.

Ich bin zum Hohn geworden an deinem Verstand
und zur Gewalt an deiner Natur,

Daß ich dich aufkettete wie einen Kerker und
dich vor die Tore deines Geistes risse.

Denn wo deiner Tiefen Tiefe hindürstet, da
fließen nicht mehr die Brunnen dieser Erde,

Und wo dein letztes Heimweh verblaut, da stehen
alle Uhren der Zeit still.

Siehe, ich trage auf meinen Flügeln die weißen
Schatten des Andren,

Und auf meiner Stirne wittern die Ufer des Drüben!
Darum muß ich Wildnis sein in deiner Erkenntnis
und Vernichtung auf deinen Lippen,

Aber deiner Seele bin ich Aufbruch und Heimweg
und bin der Bogen ihres Friedens mit Gott
über den Wolken.

ZUR GLAUBENSFRAGE

BRIEF AN CARL DALLAGO VON EINEM JUDEN

Verbemerkung des Herausgebers: Im Verlaufe einer Korrespondenz mit Carl Dallago ist folgender Brief entstanden, der zur Veröffentlichung an einigen Stellen korrigiert und mit Anmerkungen versehen wurde. Der Autor hält die Nennung seines (übrigens unbekannten) Namens für unnötig, denn er wünscht nicht persönlich als Dozent aufzutreten, sondern die Schrift, die, aus einem Privatbrief in eine Abhandlung verwandelt, nicht mehr sein kann noch will als eine Problemstellung, ohne Namen für sich sprechen zu lassen.

Ehe ich meine Anschauungen, soweit ich das kann, in geschlossener Form Ihnen darzulegen mich bemühe, muß ich hervorheben, daß ich als Laie spreche. Ich bin zwar nicht der Anschauung, daß Religion „gelernt“ werden muß — wie etwa Botanik —: vielmehr kann man durch Nachdenken auch selbst zu einem Verständnis der Bibel gelangen. Der Wert des Bücherstudiums besteht jedoch — nach meinen bisherigen Erfahrungen wenigstens — weniger im Lernen und in der Aneignung neuer Gedanken, als vor allem darin, daß einem die eigenen Gedanken klarer werden. „Das hatte ich auch schon gedacht,“ empfindet man beim Lesen eines lehrreichen Buches — aber man hatte es vorher nicht aussprechen können. Der „Laie“ ist hier also nicht der, der „es nicht gelernt hat“, sondern dem seine eigenen Gedanken noch nicht klar geworden sind. Mir ist die ganze offizielle Theologie (sowohl die katholische als auch die protestantische) unbekannt, ich kenne weder die alten Kirchenväter noch die neueren Religionslehrer, weder Pascal, noch Kierkegaard, noch Newman. Der Wert dieses Briefes besteht für mich selbst darin, zunächst zur Klarheit darüber zu kommen, was ich denke, bevor ich beginne zu lernen, was andere gedacht

haben; und ich muß also diesen Brief mit dem Vorbehalt beginnen, daß ich mich gerne eines Besseren belehren lasse.

* * *

Mein Ausgangspunkt ist die reale, alltäglich-wirkliche Existenz des Menschen. Primum vivere, deinde philosophari heißt es; und wenn man zuerst leben muß, um philosophieren zu können, so muß das Leben selbst etwas Geistiges sein, da ja sonst das Denken ungeistig wäre. Und hier bin ich bei unserem Problem angelangt, beim Problem des „existenziellen Denkens“. Insoweit Denken nicht lebensnotwendig ist, gehört es zum Luxus der Existenz, zur Wissenschaft. Astronomie ist Luxus. Sollte aber die Wahrheit auch Luxus sein? Wozu brauchten wir sie dann? Hätte dann nicht Pilatus recht, zu fragen: Was ist Wahrheit? Wenn wir aber bemerken, daß eben derselbe so fragende Pilatus sich merkwürdig unsicher zu fühlen scheint angesichts der Tatsache, daß ein als Verbrecher vor ihm stehender Mensch geboren sei, die Wahrheit zu bezeugen, und wenn beim Nennen der Wahrheit ein Mann unsicher wird und schwankt, der in eine feindliche Armee wohl mit Todesverachtung hineinreiten mochte, so müssen wir doch der Wahrheit Lebenswert zuschreiben. Also muß die Wahrheit nützen. Und ist Wahrheit das Höchste — sonst nämlich würden wir sie nicht suchen —, so ist sie auch das Nützlichste. Wir sehen also, wie gut der Satz aus Nietzsches „Wille zur Macht“ ist: „Die Wahrheit ist die nützlichste Form des Irrtums.“ „Irrren“ heißt umherschweifen, suchen ohne still zu stehen. „Irrtum“ ist jedes Leben, das sucht. Denken ist also „Irrtum“. Und die nützlichste Form des Irrtums ist dasjenige Denken, das keinen anderen Gegenstand hat als das Leben, ein Denken, das das ganze Leben umfaßt, und dessen jedes Ergebnis in der menschlichen Lebenspraxis ratifiziert wer-

den kann. Das Vorhandensein dieses Denkens bereitet Freude, seine Abwesenheit Trauer. Und wenn Trauer zeitlich andauert, Freude aber zeitlos ist, also stets nur vorhanden im „Augenblick“, also in der Ewigkeit, so ist der Augenblick das Ziel des Irrsins und ein im Augenblick lebender Mensch unser Vorbild: — d e r Mensch.

Der im Augenblick lebende, der dem Wechsel der Zeit nicht unterworfen ist, also das Problem des existenziellen Denkens. Dieser Mensch ist also Charakter, „Persönlichkeit“ κατ' ἑξοχην. Je mehr ein Mensch die eigene Unvollkommenheit empfindet, umso mehr muß er nach der „Persönlichkeit“ Umschau halten. Was nun findet er zunächst? Den „großen Mann“. Die Vergöttlichung des großen Mannes, und noch mehr die des Genies, rührt also vom Wahrheitsbedürfnis der Menschen her — oder auch nicht; vielleicht im Gegenteil. Denn wo ist der „große Mann“, dessen Größe keine Maske wäre? Wo ist das Genie, dessen Wort standhält? Wer, die Wahrheit suchend, Menschen vergöttert, wird eines Tages als Atheist dastehen. Eines Tages hat man genug von aller Heldenverehrung, lebenslänglich genug, und steht vor dem Nichts. Die Feigheit der Menschen heißt sie mit der Heldenverehrung sich begnügen: wir brauchen die Wahrheit nicht, sei du wahr für uns! Der Wahrheitsucher steht eines Tages vor dem Nichts — und somit an der Schwelle der Wahrheit.

Christus — so hörte ich einmal einen Freidenker sagen — war ein Mensch; gewiß ein Ausnahmsemensch von denkbar höchster Seltenheit, aber doch ein Mensch; denn er habe sich entwickelt, während Göttliches (wenn es überhaupt einen Gott gebe) sich nicht entwickeln könne. Und dem Freidenker muß Recht gegeben werden, insofern Christus sich tatsächlich entwickelt hat: das Kind war nicht gleich dem Zwölfjährigen, der Zwölfjährige nicht

gleich dem Dreißigjährigen; sondern er „nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“, und es gehörte notwendig zu seinem Leben, daß er seinen Eltern untertan und gleich seinem Vater Handwerker war, ehe er sagen konnte: „Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder?“ Wenngleich nicht die Folgerung, so muß doch die Praemisse dem Freidenker zugegeben werden. Der von ihm gezogene Schluß ist jedoch falsch, weil er, als echter Freidenker am Wort „Entwicklung“ sich berauschend, über das Wie und das Wozu einer Entwicklung nicht nachgedacht zu haben scheint. Wir wollen nun, sein Versäumnis nachholend, gerne auf seinen Gedanken eingehen, in dem, wie in überhaupt jedem Gedanken, etwas Wahres steckt.

Alle Menschen entwickeln sich, und das gemeinsame Ziel aller dieser Entwicklungen ist die Wahrheit. Was ist Wahrheit? — aber wenn wir diese Frage beantworten könnten, wüßten wir es ja, und wenn wir es wüßten, hätten wir nicht notwendig, uns dazu noch zu entwickeln. Zur Wahrheit also entwickeln sich alle Menschen. Die Wahrheit nimmt ihren Weg durch das Wort. Je persönlicher also ein Mensch ist, umsomehr muß er Wort sein. Wir können also den „großen Mann“ weiterhin groß sein lassen, *ἄσπον γαίρων*, uns interessiert das Genie. Das Genie hat im Wort seinen Mittelpunkt. Werke der bildenden Kunst und der Musik sind groß, wenn man ihre Stummheit bedauert, wenn man wünscht, dieses Bild möchte doch den Mund auftun und sprechen, diese Melodie möchte doch Wort werden, dieses Lied möchte doch keine Melodie haben. Es gibt Größeres, aber vielleicht nichts Ergreifenderes als diese Stummheit. Der Prinz jedoch, auf den diese stumme Seejungfrau wartet, hat sich schon verlobt, und den Namen der Braut soll man lieber griechisch sein lassen, denn Poesie heißt Gemachtheit. Der Dichter spricht

in Versen, denn so würde er sprechen, wenn er sprechen könnte, aber er kann nicht. Der Philosoph hat sein System und wird böse, wenn man es ablehnt. Niemals ist es das Ich des Menschen, das in den Werken des Genies zum Wort kommt. Das Genie macht sich sein Ideal-Ich zu recht, das er die Wahrheit sprechen läßt, um so über seine Menschlichkeit hinaus zu gelangen¹⁾. Die Entwicklung des Genies ist eine äußerliche.

Nun werden die Distanzen sichtbar, die hinter dem Nomen „Entwicklung“ sich verstecken. Der Prophet steht über dem Genie. Der Prophet hat kein Ideal-Ich, sondern sein eigenes, sein reales Ich ist es, das spricht. Daher ist er auch allen Menschen verständlich, während das Genie nur von den kongenialen Menschen verstanden wird. Eigentlich kann also nur der Prophet sprechen, nur er ist aufrichtig, ohne Maske. Die Entwicklung des Propheten ist eine innerliche. Das Ideal-Ich des Genies weist den Weg zur Wahrheit, aber es versperrt ihn auch. Das reale Ich des Propheten ist nicht nur Wegweiser, sondern auch Wegführer. Daher wird gerade beim Propheten fühlbar, was beim Genie verschleiert ist: seine menschliche Mangelhaftigkeit. Im Wort des Propheten ist ein Schwanken fühlbar; sein Niveau ist bald ein höheres, bald ein niedrigeres. Der Prophet ist „begeistert“: nicht identisch mit der Wahrheit, aber ihr nahe, in Augenblicken sie erreichend, dann wieder zurück-sinkend. „Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen Empfindung macht den hohen Menschen“, sagt Nietzsche. Auch der Prophet ist nicht vollkommene Persönlichkeit, auch sein Wort ist nicht konstant, nicht absolute Wahrheit. Seine Entwicklung geht den richtigen Weg, aber nicht zu

¹⁾ Vgl. Ferd. Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten (Brenner-Verlag), S. 39.

Ende. Sie ist nur die Approximation der einzigen Entwicklung, die zum Ende gelangte: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

„Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben.“ Der Weg, denn nur dieser Weg gelangte an das Ziel: „Ich und der Vater sind Eins“; und nur auf diesem Weg gelangt der Mensch zur Wahrheit: „Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich“. Die Wahrheit, denn nur Christi Wort ist Wahrheit: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“. Eigentlich kann ja kein Mensch die Wahrheit sagen, denn jeder Mensch hat seine Psychologie: hinter seinem Wort versteckt sich etwas, das er nicht aussprechen kann, und wäre er der ehrlichste Mensch; er muß sich besinnen, um die Wahrheit zu sagen, er muß sich schmücken, er muß lügen, um die Wahrheit zu sagen. Christus hat keine Psychologie, er ist mit seinem Wort restlos identisch. Sein Wort ist nicht ideal und also nicht genial; es ist nicht begeistert und also nicht prophetisch; es ist Wahrheit. „Paule, du rasest“, sagt Festus; und obzwar Paulus nicht raste, sondern „wahre und vernünftige Worte“ sprach (Ap. Gesch. 26/25), ist es doch für den Propheten charakteristisch, daß solches zu ihm gesprochen werden konnte. Es könnte auch einmal ein Mensch gesagt haben: „Jesaia, du rasest“; aber es ist undenkbar und unmöglich, daß je ein Mensch gesagt hätte: „Jesu, du rasest“. Man vergleiche doch die ekstatische Begeisterung des 58. Cap. des Jesaias mit der festen Ruhe der Bergpredigt! Ein Mensch kann sich dem Wort Jesu verschließen oder öffnen, aber in jedem Fall muß er es als Wahrheit anerkennen. Das ist der prinzipielle Unterschied zwischen dem Wort Jesu und dem Wort des Propheten. Auch auf den Pro-

pheten kommt der heilige Geist herab, aber nur in Augenblicken. Dagegen sagt Johannes von Jesu: „Über welchen du sehen wirst den Geist herabfahren und auf ihm bleiben, derselbe ist es, der mit dem heiligen Geiste taufet“. (Joh. 1/33.) Christus ist der Mensch, der im Augenblick lebt, zeitlos, ewige Gegenwart. „Ehe denn Abraham ward, bin Ich“ spricht er, und kann nur in der Zeitform der Gegenwart sprechen.

Christus also ist „der Mensch“, und als solcher Vorbild und Ziel des Menschenlebens überhaupt. In Christus ist vollkommen, was in den einzelnen Menschen bruchstückweise zerstreut als gute Eigenschaft irgend eines Menschen erglänzt. Gott ist unsichtbar, unzugänglich, unnahbar; Christus ist allgegenwärtig, und ihn verehren wir in jedem ehrwürdigen Menschen. Kein Mensch kann die Eigenschaften Gottes erlangen; den Eigenschaften Christi kann jeder sich bis auf ein Unendlichkleines annähern. Hilty war nicht gottähnlich, aber christusähnlich. Es gibt in der Geometrie Kurven, die, je mehr sie sich ins Unendliche hinausziehen, immer mehr sich der Geradheit nähern; eine Gerade begleitet die Kurve und die Kurve schmiegt sich ihr immer mehr an. Sie erreicht die Gerade im endlichen Bereich niemals, aber ihr Abstand von der Geraden wird so klein als man will, wenn man nur die Kurve genügend weit verfolgt. Die Gerade heißt Asymptote. Ohne sie betrachtet, erscheint die Kurve haltlos und sinnlos, sie entflieht in eine leere Unendlichkeit und man weiß nicht, wohin und warum. Zeichnet man die Asymptote ein, so sieht man mit einem Blick den Sinn der Kurve und ihr Ziel, ihre in der Unendlichkeit gelegene Hoffnung, die Notwendigkeit des Laufes in das Unendliche. Christus ist die Asymptote des Menschen. Im Endlichen krumm und verbogen, in der Unendlichkeit gerade; ohne die Asymptote ziel- und richtungslos, mit ihr gerichtet und durch sie

gestärkt: das ist das Leben des Einzelmenschen und die Notwendigkeit Christi für dieses Leben.

„Ehe denn Abraham ward, bin Ich“: in diesem Satz ist die Entwicklung *κατ' ἐξοχήν* enthalten und der Sinn der Entwicklung gegeben. Entwicklung ist nur möglich, wenn das Ziel im vorhinein, absolut, feststeht, und hiedurch ein Richtungssinn des Weges vorgezeichnet ist. Ohne das im vorhinein gegebene Absolute ist Verwandlung, aber nicht Entwicklung möglich. Wenn wir die Darwinsche Abstammungslehre als richtig anerkennen, so haben wir hiemit nur einen Sachverhalt zugegeben, ohne dem Materialismus irgend ein geistiges Zugeständnis gemacht zu haben. Die Abstammungslehre läßt den Körper des Menschen (wie, weiß ich nicht) aus dem des Wurmes, Insekts, Fisches, der Amphibie und des Säugetieres hervorgehen. Damit ist ein Vorgang geschildert, aber kein Sinn gegeben; es ist nicht gesagt (und kann nicht gesagt werden), ob diese Verwandlung „aufwärts“ führt oder „abwärts“, denn eben diese Richtungsbegriffe fehlen. Der Mensch hat Macht, die Tiere zu beherrschen, aber alle Tiere sind kräftiger und mit schärferen Sinnen begabt als der Mensch. Ist also der Mensch der Herr der Tierwelt oder ihr Schmarotzer? Auf diese Grundfrage kann der Darwinismus keine Antwort geben, denn hier handelt es sich nicht um Tatsachen, sondern um Wertungen. Die Wertsetzung „Der Mensch ist Herr der Tierwelt“ beruht auf dem Bewußtsein: Ich, Mensch, bin geistig, das Tier ist geistlos; denn wäre es nicht geistlos, so müßte ich mich mit dem Tier über die Wahrheit verständigen können, und das ist eben nicht der Fall. Ebenso müssen auch alle Versuche mißlingen, die Ethik des Menschen naturwissenschaftlich zu erklären, etwa als Produkt des die ganze Natur beherrschenden Entwicklungsimperativs, durch den das Tier zum Menschen geworden sei, und der, im Menschen als

Ethik in Erscheinung tretend, den Menschen weiter entwickle zur „Menschheit“. Wertbegriffe sind nicht wissenschaftlich. Setzen wir aber die Veränderungsrichtung Tier — Mensch als „Aufwärtsentwicklung“, so folgt aus diesem (unbeweisbaren!) Wertbestimmungsaxiom noch nicht, daß die „Ethik“ eine geradlinige Fortsetzung dieser Aufwärtsentwicklung verbürge: wenn die Ethik natürlichen Ursprungs ist, so können wir nicht wissen, ob die Natur mit dieser Ethik die Erhaltung der menschlichen Art beabsichtigt, oder ihre Erhöhung, oder Rückbildung zum Tier, oder Ausrottung. Es wäre also noch ein zweites Axiom notwendig — der Atheismus endet, konsequent durchgedacht, bei unbeweisbaren Dogmen, der geringste Anspruch auf irgend einen Sinn²⁾ des Lebens führt zu einer absoluten Glaubensforderung, zur ethischen Heteronomie des Menschen, zum „Gefühl schlechthiniger Abhän-

²⁾ In diesem Zusammenhang interessant ist das Buch „Der Untergang des Abendlandes“ von Oswald Spengler. Seine grundlegende Unterscheidung „Natur — Geschichte“ ist gleichbedeutend mit einer apriorischen Leugnung der Unterscheidung Natur — Geist. Sein Grundbegriff „Schicksal“ schließt den Begriff der Verantwortung aus. Er definiert die Seele als „Möglichkeit“, die Kulturwelt als „Wirklichkeit“, das Leben als „Verwirklichung des Möglichen“ und verneint hiemit das geistige Erleben, das eine Verwirklichung des Möglichen im Bereich der Seele ist, ohne „Welt“ und ohne „Kultur“. (Luc. 23/42, 43.) Seine unbewiesene (weil unrichtige) Behauptung, die Zahl sei ein Raumbegriff, ist gleichbedeutend mit der Leugnung der Persönlichkeit des Menschen. Da er auf diese Weise in seinen Voraussetzungen und Begriffsbildungen im vorhinein alles, woran absolut zu glauben und was absolut zu werten ist, aus seinen Betrachtungen ausschließt, bleibt ihm nur ein durch bloße Analogie zusammenhängendes Konglomerat von Tatsachen und Beziehungen der äußeren Kulturwelt, in deren Bereich sein jeden Sinn leugnender Relativismus recht hat.

gigkeit“, als welche Schleiermacher das religiöse Erleben definierte. Es hilft nichts, das Leben läßt sich nicht „sachlich“ betrachten. Der Kern des Menschenlebens ist das Bewußtsein und nicht die Natur.

Wir sehen also, daß die Abstammungslehre, wenn sie nicht bloße Schilderung von Tatsachen, sondern das sein will, was sie sich nennt: Entwicklungslehre, einer außerwissenschaftlichen, absoluten Grundlage nicht entbehren kann. Man könnte geradezu sagen: man muß gläubig sein, um Darwinist sein zu können. Eine solche Weltanschauung unterscheidet sich dann im Prinzip nicht im geringsten von der biblischen Schöpfungsgeschichte, bei der es gleichgültig ist, ob irgend ein wissenschaftlich erfaßbares Detail so oder anders lautet. Die biblische Schöpfungsgeschichte läßt sich nicht nur symbolisch auffassen, sie will symbolisch aufgefaßt sein. Zuerst entsteht das Licht und dann die Sonne. „Es werde Licht“: darauf entsteht nicht die Ausbreitung der elektromagnetischen Störungsvorgänge im interplanetarischen Medium, sondern die Idee des Lichts, die Möglichkeit des Erkennens als Vorbedingung allen Lebens; und d a n n erst der physikalische Weltkörper „Sonne“, mit der von ihm ausgehenden physikalischen Erscheinung „Licht“. Weltanschauung ist Perspektive, zur Perspektive gehört ein vorgefaßter Standpunkt. Der Satz „Das Ganze ist vor dem Teil“ — von wem er herührt, weiß ich nicht — müßte bei allen Erwägungen und Kontroversen, den Glauben betreffend, zu Grunde gelegt werden. Wenn das Ganze nicht vor dem Teil wäre, könnten wir den Teil gar nicht als Teil empfinden. Das Vollkommene ist seit jeher, ist zeitlos, ewig gegenwärtig: „Auch bin Ich, ehe denn nie kein Tag war, und ist niemand, der aus meiner Hand erretten kann; Ich wirke, wer will es abwenden?“ (Jes. 43/13) — und zu diesem Vollkommenen, zu Gott, entwickelt sich alles Menschendasein,

und sei es auch auf Umwegen. „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.“ (1. Kor. 13/10.) So ist das Christentum keine Synthese aus Judentum und griechischer Philosophie, sondern diese sind Anticipationen der praeexistenten Wahrheit, Teile, die nie zusammen gefunden hätten, wenn nicht das Ganze schon dagewesen wäre als Geistiges und Religiöses von jeher, und nicht Christus dieses Ganze geoffenbart hätte. Und so ist auch Christus nicht (wie Weininger meint) der größte Verbrecher, der das Verbrechen in sich überwunden hatte, sondern der, an den das Verbrechen nie heran-konnte; denn das Vollkommene wird nicht, es ist. „Ihr seid von unten her, Ich bin von oben herab.“ (Joh. 8/23.)

Nun bleiben aber im Obigen zwei Widersprüche. Christus hat sich entwickelt, und doch ist seine Eigenschaft das Sein ohne Werden. Ihn kann keiner einer Sünde zeihen (Joh. 8/46) und doch kennt er die Sünde. Ich glaube nicht, daß diese Widersprüche sich lösen ohne den Glauben an das Paradoxon, das in Christus geoffenbart ist.

* * *

Gott und das Weib: ist das eine Blasphemie? Dann ist der Leib blasphemisch. Denn so wie der Geist angewiesen ist auf ein Geistiges außer ihm (Ich und Du, nach Ebner), so ist der Leib angelegt auf ein Leibliches außer ihm. Niemand kann dieses Außer ihm verleugnen. Und das rechtfertigt die Zusammenstellung: kein Mensch kann weder Gott noch das Weib unpersönlich betrachten. Angesichts beider muß er sich auf Ja und Nein entscheiden. Nun gibt es aber nichts, was der Mensch mehr scheut, als eine solche Entscheidung auf Ja und Nein. Das eine nicht können und das andere nicht wollen: die Ausflucht vor dem Ja und Nein angesichts Gottes ist die Literatur, vor dem Weibe die Erotik. Hunderttausend Liebesgedichte und Aktstudien, den Frauen gewidmet, sind hunderttau-

send Fluchtversuche vor dem Weib. Wenn nur ein einziges Mal die unpersönliche, die sachliche Darstellung des Weibes gelänge, so wäre es für allemal vollbracht; mißlungen, muß der Versuch in infinitum wiederholt werden. Das erklärt sich nicht aus der „Schönheit“ des Weibes, sondern aus dem vergeblichen Bestreben des Mannes, sich vor dem Weibe zu behaupten, ohne sich auf Ja und Nein, für Ehe oder Heiligkeit entschieden zu haben.

„Du bist Mein Sohn, heute habe Ich dich gezeuget.“ (Ebr. 1/5.) Im Munde eines Menschen wäre das sinnlos, schon aus biologischen Gründen; aber auch wegen eines anderen Umstandes, denn der zeugende Mann befindet sich, wahrhaftig, in „anderen Umständen“, als daß er diesen Satz sprechen könnte. Der zeugende Mann ist bewußtlos. Der Mensch kann nicht schaffen, und den Versuch, es zu ertrotzen, bezahlt er mit Bewußtlosigkeit. Schöpfer sein und Gut und Böse wissen, ist eins. Der „schaffende“ Mensch weiß nichts — nicht einmal, daß die Schlange ihn betrogen hat. Im geistigen Sinne des Wortes kann kein Mensch den von ihm gezeugten Menschen seinen Sohn nennen. Gott allein ist Schöpfer; und die Sünde des Menschen besteht in seinem Schöpferwahn. Furchtbare Triebe wollen ihn schaffen machen, in endloser Wiederholung erlebt er den eintönigen Reichtum des Eros; aber der Schöpferwahn bricht zusammen und wird zum Zerstörerwahn. So versündigt sich der Mensch doppelt an den beiden Vorrechten Gottes: „Ich kann töten und Ich kann lebendig machen.“ Der Zerstörerwahn äußert sich als ein zu Boden treten des fremden Ich („Sadismus“) oder des eigenen Ich („Masochismus“), oder es wird die Ausflucht des Antifeminismus ergriffen und der über das Weib sich erhaben dünkende Mann ist Paederast. Es gibt keine normale Sexualität des Menschen.

Das gilt aber nicht vom Weibe, nur vom Mann. Das Weib ist Mutter; und jeder Mann sucht im Weibe die Mutter. So wie das Kind im Schoße der Mutter geborgen ist, ohne Bewußtsein von der Außenwelt, so strebt der Mann ebendorthin zurück. Und da geschieht das größte aller Wunder: aus dem Tod in den Armen des Weibes entsteht ein neues Bewußtsein. Vor dem Weibe ist der Mann ärmlich. Sein Abgabetrieb (die berühmte „Detumeszenz“) ist nichts gegen die Abgabe des Weibes: den lebendigen Menschen. Für ihn ist eine Minute, was für das Weib neun Monate und darüber hinaus ein ganzes Leben andauert. Mit dem Schmerz der Geburt büßt sie seine Schuld. Gewiß auch die eigene; aber sie hat die angeborene Fähigkeit, abzubüßen. Ihre Liebe wählt nicht; ihre Liebe ist Mitleid, Gnade, die den neuen Menschen empfängt und nährt, wer er auch sei; er lebt nun einmal und sie gibt vom eigenen Leben, ihn zu erhalten. Sie muß ihre Persönlichkeit einsetzen, wenn sie empfangen und geboren hat; er kann sich aus dem Staube machen und weiß nicht einmal, was geschehen ist, wenn sie es ihm nicht sagt. Das „persönliche“ Wählen des Mannes, wem er seine Freundschaft und Gunst zuwende, ist eine Karrikatur neben der prinzipiellen Liebe der Mutter zum Kind. Die von Weininger richtig bemerkte Vielfältigkeit und Differenziertheit des Mannes gegenüber der Einfachheit und Eintönigkeit des Weibes spricht nicht, wie er glauben machen will, für den Mann, sondern gegen ihn und für das Weib. Er „sucht viele Künste“, wie Claudius sagt, Ausflüchte vor der Tatsache des Lebens; sie ist ganz Leben. Er kann ihr nur helfen zu sühnen — durch die Ehe, sich zur Sünde seines Schöpferwahnes bekennd, die Kinder, die nicht seine, sondern ihre sind, erziehend, und dadurch das Recht gewinnend, das er ursprünglich nicht hat: zum Kinde zu sagen: „Du bist mein Sohn“.

In Wahrheit also ist die sexuelle Frage keine „Frauenfrage“, sondern eine Männerfrage. Nicht sie, er ist vor die Entscheidung gestellt und darf ihr nicht ausweichen. Ist er zur Heiligkeit nicht fähig, so bleibt ihm nichts als das Geständnis seiner Unvollkommenheit und die Sühnung durch die Ehe. Weiningers Theorie von der Geistlosigkeit und Unsittlichkeit des Weibes ist so falsch wie seine Lehre, die Ethik beruhe auf dem, was er „Persönlichkeit“ nennt. Da aber die Ethik doch auf Persönlichkeit beruht — freilich in einem ganz anderen Sinne als Weyinger definiert — so bleibt die Frage offen: was ist Persönlichkeit?

* * *

Hiob. 21/15: „Wer ist der Allmächtige, daß wir ihm dienen sollten? Oder was sind wir's gebessert, so wir ihn anrufen?“ Wozu ist eigentlich der Glaube an Gott notwendig? Man kann Gott nicht verstehen, nicht sehen, nicht denken; unser Verstand lehnt ihn ab. Was also nützt der Glaube? Wir wollen Menschen sein, aber wir können es auch sein ohne Gott! — Auf diese mit allen denkbaren Argumentierungen ausgestalteten Freidenker-Fragen antwortet die Apologetik (nach meinen Erfahrungen wenigstens) wie folgt: Ohne Gott hast du, Mensch, keinen Maßstab des Guten; du wirst irre gehen. Denn wenn es keinen Gott gibt, gibt es keine Ethik, wenn es keine Ethik gibt, gibt es nur Moral, und die Moral ist nicht ausreichend, das Leben zu fundieren und es zu ordnen. Moral ist nur das Werk des Egoismus, der die eigenen Rechte gewahrt sehen will und daher dem Nebenmenschen die Konzession der Duldung macht. Moral ist ein Kaufvertrag ohne Liebe; und ohne Liebe können Menschen nicht zusammenleben. — Diese Argumentierung ist gut, aber nicht ausreichend. Es gibt Freidenker, die Ethik haben (das ganze Freidenkertum ist nichts als Ethik, gewissermaßen zum Beweise,

daß der Glaube überflüssig sei; und ein Freidenker, der die Sache ernst nimmt, muß Ethik haben); ich kenne selbst solche, deren praktische Ethik vorbildlich ist und geradezu den Wunsch erweckt, die Getauften möchten auch so ethisch sein. Wir können uns also mit der Ethik nicht begnügen. Nicht die Ethik ist das, was der Gläubige vor dem Ungläubigen voraus hat, sondern die Würde. Würde ist Demut ohne Unterwürfigkeit und Hoheit ohne Stolz. Würde allein ist friedentiftend. Aller Krieg hat seine doppelte Ursache in der Selbstüberhebung und in der Kriecherei eines Menschen vor dem anderen — äußere sich das materiell oder geistig. Würde ist gleich weit entfernt von der Selbsterniedrigung des Sklaven, wie der Anmaßung des Herrschers. Der Würdige kann befehlen ohne zu zwingen, und ihm wird gehorcht ohne Widerstand, mit Freude. Die Würde läßt sich nicht in Formeln darstellen. Philosophen haben Lehrbücher der Ethik geschrieben; aber ein System und Lehrbuch der Würde ist nicht denkbar. Sie beruht auf dem Glauben und an ihr allein erkennt man den Gläubigen. Würde ist Bewußtsein der Gottbedingtheit des Lebens, Aufgebung des Eigenwillens, Sühnung des Schöpferwahnes. Ihr Gegenteil ist die weltbedingte Ehre, dieses Abmessen von Recht und Pflicht, die in der Weltbedingtheit der Ehre nie zum Gleichgewicht gelangen. Der nach Ehre strebende Mensch wird von seinem Eigenwillen getrieben, sein Eigenwille ist es, der stets nach einer Seite übergreift und entweder subjektiv sein Recht erzwingt, oder objektiv als Pflichttyrann den Menschen Lasten aufbürdet; subjektiv die Menschen haßt und verachtet, objektiv ihnen die eigenen Anschauungen aufzwingen will, dabei oft von einem Extrem ins andere übergehend. Dabei ist auch immer wieder ein und dieselbe Verirrung zu beobachten, handle es sich nun um einen Dutzend-Freidenker oder ein Gewalt-

genie, um einen Sozialisten oder Nietzsche: man wechselt das Erkennen der Wahrheit mit der Fähigkeit, sie zu verbreiten, und die Logizität der Darstellung der Ethik mit der Geisteskraft, zu ihr zu bekehren; man setzt das menschliche Leben als wertbegabt und vergißt, daß es wertbedürftig ist, man beginnt bei „Du sollst nicht töten“ anstatt bei „Ich bin der Herr“. Auch dieses stürmerische Guttun- und damit Rechthaben-Wollen der Übergenies und Humanitätsoptimisten, auch das ist noch Ehre. An nichts anderem leidet die Welt als an ihrer Ehre. Jeder Mensch ist in ihr befangen, aber jeder Mensch kann durch Aufgebung seines Eigenwillens dieser Gefangenschaft entfliehen und sich in die Freiheit retten, wo Recht und Pflicht identisch sind. Alle Menschen haben die Möglichkeit zur Würde, es bedarf nur der persönlichen Entschließung. Alle Menschen sind gleich. Nicht Genialität setzt den Unterschied, sondern die Abkehr von der Ehre zur Würde. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“ Friede ist auf Erden, wenn die Ehre Gott gegeben wird und der Mensch aufhört, sie zu beanspruchen. „Die Gottlosen, spricht der Herr, haben keinen Frieden.“ (Jes. 48/22.) Die Würde schafft die Distanzen — und was als groß gilt, ist ohne Würde. Kein Goethe, kein Schopenhauer, aber der geringe, ungeniale Matthias Claudius hatte Würde. Die blendendsten Geister, Nietzsche, Weininger, Karl Kraus, oft erfüllt von einem wahren Orkan postulierender Ethik, sind würdelos; aber Jung-Stilling hatte Würde. Nicht einmal Dostojewsky, der große Dostojewsky, gegen den alles sonstige Schrifttum wie ein Lallen und Stottern sich ausnimmt, hatte Würde; seine höchste Leistung ist ihre bloße Darstellung, die Konzeption des Sossima, der oft wiederkehrende tiefe Fußfall der Demut. Wie anders erscheint die Welt, wenn der richtige Maßstab die Perspektive gibt! Nie gekannte, vergessene Menschen stehen

hoch, und die Spitzen der Genialität sind Maulwurfshügel unter dem Himmel. Der einzige Weg zum Frieden ist die Aufgebung des Eigenwillens, der Verzicht auf Ehre, die Rückkehr zur Gottbedingtheit: Religiosität ist das Bewußtsein der eigenen Würde als Mensch.

Das ist der Grundgedanke des jüdischen Gottglaubens. Ich versuche nun, diesen darzustellen.

* * *

Von Henoch und Noah berichtet das alte Testament zu wenig, als daß wir uns eine feste Vorstellung vom Glauben dieser ältesten Propheten machen könnten. Erst bei Abraham verläßt die Erzählung den Bereich der Sage und betritt den der festen Überlieferung. Er ist heimatlos; mit ihm beginnt das Judentum. In Einsamkeit und langer Irrfahrt alt geworden, erkennt er, als Einziger unter seinen ihm fremden Mitmenschen, die Gottbedingtheit des Lebens. Seine Einsamkeit macht ihn verzagen, aber er gibt den Glauben, der ihn von den anderen Menschen trennt, nicht auf, sondern betet zu Gott, sein Glaube möge erhalten bleiben und nicht mit ihm sterben. Und nun geschieht das Urwunder der überlieferten jüdischen Religion. Auf der Erde allein, zum Himmel aufschauend, sieht er die Sterne und in ihm entsteht die Gewißheit: So wie ich einsam bin und sehe doch die Sterne unzählig, jeder ein Licht und alle dasselbe: Licht, so wird auch mein Glaube sich unter den Menschen vermehren, und mein geistiger Same unzählig sein. „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden.“ (1. Mos. 12/3.) Ihm wird ein Sohn geboren und dieser ist seine Hoffnung. Gott befiehlt ihm, Isaak zu opfern; und Abraham gehorcht. Aber Gott wollte nicht das Opfer, sondern den Beweis des Gehorsams, und verhindert das Opfer im letzten Augenblick. Durch diese Opferwilligkeit hat Abraham bewiesen, daß

er an Gottes Verheißung glaubte; daß er an diese Verheißung auch glaubte, wenn er keinen Sohn mehr hätte; daß er daran glaubte, daß Gott dem Abraham „aus diesen Steinen Söhne erwecken“ könne; daß also Gott nicht angewiesen sei auf einen Menschen, einen Stamm, ein Volk. Abraham erhält Isaak zurück als Geschenk des Glaubens. Nicht also ob Gott hätte erfahren wollen, ob Abraham glaube, denn er wußte es vorher; nicht Gottes Wissen war gewachsen, sondern Abrahams Glaube. Nun erst hat Abraham die Vollendung erreicht. „Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn, und freute sich“. (Joh. 8/56.)

Die im Stamm Abraham sich forterbenden Laster der Habgier und des persönlichen Ehrgeizes ersticken den guten Samen nicht. Dem Sohn Isaak und dem Enkel Jacob wird die Verheißung erneuert. Dann wird die Überlieferung dieser Verheißung unterbrochen. Joseph, der Eindringling, hat keinerlei religiösen Charakter; sein Wucher bringt Ägypten unter das Joch der Leibeigenschaft. Dieser Frevel rächt sich furchtbar an den Juden: die Ägypter sehen in ihnen die Urheber der eigenen Knechtschaft und hassen und verfolgen sie. Die Juden sind Sklaven; ohne Gott und ohne Freiheit führen sie ein menschenunwürdiges Dasein. In diesem Stadium tritt Moses auf, um als geistiger Erbe Abrahams den Glauben zu verkündigen.

Moses erschlägt den Ägypter und flieht in die Wüste. Die Angst vor der ägyptischen Justiz mag wohl die Veranlassung zur Flucht gewesen sein, wie die Bibel berichtet; aber als treibende Ursache kann man wohl, ohne gewagte Spekulation, einen Zwiespalt in Moses' Seele annehmen. Er war als freier Ägypter erzogen; es mußte ihm Scham bereiten, zu einem Sklavenvolk zu gehören, und noch tiefere Scham, diese Abstammung verleugnen zu sollen,

um ein freier Mann sein zu dürfen. Die Frage nach seiner persönlichen Ehre und nach der Ehre seines Volkes, das doch kein Volk war, sondern ein Sklavenhaufe ohne Gesinnung, muß ihn Tag und Nacht verfolgt haben, so daß auch die Ehe und ein unabhängiges Leben ihn nicht befriedigen konnten. Erst in Gott kam er zur Klarheit: es gibt keine Ehre, es gibt nur Gott und Mensch. In Gott allein ist Ehre. Mögen die Juden niedergetretene Sklaven sein, häßlich und schmutzig, der Auswurf Ägyptens, Subjekte ihrer Tyrannen, Lasttiere, kaum noch Menschen: gerade diese, all dessen bar, was Menschen Ehrenennen, sind der Stoff des Gottgedankens; an diesen, die durch Menschenmacht nichts sind, an diesen wird die Gottesmacht alles vermögen. „Und das Volk glaubte. Und da sie hörten, daß der Herr die Kinder Israels heimgesucht und ihr Elend angesehen hätte, neigten sie sich, und beteten an“. (2. Mos. 4/31.)

Nach dem Exodus trat die Versuchung an Moses heran. Die Juden trieben Götzendienst. Die Worte 2. Mos. 32/10: „Laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme, und sie aufresse; so will Ich dich zum großen Volk machen“ sind als Worte Gottes überliefert, als Vorbeugung gegen die Selbstgerechtigkeit; zu verstehen sind sie als erster Gedanke Moses': er ist der Führer der Juden, selbst Aaron ist schwach; wenn er die Juden verläßt, müssen sie zugrunde gehen. Er kann die Juden dem Herrn opfern. Aber er widersteht der Versuchung; die Guten sollen nicht mit den Schlechten untergehen (1. Mos. 18/24—32), die neugestiftete Gemeinde Gottes soll erhalten bleiben. So betet er zu Gott (2. Mos. 32/32): „Nun vergib ihnen ihre Sünde. Wo nicht, so tilge auch mich aus deinem Buch, das du geschrieben hast.“ Aus Mitleid mit der blinden Masse wird der Anachoret zum Hohen-

priester. Im ersten Zorn hatte er die Gesetzestafeln zerbrochen, um nicht das göttliche Gesetz in unreine Hände kommen zu lassen; aber die Tafeln werden noch einmal geschrieben. So entsteht das mosaische Gesetz.

Obwohl das 5. Buch Mosis wahrscheinlich späteren Ursprungs ist (Halkia dürfte es nicht aufgefunden [2. Kön. 22/8], sondern verfaßt haben, so daß Hilkia einer der größten Geister des alten Judentums wäre), ist es wegen seiner Übersichtlichkeit und Klarheit doch mit Vorteil als Grundlage für eine Beurteilung des mosaischen Gesetzes zu nehmen. —

Es ist nur ein Gott: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr“ (5. Mos. 6/4) und dieser eine Gott, Schöpfer und Erhalter, gibt nur ein Gesetz: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt hat; du sollst keine anderen Götter haben neben Mir.“ Dieses Gebot ist das Gebot schlechthin, alle anderen Gebote sind Erläuterungen dieses Gebotes, oder Folgesätze. Jeder wichtige Satz der Gesetzgebung (vgl. 3. Mos. Cap. 19) schließt mit den Worten: „Ich bin der Herr.“ Dieses hundertmal eingeschränkte „Ich bin der Herr“ sollte im Juden jede Spur des Selbstbewußtseins oder gar des Stolzes vernichten und ihm bei jeder Lesung des Gesetzes in Erinnerung bringen, daß er sich selbst und seinem eigenen Verdienst nichts, sondern alles Gott zu verdanken habe. Zunächst werden die Juden daran gemahnt, daß sie kein Volk im weltlichen Sinne des Wortes seien, sondern ihre Gemeinschafts-existenz göttlichen Ursprungs. (5. Mos. 4/32, 33, 34; vgl. 2. Mos. 4/21): „Denn frage nach den vorigen Zeiten, die vor dir gewesen sind, von dem Tage an, da Gott den Menschen auf Erden geschaffen hat, von einem Ende des Himmels zum andern, ob je solch groß Ding geschehen, oder desgleichen je gehört sei, daß Gott versucht

habe, hinein zu gehen, und ihm ein Volk mitten aus einem Volk zu nehmen, durch Versuchung, durch Zeichen, durch Wunder, durch Streit, und durch eine mächtige Hand, und durch einen ausgereckten Arm, und durch sehr schreckliche Taten, wie das alles der Herr, euer Gott, für euch getan hat in Ägypten, vor deinen Augen? Du hast es gesehen, auf daß du wissest, daß der Herr allein Gott ist und keiner mehr.“ Die Juden sind also nicht ein Volk wie andere Völker, sondern (5. Mos. 7/6) „Du bist ein heiliges Volk Gott, deinem Herrn. Dich hat Gott, der Herr, auserwählt zum Volk des Eigentums aus allen Völkern, die auf Erden sind.“ Und (2. Mos. 19/6) „Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich, und ein heiliges Volk sein.“ Diesen Grundgedanken möchte ich den „Gastgedanken“ nennen, denn er ist in 3. Mos. 25/23 so ausgesprochen: „Das Land ist Mein, und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor Mir.“ Genau ausgeführt und begründet ist er in 5. Mos. 8/3, 11, 17, 18; 9/4, 5, 6, 24: „Er demütigte dich, und ließ dich hungern, und speisete dich mit Man, das du und deine Väter nie gekannt hatten, auf daß er dir kund täte, daß der Mensch nicht lebe vom Brot allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde des Herrn gehet. So hüte dich nun, daß du des Herrn, deines Gottes, nicht vergessest, damit, daß du seine Gebote, seine Gesetze und Rechte, die ich dir heute gebiete, nicht haltest; du möchtest sonst sagen in deinem Herzen: Meine Kräfte und meiner Hände Stärke haben mir dies Vermögen ausgerichtet. Sondern, daß du gedächtest an den Herrn, deinen Gott; denn Er ist es, der dir Kräfte gibt, solche mächtige Taten zu tun. Wenn nun der Herr, dein Gott, (die Heiden) ausgestoßen hat vor dir her, so sprich nicht in deinem Herzen: der Herr hat mich hereingeführt, dies Land einzunehmen, um meiner Gerechtigkeit willen; so doch der Herr diese Heiden vertreibet vor dir her, um ihres gottlosen Wesens

willen. Denn du kommst nicht herein, ihr Land einzunehmen, um deiner Gerechtigkeit und deines aufrichtigen Herzens willen, sondern der Herr, dein Gott, vertreibt diese Helden um ihres gottlosen Wesens willen, daß Er das Wort halte, das der Herr geschworen hat deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jacob. So wisse nun, daß der Herr, dein Gott, dir nicht um deiner Gerechtigkeit willen dies gute Land gibt einzunehmen, sintemal du ein halsstarriges Volk bist. Denn ihr seid ungehorsam dem Herrn gewesen, so lange ich euch gekannt habe.“ Jehovah ist kein Nationalgott, die Juden sind kein Volk, Jude ist man nicht durch Abstammung. 5. Mos. 10/12: „Nun, Israel, was fordert der Herr, dein Gott, von dir, denn daß du den Herrn, deinen Gott, fürchtest?“ Darin hat das Fremdengesetz seinen Ursprung, das (2. Mos. 12/48, 49; 22/21; 3. Mos. 19/33, 34; 4. Mos. 15/15) den Fremden, sofern er das Gebot halte, dem Juden gleichstellt; nur Levit konnte kein Fremder werden. 5. Mos. 10/14: „Siehe, Himmel und aller Himmel Himmel, und Erde, und alles, was darinnen ist, das ist des Herrn, deines Gottes.“ Gott gibt den Juden (5. Mos. 6/10 11) „große Städte, die du nicht gebauet hast, und Häuser alles Guts voll, die du nicht gefüllet hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölberge, die du nicht gepflanzt hast“; (5. Mos. 10/19) „darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben, denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland“. Der Gastgedanke mündet also unmittelbar in das christliche Gebot der Nächstenliebe (3. Mos. 19/18): „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn Ich bin der Herr.“

Durch Gott wird alles geheiligt. Auf dem Altar müssen die Schaubrote liegen zur Erinnerung an das Manna, das tägliche Brot, das nicht auf den nächsten Tag auf-

gehoben werden durfte (2. Mos. 16/19, 20, 31, 33), denn das wäre Mißtrauen gegen Gott gewesen. Die Speise wurde geheiligt dadurch, daß der Zehnte vor dem Altar gegessen wurde, zur Erinnerung daran, daß Gott die Speise gibt. (5. Mos. 14/23; vgl. 3. Mos. 27/30, 4. Mos. 18/21): „Du sollst (den Zehnten) essen vor dem Herrn, deinem Gott, . . . auf daß du lernest fürchten den Herrn, deinen Gott, dein Leben lang.“ Das geistige Leben wird durch Gott geheiligt (1. Mos. 19/2): „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig, der Herr, euer Gott.“ Auf dieser Heiligung des Geisteslebens beruht überhaupt das ganze Leben. (3. Mos. 18/5): „Darum sollt ihr Meine Satzungen halten, und Meine Rechte. Denn welcher Mensch dieselben tut, der wird dadurch leben, denn Ich bin der Herr.“ (5. Mos. 32/47): „Nehmet euch zu Herzen alle Worte, die ich euch heute bezeuge, . . . denn es ist nicht ein vergeblich Wort an euch, sondern es ist euer Leben, und solch Wort wird euer Leben verlängern in dem Lande, da ihr hingehet über den Jordan, daß ihr es einnehmet.“ Gott ist der Mittelpunkt des jüdischen Lebens, zum Unterschied von den Völkern (5. Mos. 32/21): „Denn unser Fels ist nicht wie ihr Fels.“ Also ist Gott alles. (5. Mos. 32/39): „Sehet Ihr nun, daß Ich es allein bin, und ist kein Gott neben Mir? Ich kann töten, und Ich kann lebendigmachen, Ich kann schlagen, und Ich kann heilen, und ist Niemand, der aus Meiner Hand errette.“ Daher soll der Jude Gott in Gedanken und vor Augen haben. (5. Mos. 6/5—8): „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen, und sollst sie deinen Kindern schärfen, und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt, oder auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegest, oder aufstehest; und sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sollen

dir ein Denkmal vor deinen Augen sein, und sollst sie über deines Hauses Pfosten schreiben, und an die Tore.“ Nichts darf hievon ablenken; Bilder sind verboten (2. Mos. 20/4); der kleinste Gedanke, der nicht Gott gewidmet ist, ist sündhaft, sodaß 4. Mos. 15/39 befiehlt, an die Kleider Lappen anzunähen und diese zum Erinnerungszeichen an Gott zu nehmen, „daß ihr (die Lappen) ansehet und gedenket aller Gebote des Herrn, und tut sie, daß ihr nicht eures Herzens Dünken nach richtet, noch euren Augen nach huret.“ Sogar die Naturbetrachtung ist verboten. (5. Mos. 4/19, 20): „Daß du auch nicht deine Augen aufhebest gen Himmel, und sehest die Sonne, und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab, und betest sie an, und dienest ihnen, welche der Herr, dein Gott, verordnet hat allen Völkern, unter dem ganzen Himmel. Euch aber hat der Herr angenommen, daß ihr Sein Erbvolk sollet sein.“ Auf diese Weise haben die Juden alles unter sich ausgerottet, was Genie hatte. (5. Mos. 13/5, 6, 9): „.... der Träumer soll sterben“; und sei es auch „dein Bruder, oder dein Sohn, oder deine Tochter, oder das Weib in deinen Armen, oder der Freund, der dir ist wie dein Herz deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn töte“.

Sowenig also die Juden jemals rassetolz waren (denn 5. Mos. 10/18: „Gott hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe“) —, so sehr ist das Gesetz erfüllt von einer blutdürstigen Gewalttätigkeit gegen alles Nichtisraelitische. Der Abfall vom Glauben wird vorausgeahnt (5. Mos. 5/29, 31/21); und damit dieser Abfall wenn möglich doch vermieden werde, wird Israel mit größter Ängstlichkeit von jedem von außen kommenden Lufthauch abgesperrt. Segen wird für die Befolgung, Fluch für die Übertretung des Gebotes verheißen. (5. Mos. 28/37):

„Du wirst ein Scheusal, und ein Sprüchwort und Spott sein unter allen Völkern, da der Herr dich hingetrieben hat.“ (3. Mos. 26/36): „Und denen, die von euch überblieben, will Ich ein feig Herz machen in ihrer Feinde Land, daß sie soll ein rauschendes Blatt jagen, und sollen fliehen davor, als jagte sie ein Schwert, und fallen, da sie niemand jaget.“ Aber auch unter dem Fluch ist der Jude nicht endgültig verworfen. (5. Mos. 4/29): „Wenn du aber den Herrn, deinen Gott, suchen wirst, so wirst du ihn finden, wo du ihn wirst von ganzem Herzen und von ganzer Seele suchen.“ (Vgl. 3. Mos. 26/44, 45.) Und so findet das Gesetz seinen Abschluß in den beinahe christlichen Worten (5. Mos. 29/29; 30/11—19): „Das Geheimnis ist des Herrn, unseres Gottes; aber die Offenbarung ist unser und unserer Kinder ewiglich, daß wir tun sollen alle Worte dieses Gesetzes. Denn das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht verborgen, noch zu ferne, noch im Himmel, daß du möchtest sagen: Wer will uns in den Himmel fahren, und uns holen, daß wir es hören und tun? Es ist auch nicht jenseit des Meeres, daß du möchtest sagen: Wer will uns über das Meer fahren, und uns holen, daß wir es hören und tun? Denn es ist das Wort fast nahe bei dir in deinem Munde, und in deinem Herzen, daß du es tust. Ich nehme Himmel und Erde heute über euch zu Zeugen. Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest, und du und dein Same leben mögest.“ —

Wenn, wie anzunehmen, das 5. Buch von Hilkia verfaßt ist, so liegen zwischen ihm und der mosaischen Gesetzgebung die Richter und die großen Könige, also der national und politisch wichtigste und ruhmreichste Abschnitt der Geschichte der Juden. Daher muß Hilkia das Gesetz mit ganz anderen Augen betrachtet haben als die Zeitgenossen Mosis; und was dieser erleuchtete Interpret des Ge-

setzes hinzu fügte, zeigt uns, was die Juden selbst als Lücke im Gesetz empfanden. Es weist den geistigen Fortschritt des Judentums von Moses bis Hilikia nach und, was das Wichtigste ist, es zeigt die Richtung der Entwicklung des Judentums. Alle Gedanken des 5. Buches können mit Parallelstellen aus den ersten vier versehen werden, nur zwei nicht: das Gebot, Gott zu lieben, und der Satz: „Denn es ist das Wort fast nahe bei dir.“ Beide Sätze enthalten denselben Gedanken, sie sind beinahe identisch. Es ist der Gedanke von der innerlichen Verbindung zwischen Mensch und Gott, der Gedanke des menschlichen Ich.

Das mosaische Gesetz ist grundverschieden von den Religionen der „Völker“. Dem Römer war der Staat sein Gott (oder Abgott), die Mythologie nur ein Zubehör zu Justiz und Verwaltung. Dem Griechen und Germanen waren die Götter mehr; aber keiner ihrer Götter war Gott, über dem Olymp und über Walhalla schwebt die Moira, die Götterdämmerung. Diese Religionen sind Mythologie, und diese Mythologie ist nur eine Nebelwand vor dem Unendlichen, auf der eine Luftspiegelung das vergrößerte Abbild des Menschen erscheinen läßt. Die ungeheure Geistestat Mosis war, daß er die Phantasmen der Mythologie verschwinden machte und den einen Gott lehrte, den unsichtbaren, unfäßbaren, den lebendigen Gott, den Herrn. Nach allen Götzen und Tieren Ägyptens, die die Seele verschlammten wie mit Nilwasser, erschien vor seinem Geiste der reine, der ewige Gott, unbefleckt von Menschenwerk, herrlich und schrecklich — und diese Vision war so ungeheuer und so plötzlich, daß der mosaische Mensch in den Staub sinken mußte vor dem Anblick der Heiligkeit und nicht wagte, nach seinem Ich nur zu fragen. — Die Geistestat Mosis hat nicht ihresgleichen, aber in dieser Geistestat erschöpft sich auch der Mosaismus. Nicht nur

leiblich, auch geistig bleibt Moses außerhalb des gelobten Landes: „Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinüber gehen.“ (5. Mos. 34/4.) Der mosaische Gott hat keine Gnade, und der mosaische Mensch kein Ich. Gott ist schlechthin alles und der Jude ist schlechthin nichts. Er lebt nur als Teil des heiligen Volkes, nur als Bürger des priesterlichen Königreichs. Das Christentum lehrt das Ich und die Verteidigung des Ich, die ein geistiger Akt ohne Gewalt ist, denn das Ich ist unangreifbar; der Mosaismus lehrt die Gemeinde und die Verteidigung der Gemeinde, die sehr wohl angegriffen werden kann und daher mit Gewalt verteidigt werden muß. Diese Gewalt ist Angst, diese Angst ist Schwäche, und diese Schwäche rührt daher, daß der Mosaismus nicht auf das Ich gegründet ist. Die mosaische Religion ist nicht Gottesliebe, sondern Gottesfurcht und Gottesdienst. Gott ist „ein verzehrendes Feuer und ein eifriger Gott“, der Gott der Gerechtigkeit, vor dem „niemand unschuldig ist“ (2. Mos. 34/7), unnahbar wie der rauchende Berg Sinai, verborgen wie Mosis glänzendes Angesicht (2. Mos. 34/33). „Moses aber sprach (2. Mos. 33/18 ff): So laß mich deine Herrlichkeit sehen. Und er sprach: Ich will vor deinem Angesicht her alle Meine Güte gehen lassen, und will lassen predigen des Herrn Namen vor dir. Wem Ich aber gnädig bin, dem bin Ich gnädig, und wess' Ich Mich erbarme, dess' erbarme Ich Mich. Und sprach weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der Mich siehet. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei Mir, da sollst du auf dem Felsen stehen. Wenn denn nun Meine Herrlichkeit vorüber gehet, will Ich dich in der Felsenkluft lassen stehen, und Meine Hand soll ob dir halten, bis Ich vorüber gehe. Und wenn Ich Meine Hand von dir tue, wirst du Mir hinten nachsehen: aber Mein Angesicht kann man nicht sehen.“

Der mosaische Jude wagte nicht, Gott zu lieben, und daher beginnt mit dem mosaischen Gesetz die Zweideutigkeit des Judentums. Der Gottesdienst erstarrt zur liturgischen Formel, die mosaische Gewalttätigkeit setzt das Heidenapostolat außer Kraft (wiewohl es im Sinne des Gesetzes lag); aber die erleuchteten Geister des Judentums bringen das Heidenapostolat in Erinnerung und suchen die Antwort auf die ungelöst gebliebene Frage: Wer bin Ich, und was bin Ich im Verhältnis zu Gott? So entsteht der jüdische Gottsucher, der Gottverkünder, der Prophet.

* * *

Die Entwicklung des jüdischen Geistes von Moses bis Johannes darzustellen, geht über meine Fähigkeiten und Kenntnisse, aber zum Glück auch über den Rahmen eines Briefes. Es wird daher wohl verzeihlich erscheinen, wenn ich mich auf die Bücher Hiob, Ezechiel und Jesajas beschränke. Ich lege den Inhalt dieser Bücher dar, insofern er das Persönlichkeitsproblem betrifft und wie dieser Inhalt nach meiner subjektiven Anschauung sich darbietet.

Das mosaische Gesetz gibt dem Individuum Bindung und der Ethik ein Ziel, aber dem Geistesleben keinen Inhalt. Segenverheißend und fluchdrohend mißt es Gott die Allmacht zu und dem Menschen die Furcht. Es individualisiert nicht. Das 5. Buch Mosis und die Propheten sind Versuche, zum Ich des Menschen vorzudringen. Die Pforte, die diesen Weg eröffnet, ist das Buch Hiob.

Hiob ist der untadelhafte mosaische Mensch. (Cap. 31.) Sein Gang ist nicht aus dem Wege gewichen, sein Herz ist nicht seinen Augen nachgefolgt. Er hat die Hungrigen gesättigt, die Nackten bekleidet, die Fremden beherbergt, „denn ich fürchte Gott, wie ein Unfall über mich; und könnte seine Last nicht ertragen.“ (31/23.) Dafür ist er

auch des Segens teilhaftig geworden. Gottes Geheimnis ist über seiner Hütte (29/4), und seine Kinder sind um ihn her; sein Reichtum ist unendlich, die Alten standen auf vor ihm, die Obersten hörten auf zu reden und legten ihre Hand auf ihren Mund. (29/9.) Nach der Verheißung des Gesetzes müßte diese Glückseligkeit lebenslang andauern. Was ihm geschieht, ist individuell, und sein Unglück sprengt die Kollektivität des Gesetzes. Die Frage „warum?“ taucht hier zum erstenmal auf und mit dieser Frage der Teufel. Name und Person des Teufels können fremden Ursprungs sein; aber daß er hier zum erstenmal auftaucht, ist innere Notwendigkeit. Der Teufel ist das Problem, der Zweifel, der Gedanke an die Möglichkeit, daß es auch „anders“ sein könnte. Wenn Gott den Frommen segnet, so ist Frömmigkeit Egoismus. Warum also bin ich fromm? Diese Frage geht über den Mosaismus bereits hinaus. — Das verheißene Glück fesselt Hiob an die Gemeinde des Gottesdienstes, an den Kollektivbegriff Israel. Sein Glück steht zwischen ihm und seinem Ich. Also muß ihn Verlust der Habe, Ruin der Familie und Krankheit treffen. „Und Hiob sprach (3/2—4): Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach: Es ist ein Männlein empfangen. Derselbe Tag müsse finster sein, und Gott von oben herab müsse nicht nach ihm fragen, kein Glanz müsse über ihn scheinen.“ Seine Freunde sprechen nun gegen ihn. Sie beweisen ihm, daß Gott gerecht ist. Wenn ihn Unglück treffe statt des fortdauernden Segens, so müsse es seine eigene Schuld und die Strafe seiner Sünde sein. Die Freunde suchen also als orthodoxe mosaische Juden den Kollektivbegriff Israel gegen seine Ichfrage zu verteidigen. Der lange Streit kann zu keiner Verständigung führen; die Freunde beharren auf dem Mosaismus, aber in Hiob regt sich das Bewußtsein des eigenen Ich, die Vorahnung

des Christentums. (19/25, 26): „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleisch Gott sehen.“ Die Freunde können ihn nicht verstehen. (21/34): „Wie tröstet ihr mich so vergeblich, und eure Antwort findet sich unrecht.“ Hiedurch stellt Hiob sich außerhalb Israels. Er ist allein, niemand kann seine quälende Frage beantworten. Da kommt das Gewitter; der Zerbrochene schleppt sich hinaus, um über dem Anblick der Größe die eigene Kleinheit zu vergessen. Hier verstummt sein Fragen, und es kommt die Antwort. (38/1—4, 17—20): „Und der Herr antwortete Hiob aus einem Wetter, und sprach: Wer ist der, der so fehlet in der Weisheit, und redet so mit Unverstand? Gürtle deine Lenden wie ein Mann; ich will dich fragen, lehre mich. Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mirs, bist du so klug! Haben sich dir des Todes Tore je aufgetan? Oder hast du gesehen die Tore der Finsternis? Hast du vernommen, wie breit die Erde sei? Sage an, weißt du solches alles? Welches ist der Weg, da das Licht wohnt, und welches sei der Finsternis Stätte, daß du mögest abnehmen seine Grenze, und merken den Pfad zu seinem Hause?“ Da wird es licht in ihm, und er hat Gott und sein Ich gefunden. (42/1—5): „Und Hiob antwortete dem Herrn und sprach: Ich erkenne, daß du alles vermagst, und kein Gedanke ist dir verborgen. Es ist ein unbesonnener Mann, der seinen Rat meinet zu verbergen. Darum bekenne ich, daß ich habe unweislich geredet, das mir zu hoch ist, und ich nicht verstehe. So erhöre nun, laß mich reden: ich will dich fragen, lehre mich. Ich habe dich mit den Ohren gehört, und mein Auge siehet dich nun auch. Darum schuldige ich mich, und tue Buße im Staube und Asche.“

Das Buch Hiob enthält aber nicht nur die Geschichte des subjektiven Geisteslebens Hiobs, es hat auch objektive Bedeutung. Obwohl die Freunde Hiobs vom mosaischen Standpunkt aus richtig gesprochen haben, befiehlt ihnen Gott dennoch (42/7, 8), Sühnopfer zu bringen und Hiob für sie bitten zu lassen. Also hat das Buch Hiob trotz dem Gesetz objektive Gültigkeit; mit Hiob beginnt das prophetische Judentum.

Zur Zeit der beginnenden Auflösung Israels finden wir das prophetische Judentum im Kampfe mit den Repräsentanten des Mosaismus, den Leviten. Die im mosaischen Gesetz liegende Zweideutigkeit ermöglichte die rein äußerlich-nationalistische Auffassung der mosaischen Lehre: die Juden seien das auserwählte Volk, weil sie es eben seien, und damit besser als die andern. Diese Nationalarroganz (die den Juden nie Glück gebracht hat) mußte begreiflicherweise bei den Leviten am größten sein, da diese die bevorzugte Kaste der Juden waren. Der „Gastgedanke“ und das Heidenapostolat waren in Vergessenheit geraten; die Religion war zur Liturgie geworden, die Übung des Gottesdienstes zur Selbstgerechtigkeit. (Jes. 58/2): „Sie suchen mich täglich und wollen meine Wege wissen, als ein Volk, das Gerechtigkeit schon getan, und das Recht ihres Gottes nicht verlassen hätte. Sie fordern mich zum Recht, und wollen mit ihrem Gott rechten.“ Dabei klagen die Propheten über Unrecht und größten Bruch der Sittengesetze. Da nun der Kollektivbegriff „Israel“ bei weitem mehr äußere Vorschrift enthielt als innere Wahrheit (ich meine: räumlich, im geschriebenen Buch, für den Unverstand des blind den Leviten ergebenen orthodoxen Juden); da mithin dieser Kollektivbegriff in seiner Zweideutigkeit eine Stütze des erstarrten Levitismus war, konnte das prophetische Judentum sich nicht auf den bloßen Kampf gegen die Leviten beschränken, sondern es mußte auf das Gesetz

zurückgreifen, es erläutern, die Grundlagen und Konsequenzen der Gebote darlegen. Hiebei gelangte das prophetische Judentum zu seinem Hauptproblem: dem des Priesterberufs. Die erwiesene Unzulänglichkeit des Levitismus machte den wahrhaften Priester notwendig, der nicht nur das Amtsschildlein trug, sondern darin auch „Licht und Recht“. (2. Mos. 28/30.) Dieser Priester war aber nicht da, und keiner der Propheten hat sich selbst dafür gehalten, so sehr jeder von ihnen sich seiner unermesslichen Überlegenheit über die Leviten bewußt war. Dieser vollkommene Priester war also die Hoffnung der Zukunft. Die Aufgaben des prophetischen Judentums waren also: Erinnerung an den ursprünglichen Sinn des Mosaismus; Sprengung des Kollektivbegriffes „Israel“; Erforschung der Grundlagen und der Konsequenzen der Sittengesetze; Verkündung des erhofften zukünftigen Priesters.

(Ich muß hier nochmals hervorheben, daß meine Darstellung eine willkürlich-subjektive ist. Man unterscheidet mit Leichtigkeit im Buch Jesaias die Teile 1—12; 13—27; 28—35; 36—39; 40—66. Von diesen sind die beiden ersten mehr national; sie stellen den Messias als kommenden großen König dar. Der größte und letzte Teil ist apostolisch; sein Grundgedanke ist das Heidenapostolat und der Messias als Priester. An letzteren Teil knüpfe ich an, was eine objektive Betrachtung nicht tun dürfte.)

Israel ist abgefallen. Zum Teil herrscht Götzendienst; aber auch wo an der Tradition festgehalten wird, ist der Gottesdienst äußerlich. Jes. 1/15: „Und ob ihr schon viel betet, höre Ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Bluts.“ Der ursprüngliche Sinn des Mosaismus ist das Heidenapostolat. Jes. 2/3: „Von Zion wird das Gesetz ausgehen.“ Alle Völker werden sich dem Gesetz beugen, „und werden fort nicht mehr kriegen lernen.“ Anstatt daß die Juden nun das Vorbild der Heiden wären, sind sie selbst

Götzendiener. (2/8, 9): „Auch ist ihr Land voll Götzen, und beten ihrer Hände Werk an, das sie mit ihren Fingern gemacht haben; da bückt sich der Pöbel, da demütigen sich die Junker.“ Die Heiden wären für die Wahrheit empfänglicher als die Juden. (Ez. 3/5, 6): „Ich sende dich nicht zu (fremden) Völkern...; und wenn Ich dich gleich zu denselben sendete, würden sie dich doch gerne hören. Aber das Haus Israel will dich nicht hören.“ Daher lehren die Propheten, daß Gott keineswegs auf Israel angewiesen sei; er könne auch die Levitenkirche verwerfen und sich unter den Heiden eine neue Gemeinde gründen. (Ez. 7/20, 21): „Sie haben aus ihren edlen Kleinodien, damit sie Hoffart trieben, Bilder ihrer Greuel und Scheuel gemacht; darum will Ich es ihnen zum Unflat machen; und will es Fremden in die Hände geben, daß sie es rauben, und den Gottlosen auf Erden zur Ausbeute, daß sie es entheiligen sollen.“

Jes. 4/2, 3: „Zu der Zeit wird des Herrn Zweig lieb und wert sein, und die Frucht der Erde herrlich und schön bei denen, die behalten werden in Israel. Und wer da wird übrig sein zu Zion, und überbleiben zu Jerusalem, der wird heilig heißen; ein Jeglicher, der geschrieben ist unter die Lebendigen zu Jerusalem.“ Es wird (Ez. 9/4) „ein Zeichen gemacht an die Stirne der Leute, so da seufzen und jammern über alle Greuel, so (in Jerusalem) geschehen.“ Hier muß schon das prophetische Judentum den Bereich des Mosaismus verlassen, in dem „die Lebendigen zu Jerusalem“ nicht hervorgehoben werden. (Jes. 28/15, 16): „Denn ihr sprecht: Wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Hölle einen Verstand gemacht; wenn eine Flut dahergehet, wird sie uns nicht treffen, denn wir haben die Lüge zu unserer Zuflucht, und die Heuchelei zu unserem Schirm. Darum spricht Gott der Herr: Siehe, Ich lege in Zion einen Grundstein, einen bewährten Stein, einen köstlichen Eckstein, der wohl gegründet ist. Wer glaubt,

der fliehet nicht.“ Nicht mehr das Halten der Gebote wird als Unterscheidungsmerkmal genommen, sondern der Glaube; nicht Gerechtigkeit wird verlangt, sondern Willigkeit. (Jes. 28/19): „Denn allein die Anfechtung lehret auf das Wort merken.“ Hier ist schon das Ich die geistige Grundlage des Menschen. Deshalb wird auch das Gericht gelehrt. (Jes. 30/18): „Der Herr ist ein Gott des Gerichts; wohl allen, die seiner harren.“

Was soll nun der Mensch tun? Gerecht kann er nicht sein; das „Heiligsein“ des Gesetzes geht über seine Kräfte. Die Sünde liegt zwischen Gott und Mensch. Die Strafe der Sünde ist eine Selbstbestrafung der Menschen. Da die Menschen sich von Gott abwenden, verfallen sie der Ichsucht, und die Folgen dieser Ichsucht, Tyrannenherrschaft und Lüge, sind die Strafe des Menschen. Also nicht äußerlich ist die Strafe, sondern innerlich. Jes. 3/9: „Wehe ihrer Seele! denn damit bringen sie sich selbst in alles Unglück.“ Die von der Ichsucht erfüllten Menschen verschließen sich dem Wort: ihre Strafe ist die Taubheit. Die Tauben werden hören und die Blinden werden sehen (Jes. 29/18, 35/5), aber die Juden werden (Jes. 6/10) „nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihren Herzen“. Nicht Gott hat sich vom Menschen abgewendet, sondern der Mensch von Gott. (Ez. 24/13): „Deine Unreinigkeit ist so verhärtet, daß, ob Ich dich gleich gerne reinigen wollte, dennoch du nicht willst dich reinigen lassen von deiner Unreinigkeit.“ (Vgl. Jes. 59/1, 2) Was nun soll der Mensch tun? (Ez. 33/10, 11): „Darum, du Menschenkind, sage dem Hause Israel: Ihr sprecht also: Unsere Sünden und Missetat liegen auf uns, daß wir darunter vergehen; wie können wir denn leben? So sprich zu Ihnen: So wahr als Ich lebe, spricht Gott der Herr, Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose be-

kehre von seinem Wesen und lebe. So bekehret euch doch nun von eurem bösen Wesen. Warum wollt ihr sterben, ihr vom Haus Israel?“ Die Gefahr der Sünde ist, daß der Mensch sich selbst als ausgestoßen, als gefallen betrachtet, daß er sich selbst sittlich nicht mehr ernst nimmt und, da er Vergangenes nicht ungeschehen machen und Geschehenes nicht sühnen kann, daran verzweifelt, überhaupt noch sittlich sein zu können. Deshalb muß der Mensch glauben, daß das Vergangene ihm vergeben ist, sofern er wahrhafte Reue zeigt und übt. Es ist niemals zu spät, und niemals fruchtlos, umzukehren und Gutes zu tun. (Jes. 1/18): „So kommt dann, und laßt uns miteinander rechten, spricht der Herr. Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch werden wie Wolle.“ Die Vergebung der Sünde ist Gnade. Verdie nen kann der Mensch die Vergebung nicht (Ez. 16/62, 63), „sondern Ich will meinen Bund mit dir aufrichten, daß du erfahren sollst, daß Ich der Herr sei: Auf daß du daran gedenkest, und dich schämest, und vor Schande nicht mehr deinen Mund auftun dürfest, wenn Ich dir alles vergeben werde, was du getan hast, spricht Gott der Herr.“ Und so wenig die Strafe der Sünde äußerlich ist, sondern innerlich erfolgt durch Taubheit und Verzweiflung, so wenig ist der Lohn der guten Tat äußerlich. Der Lohn ist Aufhebung der Taubheit (Jes. 58/9): „Dann wirst du rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin Ich.“ Und die Verzweiflung wird verdrängt von der Freude in Gott (Jes. 58/14): „Als dann wirst du Lust haben am Herrn, und Ich will dich über die Höhen der Erde schweben lassen, und will dich speisen mit dem Erbe deines Vaters Jacob; denn des Herrn Mund sagt es.“

„Aber wer glaubt unserer Predigt? Und wem wird der Arm des Herrn geoffenbaret?“ (Jes. 53/1.) Die Lehre ist

da, aber der Lehrer fehlt. Keiner der Propheten hat sich selbst je dafür gehalten; keiner hat sich zugetraut, dem Menschen das eigene Ich zu zeigen und ihn an die Gnade glauben zu machen. Den Glauben kann nur lehren, wer auf Gott vertraut, dieses Vertrauen kann sich nur beweisen im Verzicht auf Macht und Ehre. So sagt auch Jesaias von sich selbst (50/6): „Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mich rauten; mein Angesicht verbarg ich nicht vor Schmach und Speichel. Denn Gott, der Herr, hilft mir, darum werde ich nicht zu Schanden.“ Der kommende Lehrer wird nicht groß und mächtig sein, sondern „der allerverachtetste und unwerteste.“ (Jes. 53/3.)

Der kommende Lehrer ist Christus. Christus wird das Wort Gottes lehren. Denn Gott selbst ist unnahbar; aber sein Wort ist Mittler. (Jes. 55/11): „Das Wort . . . soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“ (53/11): „Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen, und die Fülle haben. Und durch sein Erkenntnis wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen: denn Er trägt ihre Sünde.“ —

Die wundervolle Entwicklungsgeschichte des jüdischen Glaubens noch einmal überblickend, können wir sagen: es gibt kein Judentum, das nicht in der Hoffnung auf den kommenden Christus endete. Das Judentum ist eine Bewegung, aber kein Zustand. Der Sinn des Judentums ist, den Unterschied zu zeigen zwischen göttlichem Sein und menschlichem Werden. Menschen von einer unfaßbaren Größe haben um die Wahrheit gerungen, aber keiner konnte die einfachen Worte des Vaterunser aussprechen. Das prophetische Judentum hat sich Christus genähert bis auf einen Millimeter — aber in diesem Millimeter steckt noch die ganze Unendlichkeit. Nicht wie Moses das gelobte

Land der Wahrheit von ferne erblickend, sondern an seiner Schwelle stehend, endet das prophetische Judentum mit den Worten Johannis des Täufers: „Dieser muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

* * *

Alles formale Denken beruht auf dem Identitätssatz: $A = A$. Das formale Denken umfaßt alles, was überhaupt Gedanke werden kann, handle es sich nun um die Religion oder um die kaufmännische Geschäftsführung. Das formale Denken ist also charakterlos. Diese Charakterlosigkeit will ich zum Ausdruck bringen, indem ich den Identitätssatz in Form einer Nullgleichung schreibe: $A - A = 0$. In dieser Form teilt uns der Satz sofort seine lebenswichtigste Konsequenz mit: das formale Denken ist aus sich selbst heraus keiner Bereicherung fähig. Beim formalen Denken kann immer nur herauskommen, was im Anfang zugrundegelegt worden war. Das formale Denken kann Begriffe und Gedanken umformen, aber nie erzeugen. Bereichert wird es nur durch Erfahrung und durch Offenbarung: durch Erfahrung, insoferne der Mensch Kenntnis von der Materie und deren physikalischen und chemischen Eigenschaften erhält, durch Offenbarung (im weitesten Sinn dieses Wortes), insoferne sein Gottverhältnis oder seine Stellung zum Nebenmenschen eine Änderung erfährt. Alle Wissenschaft beruht auf Erfahrung, alles existenzielle Denken auf Offenbarung. Dementsprechend hat auch der Identitätssatz seine beiden Pole, je nach dem, was der Mensch seinem Denken zugrunde legt. Ist die Grundlage tot, so muß der Erfahrungssatz resultieren von der Erhaltung der Materie und der Energie; und dieser Satz ist selbstverständlich. Ist die Grundlage lebendig, so muß der Offenbarungssatz entspringen: „Ich werde sein, der Ich sein werde“ (2. Mos. 3/14). Jener Satz besagt

nichts, als daß Materie und Energie tot sind. Dieser Satz besagt, daß Gott das Leben ist, und enthält die Wahrheit. Die Wahrheit ist, daß Gott allmächtig ist, und Aufgabe des Eigenwillens vor der Allmacht der Lebensbesitz des Menschen³⁾. Die Wahrheit ist paradox, die Wahrheit ist identisch mit dem Paradoxon. Die beiden Pole des Identitätssatzes sind also das Paradoxon und die Selbstverständlichkeit. —

Jude sein, heißt ehrlos sein und ungenial. Ehre konnten die Juden nie haben, denn sie waren nie ein Volk, und die mosaische Religion beruhte auf der apriorischen Ausschließung jeglicher Ehrbegriffe. Genie blieb ihnen verschlossen, denn was an Genie in ihnen war, opferten sie dem Glauben, der, dem wahren Ich des Menschen keinen Raum lassend, gegen das Ideal-Ich des Genies von einer beinahe blutdürstig zu nennenden Unduldsamkeit war. Die ganze Geschichte des Judentums ist nichts als ein Ringen um das Paradoxon. Als das Paradoxon durch Christus geoffenbart wurde, fügten die Juden sich dieser Offenbarung nicht, und ihre Geschichte war zu Ende. Nachdem sie dem Glauben alles geopfert hatten, was Menschen opfern können, und diesen Glauben, als er geoffenbart wurde, nicht annahmen, sondern im Trotz (der doch nichts ist als Menschenschwachheit) verwarfen, standen sie da ohne Besitz und leben nun fort ohne Geschichte — ein geistiger Zusammenbruch, der beispiellos dasteht. Ein Jude kann Genialität haben; aber zum Genie gehört nicht nur Genialität, sondern Unschuld, und die hat kein Jude⁴⁾. Er kann ein tapferer Vaterlandsverteidiger

³⁾ Vgl. Ebners Buch, S. 118, und Theodor Haecker, „Satire und Polemik“ (Brenner-Verlag), S. 177.

⁴⁾ Vgl. Ebners ausgezeichnete Bemerkung in seinem Buche, S. 202.

sein; aber zum Helden gehört nicht nur Tapferkeit, sondern Wagemut, und der ist nicht jüdisch. Ein Jude kann ein Heiliger sein, aber kein Genie, ein Märtyrer, aber kein Held. Die mosaisch anerzogene Bewußtheit verschließt ihm alles Unmittelbare: alles Geistige flieht zum Sinn, alles Materielle zum Zweck. Es gibt nur zwei Realitäten: Gott und Brot. Der Jude entbehrt alles dessen, was den Menschen schmückt. Er scheint, was er ist, gut wenn er gut ist, schlecht wenn er schlecht ist; er ist extrem, Licht neben Finsternis, ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues den Philistern, die im Halbdunkel leben, das Licht scheuen und die Finsternis fürchten. Das ist die Ursache des Antisemitismus. Das ist der Segen und Fluch des Gesetzes. Das Gesetz sagt zum Juden: Ehre kannst du nicht und Genie darfst du nicht haben; du hast also dem Glauben alles geopfert. Wenn du dem Glauben treu bist und treu bleibst bis zur letzten Konsequenz, so wirst du haben, was der Glaube dir gibt: Würde und Weisheit, und wirst mehr sein als die Völker, die nur Ehre und Genialität haben. Wenn du aber vom Glauben abfällst, so wirst du nichts haben und unsagbar häßlich, verachtet von den Völkern, im Elend leben. Und da du das Paradoxon verworfen hast, bleibt dir die Selbstverständlichkeit; die Ausbreitung der geistigen Öde ist die einzige historische Aufgabe, die dir noch bevorsteht. —

Es könnte nun den Anschein haben, als sei diese Darstellung jüdisch-national, in einem umgekehrten Sinn freilich, aber doch nationalistisch; als stellte ich das Christentum dar als jüdischen Geistesbesitz, der, den Juden verlorengegangen, jedem Nichtjuden a priori verschlossen bleiben müsse, es sei denn, er bekehre sich vorerst zum Judentum. Es hat ja auch tatsächlich in den ersten Jahren des Urchristentums eine judenchristliche Sekte gegeben, die so dachte, und gegen die zu kämpfen eine Hauptauf-

gabe des Apostels Paulus war. — Ich sehe mich also genötigt, mich hierüber näher zu erklären.

Wenn ich den Juden die Schein- und Trugbegriffe Ehre und Genialität abspreche, so habe ich hiemit nicht im geringsten den Juden irgendeinen Vorsprung auf dem Wege zu Christus vorbehalten, sondern nur gesagt, daß die Ausgangsstellung des Juden eine gründlich andere ist als die des Ariers, daß die Wege und die auf diesen Wegen liegenden Hindernisse, und dementsprechend auch die spezifischen Laster der Rassen grundverschieden sind.

Das Judentum hat seinen Ausgangspunkt in der Gemeinde, im Kollektivbegriff Israel, und seine Aufgabe ist, zum Ich zu finden; dann steht der Jude vor dem Christentum. Das Ariertum hat seinen Ausgangspunkt im Ideal-Ich, in der Persönlichkeit des Genius-Heroen, des Dornröschen-Prinzen ⁹⁾; seine Aufgabe ist, zum Altar zu finden, damit der Genius-Heroe Unterwerfung lerne; dann steht der Germane vor dem Christentum. So sind auch die Laster der Völker verschieden. Jüdisch ist das Ressentiment gegen alles Paradoxe, der giftige Haß gegen alles, was sich über den Kollektivbegriff erhebt, die mephistophelische Begrinsung alles Seelischen; arisch, ach, allzu- arisch! ist Faust, der deutsche Philister, der alles so schrecklich ernst nimmt, aber dessen Humorlosigkeit doch der tödliche Beweis dafür ist, daß nicht vom Pudel, sondern von ihm selbst die Worte gelten:

„— ich sehe keine Spur
von einem Geist, und alles ist Dressur.“

Das im Reim anklingende Wort „Kultur“ sollte abgeschafft werden. Es bezeichnet einen verlogenen Zwitter-

⁹⁾ „Traum vom Geist“, sagt Ebner, in dessen Schriften überhaupt das Beste steht, was über das Thema gesagt werden kann.

begriff, der total Verschiedenes in Eins zusammenwirft. Das eine ist das Genie, Hölderlin und Mörike, Rogier van der Weyden und Geertgen van Haarlem, der Weg des germanischen Geistes vom Märchen zum Evangelium; denn das Genie ist ein Apologet des Paradoxons, der sich selbst mit dem Paradoxon identifiziert. Das andere sind Museum und Bibliothek, die der Philister von seinen Vätern ererbt, die er erwirbt, um sie dann hypotheckenfrei zu besitzen und hinter diesem Besitz einbruchsicher gegen die Wahrheit versammelt zu sein. Das Genie ist ein hoher positiver Wert, das Bildungsphilisterium ist ein negativer Wert vom selben Betrag. Addiert geben sie den Gesamtwert der Kultur: Null!

Die Entwertung aller Kulturwerte, die diesen Gesamtwert immer deutlicher erkennen läßt, ist die Bedeutung der Gegenwart; und ihre Forderung lautet, daß der Mensch sich für das entscheide, was nicht Null ist: „Denn wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, auch das er meint zu haben.“ (Luc. 8/18.)

* * *

Ezech. 37/1—10.

Im Obigen habe ich versucht, die beiden Wege nachzugehen, die mit Notwendigkeit zur Person Christi führen: den persönlichen und den historischen, die man auch vielleicht als den germanischen und den jüdischen bezeichnen könnte. Auf dem germanischen Wege gibt es die Ausflucht der „Kultur“, auf dem jüdischen den Zusammenbruch des Eigensinns. Aber jeder dieser beiden Wege führt zu Christus, wenn er nur zu Ende gegangen wird.

Ich glaube, daß Christus die Offenbarung des Paradoxons ist. Von Christus stammt das Vaterunser, das Gebet, das gleichzeitig das Credo des Christen ist. „Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel.“ Diese Worte sind paradox bis zur Vernunft-

widrigkeit. Der Himmel ist das Unendliche, wie Gott unendlich ist; die Erde ist endlich wie der Mensch. Der Wille Gottes geschieht im Unendlichen, aber nicht im Endlichen, das Endliche wersetzt sich dem Unendlichen. Das „Ich bin der Herr“ des alten Testaments ist hier ersetzt durch die Bitte, die gleichzeitig Glaubensbekenntnis ist: Sei Du Herr! Die Paradoxie besteht darin, daß der ohnmächtige Eigenwille des Menschen imstande ist, die göttliche Allmacht zu verdrängen. Diese Paradoxie ist nichts anderes als die Bestätigung der Lehre des Jesaias, daß der Mensch für seine Sünde mit Taubheit und Verblendung bestraft wird, daß der Mensch selbst sich selbst bestraft. Der Eigenwille schließt den Menschen von der Allmacht aus. Der Eigenwille des Menschen, sein Schöpferwahn, schlägt in den Zerstörerwahn um; der Eigenwille des Menschen kann nicht ordnen. Die Allmacht ordnet. Der menschliche Eigenwille erreicht sein Maximum, wenn der Mensch sich vermißt, über Tod und Leben zu entscheiden. Da nun der Mensch an nichts anderem leidet als an seinem Eigenwillen (der als Ehre zum Ausdruck kommt), ist die Erlösung des Menschen gleichbedeutend damit, daß ihm die Nichtigkeit seines Eigenwillens zu fühlen gegeben wird. Die Offenbarung des Paradoxons ist die Erlösungstat. Christus ist Gott und Mensch in einer Person; zugleich der Mensch, der geboren wurde, Kind, Jüngling und Mann war, lebte und starb, und zugleich Gott, allmächtig und ewig. Gott hat auf die Menschenmacht verzichtet und alles das nicht besessen, was Menschen zu besitzen wünschen, alles das nicht getan, was zu tun den Menschen als bedeutend erscheint. Gott hat die Mißhandlung der Menschen ertragen und hat sich von ihnen kreuzigen lassen. Gott hat den menschlichen Eigenwillen gewähren lassen bis zum äußersten, der menschliche Eigenwille hat Gott mißhandelt und getötet — und

Gott ist lebendig und allmächtig. Alle ihre ohnmächtige Gewalttat haben die Menschen geübt — und es ist nichts. Und der Mensch Jesus, im Glauben vollkommen, hat diesen Glauben mit seinem Tode bezeugt. Da die Menschen sich Gott widersetzen, versündigten sie sich am Menschen; und da sie den Menschen töteten, sündigten sie gegen Gott. Diese doppelt paradoxe Offenbarung ist das Erlösungswerk.

Der Widerspruch, daß Christus sich „entwickelt“ hat und doch vollkommen war, kommt zur Auflösung eben nur im Paradoxon, daß Christus Gott und Mensch war, als Mensch die Entwicklung, ohne je einen Fehltritt zu tun, zu Ende gehend, als Gott vollkommen, seiend ohne Werden; als Mensch zeitlich, als Gott ewig. Werden und Sein stoßen hier in einem Punkte zusammen, wie im Jahre 1 das alte und das neue Testament. Auch die Doppelheit der Bibel, die ein Testament der Entwicklung und ein Testament des Seins enthält, symbolisiert die Doppelheit der menschlichen und der göttlichen Natur Christi. Durch diese Doppelheit ist Christus den Menschen zweierlei: Vorbild und Erlöser. Der gute Mensch hat ein Betätigungsbedürfnis, der böse Mensch hat ein Erlösungsbedürfnis. Dem guten Menschen ist Christus Vorbild, dem bösen Erlöser. Denn es gibt Menschen, die auf dem rechten Wege sind, aber des Vorbilds bedürfen, um ihn zu Ende zu gehen: und das Gehen dieses Weges ist die Erlösung. Und es gibt Menschen — es sind nicht die schlechtesten! — die sich nie im Leben einem Menschen unterwerfen können; zur guten Betätigung unfähig, extrem subjektiv, abgeschlossen und eingemauert, brütet er über seinem eigenen Ich, und erst der Erlöser kann ihm den Weg zeigen; das Vorbild fände ihn blind. Wer kann die Sünde eines solchen Menschen verstehen als allein der, für den diese Sünde eben nicht Sünde ist? Die Sünde ist, Schöpfer sein zu

wollen — Christus, Gott und Mensch in einer Person, ist der Einzige, für den nicht Sünde ist, was für jeden anderen Menschen Sünde ist, der Einzige, der diese Sünde in allen ihren Möglichkeiten kennt, ohne je gesündigt zu haben. Der Mensch Jesus ist Vorbild, der Gott Christus ist Herr und Richter, der Gott und Mensch Jesus Christus ist Erlöser.

Dagegen wenden Sie ein, daß es nirgends stehe. Könnte Christus jemals ein Dogma ausgesprochen haben? Damit hätte er die Menschen vergewaltigt. Christus hat den Glauben an ihn verlangt, jedoch dem Menschen freigelassen, in ihm Gott zu sehen oder den Menschen. Jeder Glaubenssatz muß in der menschlichen Lebenspraxis seinen lebendigen Ausdruck finden. Für den Menschen, der des Vorbildes bedarf, wäre der Satz von der Gottheit Christi nur ein Lehrsatz. Ein Mensch wie Sie gründet seine Lebenspraxis auf das Vorbild. Aber der Glaube an Christus als den menschengewordenen Gott ist die Grundlage der Lebenspraxis für einen Zweifler wie Thomas, der, endlich überzeugt, ausruft: „Mein Herr, und mein Gott!“ Und auch für einen bekehrten Gewaltmenschen wie Paulus, der von seiner Erlösung spricht: „Er ward entzückt in das Paradies, und hörte unaussprechliche Worte, welche kein Mensch sagen kann.“ (2. Cor. 12/4.) Dem suchenden Menschen kann mit einem Dogma natürlich niemals gedient sein; man kann ihm nicht sagen: Christus ist der reine Mensch; oder: der menschengewordene Gott, also mußt du tun, was er sagt; sondern: folge ihm, und du wirst erkennen, wer er ist. (Vgl. Joh. 7/17.) Auch das Wort Joh. 14/9: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, ermöglicht im Anschluß an 1. Mos. 1/27, 2. Mos. 33/20, Hiob 42/5 und Joh. 1/18 beide Auffassungen. Insbesondere sind es die Stellen Joh. 1/33 und 8/23, die eine nur menschliche Auffassung nicht zulassen; und gerade an

diesen Stellen ist der prinzipielle Unterschied zwischen Christus und dem Propheten ausgesprochen. —

Es hat keinen Sinn, das Wunder auf eine bloß „geistige“ Bedeutung reduzieren zu wollen. Wenn das Evangelium von der Heilung eines Blinden berichtet, so kann man nicht „auslegen“, der Blinde sei „geistig“ blind gewesen und Christus habe ihn „geistig“ sehend gemacht. Eine solche Tendenz muß bei einer Reduzierung der ganzen Bibel auf bloße Mythologie enden; aber dann ist es doch besser, aus den Sittengesetzen und den Predigten Jesu die ethischen Elemente zu excerpieren — und schließlich Atheist zu werden, wenn man will und kann. Das Wunder muß wörtlich genommen werden: Jesus hat den körperlich Blinden körperlich sehend gemacht. Andererseits ist es aber auch sicherlich unrichtig, auf das Wunder zu pochen, es so ganz einfach als Tatsache hinzustellen. Das Wunder ist unbegreiflich. Von denen, die es sahen, heißt es: „Und sie gerieten außer sich“; und daher kann das Wunder nicht so ganz einfach als „Tatsache“ hingestellt werden. Der wirkliche, unerschütterliche Glaube an das Wunder ist selbst schon beinahe ein Wunder. (Math. 21/21.) Ein solcher Glaube ist wohl nur ganz wenigen Menschen gegeben. Das „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“ ist sicherlich der richtigste Standpunkt für einen nicht außerordentlichen Menschen, dem der Konflikt zwischen Glauben und Wissen stets schweren inneren Zwiespalt verursachen wird. Aber in Anbetracht der Tatsache, daß wir ein Wissen gar nicht haben und daß die exakte Wissenschaft letzten Endes doch nur die exakte Formulierung der Tatsache ist, daß wir nichts wissen, ist dieser innere Zwiespalt nur der zwischen Glaube und Gewohnheit. Daß das Aufgehen der Sonne im Osten und ihr Untergehen im Westen hundertmillionenmal beobachtet worden ist, ist kein Beweis dafür, daß sie

es morgen auch tun wird. Es gibt keine Naturgesetze, es gibt nur Beobachtungsgewohnheiten. Und hier erweist sich der Wunderglaube als toleranter: denn er schließt die Kontinuität der Beobachtungsgewohnheit ein als eines der Wunder; aber die Gewohnheit protestiert dagegen, daß der Glaube keine ist! —

Die Glaubensforderung Christi ist, an ihn als an die Wahrheit des menschlichen Lebens zu glauben. Diese Wahrheit, in jedem Fall paradox, ist dieselbe, sehe der Mensch in Christus den menschengewordenen Gott oder den reinen Menschen, den Erlöser oder das Vorbild. Für den, der in Christus Gott sieht, ist die Wahrheit die Allmacht Gottes, die den über Leben und Tod sich überhebenden menschlichen Eigenwillen als das dartut, was er ist: nichts. Für den, der in Christus den Menschen sieht, ist die Wahrheit, daß der seinen Eigenwillen aufgebende Mensch keineswegs willenlos und hilflos dasteht, sondern getragen von dem an Stelle des Eigenwillens einfließenden Willen Gottes, der den Menschen Leiden und Tod überwinden läßt. Die in Christus geoffenbarte Wahrheit ist also nur eine: „Dein Wille geschehe auf Erden, wie auch im Himmel.“

An Christus glauben, heißt an ihn als an die Wahrheit glauben; an Christus nicht glauben, hieße, an die Wahrheit nicht glauben. Die Wahrheit ist ewig; der an der Wahrheit sich entscheidende Mensch verewigt sich selbst in dieser Entscheidung. Christus gibt den Menschen das Wissen um die Wahrheit. Nun wissen es die Menschen; und (Joh. 13/17): „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es tut.“ Aber (Joh. 9/41): „Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprecht: Wir sind sehend; bleibet eure Sünde.“ Christus ist das in die Welt gekommene Licht (Joh. 3/19); und in diesem Lichte erkennt jeder Mensch sich selbst, durch dieses Licht gelangt der Mensch in den Besitz des eigenen Ich. Dieser

Besitz des eigenen Ich ist der Lohn des ewigen Lebens. Ob es Menschen gibt und geben k a n n, die an der Wahrheit sich negativ entscheiden und für die der Besitz des eigenen Ich ewige Strafe wäre, ist eine furchtbare Frage; aber zum Glück ist sie überflüssig. Der vor die Wahrheit gestellte Mensch hat alle seine Geisteskraft aufzubieten, um sich selbst zu erkennen. Der Nebenmensch ist unerkennbar ⁶⁾. Wenn mein Nebenmensch in meiner Gegenwart durch Wort oder Tat sich für die Wahrheit entscheidet, so ist in diesem Augenblick in ihm selbst Wahrheit ⁷⁾, und ich muß an ihn und seine Wahrheitsentscheidung g l a u b e n. Bin ich aber nicht Zeuge seiner positiven Wahrheitsentscheidung, so weiß ich von ihm überhaupt nichts, und kann kein Urteil über ihn haben. Daß er sich an der Wahrheit n e g a t i v entscheide, könnte ich nur wissen, wenn ich die Wahrheit wäre — aber ich bin es nicht. Ich kann also niemals wissen, daß ein Mensch sich negativ entscheidet; und daher ist es vom Standpunkt des existenziellen Denkens aus sinnlos, die Menschen ein-

⁶⁾ Ich halte mich hier an Ebners Buch, das zu kritisieren ich nicht wagen möchte, dessen Grundanschauung jedoch von der Liebe als der „subjektiven“ und dem Wort als der „objektiven“ Seite des Lebens mir mit 1. Kor. 13/12 in Widerspruch zu stehen scheint. Ich halte mich im Text an Ebners Satz, der Nebenmensch sei unerkennbar; aber an eben diesem Satz zweifle ich. Ich glaube, daß dieser Satz, den er konsequent vertritt, zu hart ist; er wäre vielleicht zu reduzieren auf den Satz, daß Menschenkenntnis o h n e Menschenliebe (Sehen des „Du“) unmöglich, aber mit Menschenliebe möglich und notwendig ist. Indes ist Ebners Satz, selbst in seiner übertriebenen Form, wertvoll, und ich halte mich in meiner Betrachtung ohne Bedenken an ihn, da aus seiner Anwendung sich kein Fehler ergibt.

⁷⁾ Der Augenblick des Glaubensdurchbruchs in einem ganz einfachen Menschen ist wunderbar dargestellt in Luc. 14/15.

zuteilen in „solche“, die sich positiv, und „solche“, die sich negativ entscheiden. Es ist denkbar, daß ein hiezu ganz besonders berufener Mensch^{a)} von der Verdammnis spricht, wie ja auch Christus von ihr gesprochen hat, als vom Gegenteil der Seligkeit. Aber während Christus viele Menschen persönlich selig gesprochen hat („Selig bist du...“; „Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes“; „Deine Sünden sind dir vergeben“; „Dein Glaube hat dir geholfen“) — hat er nie und in keinem Fall einen Menschen verdammt. —

„Wessen ist das Bild, und wessen die Inschrift?“ Und auf die Antwort: des Kaisers; erwidert Christus: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“ Denn der Mensch ist das Bild Gottes und trägt seine Inschrift. Dem Kaiser, also der menschlichen Gesellschaft, ist zu geben, was in dieser Gesellschaft entsteht: Arbeit, Steuerzahlung, Befolgung der Staatsgesetze; aber nie der Mensch. So sind alle weltlichen Bindungen zur reinen Sachlichkeit herabgedrückt, zu der selbstverständlichen, unpersönlichen Gehorsamkeit, mit der der Postbeamte Briefe sortiert und befördert. Gib dem Kaiser den Zinsgroschen und laß ihn mit seinem Zinsgroschen den Kaiser sein — er geht dich gar nichts an. Die Lehre Christi ist also, politisch betrachtet, nicht Revolution (wie manche es verstehen wollen), sondern etwas, wo sich das Kaisersein einfach aufgehört hat: passiver Gehorsam. Natürlich ist dieser politische Stoizismus nur die Außenseite der christlichen Ethik; die Innenseite ist: „Gott, was Gottes ist.“ Joh. 5/44: „Wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet? Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht.“ Der auf Ehre verzichtende Mensch hört auf, zwischen Recht und Pflicht zu unterscheiden; Recht und Pflicht fallen zusammen in eins.

^{a)} Vgl. Ebner, S. 221.

Wo Recht und Pflicht unterschieden werden und der seinem Eigenwillen folgende Mensch beide ins Gleichgewicht zu bringen trachtet, folgt Wirkung auf Ursache, herrscht Kausalität. Wo kein Eigenwille ist und Recht und Pflicht zusammenfallen, ist Freiheit. Der Mensch lebt zugleich subjektiv und objektiv: subjektiv, indem er fühlt und denkt, objektiv, indem er spricht und handelt. Die Rechtswissenschaft, die Subjektivität und Objektivität in Einklang zu bringen sucht, ist durch ihr Vorhandensein ein Beweis dafür, daß die Gesellschaft diesen Einklang nie erreicht. Der Einklang wäre Symmetrie; jeder Mensch ist unsymmetrisch. Der eine vergräbt sich in die Subjektivität und leidet an seiner Einsamkeit, der andere stürzt sich in die Objektivität und verliert sein Ich über dem Verfügen äußerer Tätigkeiten, die ihn nichts angehen. Nur der Mensch, der die Symmetrie annähernd erreicht hat, lebt gut: seine Außenwirkung beruht auf Kraft und braucht keine Gewalt, sein Innenleben findet Nahrung am Nebenmenschen und ist zur Nächstenliebe fähig. Wer viel hat, kann viel ausgeben, kann sich eine reiche Außenwirkung erlauben, k a n n es nicht nur, sondern m u ß es auch; und wird auf seine Nebenmenschen gut einwirken, ohne Gewalt, menschlich. Und umgekehrt: wessen Umgang mit Menschen menschlich ist, gewaltlos, der wird von diesem Außenleben auch innerlich profitieren, sein Alleinsein ist nicht tote Einsamkeit, sondern geistiges Leben, sein Verkehr mit Menschen nicht „Gesellschaftlichkeit“, sondern Gewinn für beide Teile. Das richtige Verhältnis zwischen Außenwirkung und Innenleben kann nie durch Gesetze festgelegt werden, der Mensch muß selbst zur Symmetrie finden. Sind ihm zehn Pfunde anvertraut, so muß er zehn hinzugewinnen; sind ihm fünf anvertraut, fünf; zwei, dann zwei. Wer sein Pfund vergräbt, hat so gefehlt, als hätte er gestohlen. Die S y m m e t r i e d e s

Menschen ist die Persönlichkeit und als solche das Fundament der Ethik. Insoferne nur ein einziger Mensch vollkommen symmetrisch ist in Außenwirkung und Innenleben, nämlich Christus, gibt es, streng genommen, nur eine einzige Persönlichkeit, nämlich Christus^{*)}). Was am Menschen Persönlichkeit genannt werden kann und soll, ist die möglichst vollkommene Symmetrie, die nie gänzlich erreicht ist, aber von jedem Menschen angestrebt und annähernd erreicht werden kann. Zur Ethik gehören nicht nur die Guttaten und Verbrechen des Menschen; jede Gleichgültigkeit ist ebenso unsittlich wie die Beleidigung des Nebenmenschen, die Haß und Übeltat erzeugt. Jeder Mensch muß sich selbst daraufhin prüfen, wie und in welchem Maße er zur Wirkung berechtigt (und hiemit auch verpflichtet), und zur Einsamkeit befähigt sei. Der Mensch darf nicht denken: ich tue Recht und spreche die Wahrheit; sondern er muß sich fragen: bin ich befugt, in diesem Falle das Recht zu vindizieren, die Wahrheit zu sprechen? Ist er nicht befugt und tut es doch, so hat er Unrecht getan, und hat gelogen. Wer dieser Symmetrie sich nähert, ist wahrhaft bedeutend, sei er noch so wenig; wer von ihr sich entfernt, ist unbedeutend, sei er noch so viel. Und da kein Mensch die Symmetrie jemals vollständig erreicht, ist jeder Mensch mit-schuldig an allem, was geschieht; die Schuld ist gemeinsam. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Durch das ganze Vaterunser läuft diese Mehrzahl: wir; und nur Gott ist die Einzahl. Das Vaterunser enthält die Tatsache der von Christus gestifteten christlichen, katholischen Kirche.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche ist Christus, sein Wort ihr Gesetz, das Vaterunser ihr Credo, der Würdige ihr Priester, ihr Glied jeder Mensch. Ihr Glaube ist

^{*)} „Theomorphismus“; Ebner, S. 190.

lehrbar und zwar durch nichts anderes als durch die Würde, die sich auswirkt nicht als orientalische Lethargie, die den Menschen zum Nichts, zum Nirwana führt, sondern als Freude (Jes. 58/14, Philipp, 4/4), die sich mitteilt und im Werk äußert. Die Kirche fördert, wer die Symmetrie anstrebt, sie schädigt, wer sich von ihr entfernt. „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“, und doch sind alle Menschen gleich; denn dem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert, und dem wenig gegeben ist, von dem wird wenig gefordert. (Luc. 12/48.)

Das Neue, das Christus gebracht hat, ist eben diese Kirche und das Persönlichkeitsbewußtsein, auf dem diese Kirche beruht. Aber einen neuen Glauben hat Christus nicht gelehrt. Die Bergpredigt macht die Menschen aufhören, und die Menschen erkennen in diesen Worten die längst bekannte Wahrheit, das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Eben weil Christus Gott ist, ist sein Wort nicht neu, sondern uralte; denn „durch dieses Wort ist alles gemacht, was gemacht ist“. Und nach der Bergpredigt kommt der Aussätzige und spricht: „Herr, wenn du willst, so kannst du mich wohl reinigen.“ Dem, der so spricht, ist Christus nicht neu, sondern unbekannt; und seine Worte enthalten sein Bekenntnis zu Christus. Kein anderes Bekenntnis als dieses will Christus, und in diesem die Menschwerdung des Menschen (Jes. 60/1): „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.“

* * *

Ich konnte diesen Brief konfessionslos schreiben (und ich habe absichtlich alles Konfessionelle vermieden), aber ich kann ihn nicht konfessionslos abschließen. Den Satz:

Christus habe keinen neuen Glauben gelehrt, kann ich nicht streichen, und ich kann ihn nicht stehen lassen, ohne seine Konsequenz zu bedenken. Nach der negativen Seite ist seine Konsequenz die Gleichgültigkeit: aber die Zeit der Militärkönige und Dichturfürsten, die die Menschen nach ihrer Fassung selig werden ließen, denn im Anfang war die Tat und Name ist Schall und Rauch — diese Zeit absoluter Aufklärung und feierlicher Langweile ist doch, hoffentlich!, vorüber. Nach der positiven Seite ist die Konsequenz keine andere als die Kirche, die auch nicht neu ist, sondern die Erbin der Auserwähltheit Israels.

Wenn Sie die offizielle römisch-katholische Kirche (von anderen zu reden, scheint die Mühe kaum zu lohnen) leugnen, so befinde ich mich in der peinlichen Lage, Ihnen weder absolut rechtgeben, noch absolut widersprechen zu können. Ihre religiöse Anschauung ermangelt, recht versehen, nicht der Objektivität des Gedankens: Sie sind der Überzeugung, daß der Masse mit ihrer Auflösung in Einzelne am besten gedient sei. Dagegen will die Kirche die Homilie. Gegen Sie läßt sich einwenden, daß die Masse sich eben nicht auflösen läßt, so daß sie das Problem ist und bleibt. Also hat die Kirche recht, sich mit der Masse einzulassen, denn sonst endet das Judentum auf dem Berge Sinai und das Christentum auf Golgatha. Aber dann entsteht die — auch von Ihnen aufgeworfene — Frage: wie das weitergehe? und ob es nicht dann eines Tages die Masse ist, die sich mit der Kirche einläßt?

Eine offizielle katholische Kirche mit offizieller, absoluter Autorität, und mit offiziellem Dogma, von dem kein Buchstabe hergegeben werden darf, ist eine Denknottwendigkeit. Wenn nun die Kirche, die den Anspruch erhebt, diese Denknottwendigkeit zu sein, durch mangelhafte Lebenspraxis daran zweifeln läßt, daß sie es sei, so bleibt keine Konsequenz als ein gänzlicher Weltpessimis-

mus: und ganz konsequenterweise ist Ihre Leugnung zunächst eine Leugnung der Welt, und erst infolgedessen eine Leugnung der Kirche. Jeder andere Standpunkt wäre innerlich inkonsequent. Die Quäker zum Beispiel — bei aller pflichtschuldigen Hochachtung vor ihrer edlen und wohlthätigen Gesinnung sei es gesagt — haben sicherlich Unrecht, den Hauptwert so beinahe ausschließlich auf humanitäre und soziale Tätigkeit zu legen. Man muß ja doch fragen, ob der Quäkersatz „Es gibt kein Dogma“ nicht den Folgesatz nach sich ziehe, daß humanitäre und soziale Tätigkeit nicht nur notwendig, sondern auch hinreichend sei für die von den Quäkern wie von allen ehrlich denkenden Menschen gewünschte Pazifizierung der Menschheit? Und ob dieser Folgesatz nicht selbst ein Dogma sei, und zwar ein falsches? Aber gewiß muß man dann auch fragen, ob die Kirche diese Tätigkeit nicht vernachlässigt habe, und ob der Sozialismus etwas anderes sei als die unerfreuliche, aber notwendige Folge dieser Unterlassung? Auch muß man wohl, angesichts der Kulturkämpferei, die Frage stellen, was denn ein Kulturoptimismus wolle, der die Schöpferin der europäischen Kultur, die Kirche, bekämpft, aber gewiß auch die Frage, ob die Kultur, von der Kirche als Erziehungsmittel angewendet, nicht in ihrer Fragwürdigkeit die Kirche selbst fragwürdig gemacht habe? Und nach all diesen Fragen entsteht die Schlußfrage: ob man mit solchem Fragen überhaupt der Wahrheit näher komme?

* * *

Überblicke ich nun, was ich geschrieben habe, und frage ich mich, wie ich zu Ihnen stehe, so finde ich, daß eine Differenz uns trennt. Ich halte am Paradoxon von der Göttlichkeit Christi fest, Sie möchten es ausschalten. Sie sehen in Christus den reinen Menschen, von dem auch der Taoteking Zeugnis gibt; ich verhalte mich hiezu unent-

schieden, ich bin davon nicht überzeugt, kann aber auch nicht widersprechen, denn kein Mensch weiß, was vor Urzeiten gewesen ist, und kein Mensch kann behaupten, daß die Offenbarung des Paradoxons nur einmal stattgefunden habe. — Aber das mündet schon in Spekulation. Was uns angeht, ist unsere heutige Welt, und hier stimme ich Ihnen so sehr zu als meine von der Ihrigen gänzlich verschiedene Denkweise es ermöglicht. Es ist nur ein Gott, und dieser eine Gott gibt nur ein Gebot: „Ich bin der Herr.“ Also gibt es auch nur eine Gebotsübertretung, nur eine Sünde: den Herrn nicht als Herrn anerkennen. Der Sündenfall ist die Weltbildung: und aus dieser muß der Mensch sich zurückfinden. „Siehe, Himmel und aller Himmel Himmel, und Erde, und alles, was darin ist, das ist des Herrn, deines Gottes.“ Das ist Ihr Glaube und dieser Glaube ist wahr, jenseits allen Argumentierens und Dozierens.

FRANCIS THOMPSON ORIENT-ODE

Sieh dort im Sanktuarium des Ostens
Der Tag, geweihter Priester,
In all seinen Pontifikalgewändern,
Hebt, und hebt mit süßer Langsamkeit,
Entnommen aus des Orients Tabernakel,
Jene Scheibe, offenbares Sakrament,
Das Benedelung sprüht durchs Morgengrau;
Und wenn die ernste Prozession zu Ende,
Die Erde, in erhabnem Ritus, nach Gebühr
Gesegnet — eh die zart geschickten Finger
Des Zwiellichts, violettberockter Akoluth,
Der priesterlichen Stolen ihn entkleidet —

Setzt er, als hehren Schluß der myst'schen Feler,
 Zu erlauchter Schau die Sonne mitten ein
 In des Westens flammende Monstranz.

O salutaris hostia
 Quae caeli pandis ostium
 Bresche schlagend durch den Wall der Finsternis,
 Himmlischer Stürmer, bist du gekommen!
 Ein Gott, den keiner schauen mag und — leben!
 Getrag'n in deiner Strahlenlade
 Während, ein froher David, diese Erde
 Vom Morgen bis zum Abend tanzt vor dir.
 Selene — laß die gefallne Eva;
 Schau an die schöne und die größte Tochter!
 Sie bringt dir ihre fruchtbarn Wasser dar,
 Daß auf dein erstes weißes Ave sie empfangen!
 Und ihr, der Schlichten, leihen deine Blicke
 Verlockend süßen Reiz;
 Welch hohe Anmut glückverheißend wächst
 Ihr unter deinen Augen, die sie schmücken!
 Sie war zuerst ein schüchtern Mädchen,
 Das seufzend ihrer Schönheit nicht recht traut
 Und heimlich voller Angst sich selbst betrachtet,
 Bis süßes Schmeicheln lockt beschwornen Reiz hervor.
 Ja deine Blicke, wonnevoller Liebenden,
 Schaffen die Schönheit erst, die sie entdecken!
 Welch köstlich Spiel von Trug und kleinen Schlichen,
 Listreich souffliert von Lieb' ihr ohne List,
 Gibt ihrer demutvollen Anmut Zier,
 Sobald dein Federbusch schauert vor harrenden Pforten des
 Morgens.

So gibt die Liebe dir, die deine Mitgift ist,
 Die Erd', obschon ihr erst erschrecktes Herz

Der anspruchsvollen Gabe sich erwehrt,
(Denn sie, arm Mädchen, hat aus eigner Kraft
Ja nichts in sich, nicht einmal Liebe,
Nur ein Nichtwissen, daß ihr Liebe fehlt)
Zurück sie in der reinen Unschuld ihrer Blumen;
Und heilige Düfte ihren Busen hüllen,
Der süßer schwillt, da du ihn drückst:
Obzwar noch holde Angst, der Freude zitternd' Amme,
Deiner Umarmung spröde sich entzieht,
Bis Phosphor führt, zu deiner Rückkehr Stunde,
Die lachende Gefangene
Aus sehnsuchtsvollem Westen.

Noch preiset wenigen des Himmels Majestät
Die Schrecken deiner Süße,
Und kündet dein Entsetzen, deine Wonnen,
Die an sich reißen, von sich stoßen.
Du brüllst, o Sonne, wie ein Löwe,
Deinen gehetzten Satelliten auf den Fersen,
Deine Planeten fliehn vor deiner furchtbarn Jagd.
Ein jeder kreist erschreckt in seiner Bahn.
Ein jeder flieht so gnadenlos verfolgt;
Seit auf die Welt die Jagd begann,
Fühlt sie das drängend Nahen deines Angesichts,
Doch auch die sanfte Leine deiner Strahlen.
Seit auf die Welt die Jagd begann,
Gegeißelt mit Schrecken, gegängelt mit Sehnen,
Wird die gewaltige Bahn von je durchrannt;
Mit Schrecken gestachelt, gegängelt mit Sehnen,
Sie lieben deine Zügel, meiden deinen Tadel.
Seit auf die Welt die Jagd begann,
Mit Lieb' die zittert, Furcht die liebt,
Vereinigst du das Weib dem Mann;

Und Tod mit Leben
 Trifft sich in hochzeitlichem Dunkel,
 Ineinander hauchend fremden
 Und doch wahlverwandten Atem.

Du bist das inkarnierte Licht,
 Deß' Ahn ohn' Anfang ist, jenseits
 Des Storb und Werde unsrer Tag' und Nächte;
 Von ihm ist dein Statthalterstab,
 Der über zwiefach Los gebietet, schwarz und weiß;
 Spender der Liebe und Schönheit und Sehnsucht,
 Des Feuers Schrecken, Lieblichkeit und Läuterung,
 Seine Todesfülle, seine Lebensfülle!
 Der Widerspruch der Rätselworte Samsons,
 In deinem Doppelszepter wird zur Einheit:
 Hervor aus deiner drohenden Kraft,
 Flammender Löwe, flammender Löwe,
 Kommt der Honig jeder Süße,
 Hervor aus dir, dem Esser, kommt die Speise.
 Obzwar durch deines Atems Wechsel
 Ein jeder Kuß, den du einhauchst,
 Widerhallt
 Von winddurchbrauten Gewölben des Todes,
 Verkündigt droben deine lichte Bürgschaft doch,
 Daß auch des Todes Schwingen regen müssen
 Geheime Schwingungen von wachsender
 Liebe, unvorhersehbarem Leben,
 Daß auch die Küsse der Gerechten
 Nicht in den Staub ohn' Auferstehn vergehn.
 Wahrlich nicht ein Kuß, den ich gegeben hab':
 Er blühe denn im Himmel auf den Lippen mein,
 Er schwäre denn auf ihnen schamlos in der Hölle.

Kennst du mich nicht, o Sonne? Ja
Du kennst das uralte Wunder,
Des Zeus, der Maja Kinder kennst du wohl,
Noch lehrst sie du, mein lichter Bruder,
Zu inkarnieren, nach der Väter Weise,
Die Wahrheit, Erbteil ihres ersten Ahnen,
In süßem Leib vom Fleisch aus ihrer süßen Mutter:
Die Finger mein hast du gelehrt die Kunst
Der Flammensaiten deines Psalters,
Bis ich in Menschenweise übertragen kann,
Bis leidlich gut ich übertragen kann —
Der Himmelsharfen Harmonie,
Melodisch, mit sieben Siegeln, unhörbar,
Die Lenkerin der lieblichen Musik
Des uralten Sehns dieser Welt.
Du flüsterst in der Luna weißes Ohr,
Sie flüstert in das meine —
Bei Nacht zusammen, ich und sie —
Mit ihrer jungfraureinen Himmelsstimme
Die Dinge, die nicht halb so hold ich sagen kann,
Wie sie sie spricht, und hold ich höre.

Durch sie, das Weib, die Erde lebt, o Herr,
Doch für die Erde sie, und beid' in Dir!
Licht vom Lichte!
Du strahlend und du wirkend Wort
Vom Nie Gehörten!
Vor dir nicht, großes Bild, o nicht vor dir
Haben die weisen Heiden ein eitles Knie gebeugt,
Und wenn in einer Zeit erfrornen Glaubens
Auch ich anbeten soll,
Sei es mir angerechnet
Als lichten Wissens Idolatrie.

Sichtbare Donner hat dir Gott gegeben,
 Die Apokalypse deiner Wunder hallend;
 Und was brauch' ich an Prophetie,
 Da ich beim Schalle deiner flammenden Posaune,
 Herab von deines Amtes Warte,
 Die Siegel schmelzen sehe,
 Die offene Enthüllung?
 Braucht dem ein Engel noch zu sagen, daß Gott ist,
 Der acht nur hat
 Auf die Rhetorik deiner Flammentaten,
 Die zu singen, wär's auch ihrer nur
 Ein kleiner Teil, doch meine Ehrfurchtweisend,
 Ein Lied ich schaffen möcht',
 Darinnen glimmt des Mysteriums Kern.
 Und voll zum Rand mit Worten
 Vieldeutig flüchtigeren Sinnes,
 Als daß ein hitz'ger Gideon
 Aus hohler Hand sie schlürfen könnt'. —
 Sieh mein dringend Bitten,
 Daß des Isaias Feuerkohle
 Von dem Altar herab
 Die Sehnsucht meiner armen Lippen rühre,
 Und mein leuchtend Lied hinnehme
 Als geweihten Lohn.

Nach deiner eigenen Gestalt
 Rundest du der Traube Chrysolith,
 Bannst deinen goldnen Blitz in ihre Adern,
 Du füllst der Regenschauer weiße Scheuern!
 Zerstörer und Erhalter, du
 Der Krankheit Arzenei, der Fülle der
 Gesundheit nie gedanktes Mark!
 Wir beugen uns vor diesen sichtbarn Zeichen

Deiner Souveränität, und deiner Stirne
Schimmernd klaren Pertinenzien!
Dein eigen Blut, gibst du es nicht,
Daß diese Erd', die stürmische Mänade
Trink' und tanze?
Bist du nicht Leben derer, die da leben?
Wahrlich, in freudefunkelndem Advent
Wohnst du in unserm Leib als Tabernakel!
Du setzt durch dein Gesetz Einhalt dem Rachen
Der Zeit, und du bist herrisch Maß
Des unaufhaltbarn Schrittes ihrer Füße.
Du bist der hochzeitlichen Welt
Der Gatte, sie dein Weib und deine Kirche,
Die in nachtdunklem Witwenschleier,
Da ihr Herr von hinnen ging,
Vor deiner Bahre trauernd schauert.
Und wieder in den Stand der Unschuld treten
Die Himmel all allein
Durch dein kommunizierend Sakrament;
Ihre weinende Nacht ist unsres Betens
Symbol und unsres dumpfen Suchens,
Und unsres Wachens, sündbeladen und betrübt.
Geeint in stummem Flehen beide harren:
Der wesenhafte Himmel, die körperliche Erde.
Der Geist ruft und die Braut: O komm!
Sieh deiner Magier der geringste ich
Eile mit meinem Gold, Weihrauch und Myrrhe
Zu deiner heiß erharreten Epiphanie
Kommend aus des Gesanges Morgenländern
Voll Spezereten, voller Wohlgerüche.
Du für das Leben aller, die da leben,
Das Opfer, neu geboren täglich, täglich dargebracht,
Zu dem dies sehnend Lied die Schwingen schlägt

Mit einer Glut, die du zuerst ihm gabst,
Zu dir, o Sonne — oder ist's vielleicht zu Christus?

Ei — wohl, wenn Leute sagen,
Daß ich in hohen Himmels Antlitz
Nur nach den heiligen Zeichen spüre,
Die rund um meiner Kirche Festaltäre
Den feierlichen Platz und Sinn erst haben — —
Amen, amen! Denn oh, wie könnt' es anders sein. —
Wann mit beschwingten Füßen ich durchheilt
Der windumtosten Erde Rund,
Der Sonne ihr Geheimnis ausgeforscht,
Gehört, was alle Sterne zu sich jauchzen —
Sollt' ich nicht achten jenes Rats,
Der doch mit Einer Stimme mir gegeben wird:
Daran erkennen wir, o Sänger, ob du siehst,
Wenn Menschen zu dir sagen: Siehe, hier ist Christus!
Wenn Menschen zu dir sagen: Siehe, dort ist Christus!
Glaub ihnen: Ja, und dies — dann bist du Seher,
Wenn all dein Rufen laut und klar
Nur ist: Sieh hier, sieh dort,
Ach ja, sieh Ihn an jedem Ort!

Übersetzt von Theodor Haecker.

FRANZ JANOWITZ

DAS REGLEMENT DES TEUFELS

Allgemeines über die feindliche Armee und den feindlichen Soldaten

1.

Der Mensch ist der Soldat Gottes, und wohl Uns, daß dem so ist! Denn keines irdischen Herrschers Armee kommt im Wankelmut der Armee Gottes auch nur nahe. Längst schon gelang es Uns, in den Meisten die Bestimmung, wider Uns zu streiten, auszulöschen oder zu verdunkeln, längst vergaßen viele Feldruf und Losung, längst warfen sie die furchtbare, wider Uns geschmiedete Waffe weg, um mit leichteren Hüften einherzuwandeln. Sehet, Meine Diener, die große Armee Gottes auf der Wölbung der Erde im Lärme des Lagerlebens rasten!

2.

Wem vergleichen Wir diese führerlose Schar? Es ist eine Armee von Schlafwandlern. Selten werdet ihr einen offenen Kampf mit ihnen zu bestehen haben: klopfet an, so wird euch aufgetan werden! Der Waffe ohne Schärfe, dem Feinde ohne Schritt und Schatten widerstehen sie nicht: kommet in tausend Gestalten des Schlafs, und sie werden euch aufnehmen!

3.

Die tiefe Demoralisierung der feindlichen Armee rührt nicht zuletzt daher, daß der oberste Kriegsherr es in seinem lächerlichen Idealismus verschmäh't, sich zu zeigen oder auch nur strikte Befehle und Weisungen für den Streit wider Uns zu erlassen, da er eben darauf scheinbar seinen

Triumph bauen möchte, daß seine Soldaten aus eigenster und gleichsam grundloser Begeisterung für ihn den Sieg über Uns zu erringen wüßten.

4.

Von Zeit zu Zeit stehen Männer unter den Menschen auf, welche sich für gottgesandte Feldherrn und Führer ausgeben, jene fehlenden Befehle im Namen des obersten Kriegsherrn nach eigenem Gutdünken erlassen und deren Befolgung verlangen, um den lang hinausgeschobenen Kampf wider Uns von Neuem zu beginnen. Sie werden gewöhnlich von den Soldaten verspottet, oft getötet. Bezeichnend für den Geist der feindlichen Armee ist es, daß jener Führer, der am eindringlichsten zu ihnen sprach und der die gesamte Menschheit zum Kampfe wider Uns führen wollte, bekanntlich an ein Kreuz genagelt wurde, und daß seit der Zeit Nachahmungen dieses Kreuzes in Holz und Stein, kleine und große, an allen Enden und Ecken ausgestellt werden, um ewig daran zu mahnen, wie es jedem ergehen müßte, der es wagte, die Armee in ihrem Lagerleben zu stören.

5.

Um die Menschheit von der manchmal noch auftauchenden Erinnerung an ihre Bestimmung völlig abzulenken, haben Wir ein Mittel ersonnen, welches, so gewagt seine Anwendung war, Uns vollen Erfolg gebracht hat. Wir teilten nämlich die feindliche Armee in Armeen, die einander feind sind. Wir zogen den Schlafwandlern verschiedenfarbige Kleider an, und lehrten sie neu das alte Wort „Feind“ sprechen. Der Grüngekleidete sah im Erdfarbenen, der Erdfarbene im Grüngekleideten Uns, und wetzte sein Messer. Nur die Genossen gleicher Farbe heißen noch Brüder: Wir herrschen, weil Wir teilten!

Sehet den einst gefürchteten Soldaten Gottes in getrennten Lagern Meinen allerhöchsten Dienst tun! Sehet seine furchtbare Waffe, den Stahl der Erkenntnis, tief in der Scheide der neuen Feindschaft versenkt!

6.

So ist denn der menschliche Krieg ein Zerrbild des wahren Krieges, den der Mensch zu führen hätte, und wie immer er ausfallen mag: Sieg und Niederlage bleiben verschlungen von dem einen wahren und großen Triumph, den Wir über den Menschen feiern! Uns dient er mit der Waffe, die er einst gegen Uns empfing, für Uns nur streiten beide Parteien, während sie verblendet beide für Gott zu streiten wähnen! Der Krieg ist das Ziel, an das Wir die Menschheit immer wieder bringen wollen, nie satt des Sieges! Kein besseres Mittel kennen Wir, Gott bis in das innerste Herz schmerzreich zuzusetzen, als den Krieg! So soll denn, sobald ein großer Krieg beendet ist, sogleich, aber leise, der Grund zum nächsten gelegt werden. Die Gebote und Warnungen dieses Reglements weisen euch den Weg!

Die Behandlung des Einzelnen vor dem Kriege. — Vaterland und Nation. — Verhinderung schädlicher Einflüsse.

1.

Divide et impera! Es ist daher alles zu unternehmen, was das Nationalbewußtsein steigert.

2.

Das Vaterland ist heilig zu sprechen. Menschen, welche die Kühnheit haben sollten, das Vaterlandswesen für Unser Werk zu erklären, sind als Vaterlandsverräter zu brandmarken.

3.

Es wird umso leichter sein, den Menschen eine Verbindung von Gott und Vaterland vorzutäuschen, als jeder sich dunkel zu erinnern weiß, daß Gott aller Menschen Vaterland sei.

4.

Da die menschliche Seele an der Landschaft der Kindheit, Jugend und ersten Liebe mit Innigkeit haftet, ist nur zu veranlassen, daß diese Gefühle zum allerengsten Heimatland auch mit dem weiteren Heimatland und mit dem Vaterland, schließlich mit dem politischen Vaterland irgendwie in dunkelen Zusammenhang gebracht werden, um die zur Herbeiführung von Kriegen höchst wichtige Heiligsprechung des Vaterlandes zu erwirken.

5.

Menschen, welche behaupten, daß die Landschaft, welche ihre Seele liebe und schon vor der Geburt geliebt und erwählt habe, gegen keinen Feind verteidigt werden müsse, weil kein Feind imstande sei, sie zu okkupieren oder zu plündern: sind als Schwärmer und Feiglinge der allgemeinen Verspottung preiszugeben.

6.

Man bringe die Menschen dahin, daß sie beim Worte „Vaterland“ an irgendein Land denken, wo es ihnen gut gehen wird.

7.

Die Politiker sind in ihrem Bestreben, welches den Leuten weismachen will, daß das politische Vaterland mächtig sein und fortwährend an Macht zunehmen müsse, von Uns zu unterstützen.

8.

Die politische Machtentfaltung des Vaterlands muß von einem von Uns gut erzogenen Patrioten mit einer dunkeln aber wonnigen Ahnung in den Gedärmen begrüßt werden, daß es mehr zu essen geben werde.

9.

Menschen, welche verkünden, daß alle Politik schließlich auf den Versuch hinauslaufe, leicht zu einem guten Fraße zu kommen, sind zu entfernen.

10.

Da jede Machtentfaltung die Bürgschaft für einen Krieg in sich trägt, muß den Leuten gesagt werden, daß das Volk diese Machtentfaltung will und braucht, ansonsten sie sich vielleicht ungerne für deren Behauptung werden schlachten lassen.

11.

Das Wort „Volk“ mache man überhaupt zu einem breiten Pseudonym, hinter welchem die Namen aller Politiker Platz haben.

12.

Man rede jedem Menschen ein, daß seine Nation Gottes Lieblingsnation sei. (Das Nähere hiez zu lese man in Chamberlains Schriften nach.)

13.

Der Gedanke, daß jede Nation in ihrem Nationalbewußtsein ein Zentrum, gleichsam ein „Ich“ besitze und daß schon um dieser Analogie willen und damit die Bereitschaft des Einzelnen, sich dem Sittengesetz zu unterwerfen, im Großen wiederholt, erhöhten Ausdruck finde, der Verkehr der Nationen untereinander von den Diplo-

maten und Staatsmännern unter das Gebot der Achtung, des Verständnisses und der Liebe gestellt werden sollte: ist im Keime zu ersticken oder, ist er ausgesprochen, durch Verhöhnung seiner üblen Wirkurg zu berauben.

14.

Dagegen ist die Ausrede Schillers

Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt

den Nationen immer wieder und so eindringlich vorzuhalten, bis jede Nation vergißt, daß sie selbst der böse Nachbar sei, solange ihre Frommheit eine Machtpolitik zuläßt.

15.

Es ist alles zu unternehmen, was das gegenseitige Verständnis der Nationen erschwert, und dafür zu sorgen, daß auch die unwahrscheinlichste Lüge und Verleumdung wechselseitig geglaubt wird. Bessert sich aber das Verhältnis zweier sonst feindlicher Nationen, so sind die Diplomaten unverzüglich einzuziehen und durch andere zu ersetzen, ferner aber die Redaktionen der Pressen zu exakterem Versehen des Dienstes anzuhalten, eventuell mit Verminderung des Soldes zu bedrohen.

16.

Die Fremdheit, die ein Mensch im Anblick des Menschen einer anderen Nation empfindet, werde nicht etwa zum Gegenstand einer ehrfürchtigen Neugierde gemacht, sondern kurzweg als das unbegreifliche Versäumnis angesehen, so zu sein, wie er selbst.

17.

Die Verbreitung der Ansicht, daß ein Diplomat nur mit der linken Hand zu erwürgen sei, damit die Rechte für

den zu ihm gehörenden Journalisten freibleibe, ist zu verhindern.

18.

Den Nationen ist gegenseitige Angst vor einander einzuflößen. Die innere Habgier spiegele sich im Antlitz des Nachbars. Losgelassene Friedensangst gibt den haltbarsten Kriegsmut.

19.

Jede Verteidigungsmaßregel lasse man als List erscheinen, hinter welcher ein Angriff seine Vorbereitungen trifft.

20.

Die gesamte Geschichte ist von den Gelehrten der einzelnen Länder zu verfälschen. Die Jugend jeder Nation sehe als „Geschichte“ die Aufeinanderfolge der mehr oder minder gelungenen Versuche der Vorsehung an, ihrer Nation zur Weltherrschaft zu verhelfen.

21.

Da auf die Frage, wozu man eigentlich Kolonien brauche, kein Mensch eine vernünftige Antwort geben könnte, muß diese Frage von der allgemeinen Überzeugtheit übertönt werden, daß sie keiner Antwort bedarf.

22.

Man rotte die Einsicht aus, daß das Leben der Völker Zweck und eine weise Politik das Mittel sei, den Völkern die notwendigsten Lebensbedingungen zu schaffen, und pflanze die Anschauung ein, daß die Völker das Mittel seien, und Zweck ein Höchstausmaß von Macht für jedes Volk.

23.

Machtträume kommen aus dem Bauch. Mit Zuhilfenahme von Fahnen und Militärmusik kann man, besonders

an einem sonnigen Tage, einen gut erzogenen Patrioten leicht eines Besseren belehren.

24.

Man verhindere die Einsicht, daß jede Nation, auch wenn es nur sie auf der Erde gäbe, die Menschheit besser repräsentieren würde, als alle Nationen zusammen, wenn jede von ihnen so lebt, als ob es nur sie auf der der Erde geben sollte.

25.

Man verhindere es, daß ein sterbender Politiker gefragt werde, was er von seinem Berufe halte.

26.

Ein gut erzogener Diplomat erkenne sich daran, daß ihm Gewissenszweifel aufsteigen, wenn er einmal die Wahrheit spricht.

27.

Diplomaten müssen sich hüten, das Maß in der Herabsetzung einer Nation durch einen Ausspruch zu übersteigen, damit die Deutlichkeit Unserer Inspiration die beabsichtigte Wirkung nicht in ihr Gegenteil umschlagen lasse. [So war es z. B. äußerst gewagt, als Bismarck die Worte sprach: „Die Franzosen sind eine Nation von Nullen“, was in einem anderen Lande ihm und Uns hätte leicht zum Nachteil gereichen können.]

28.

Die Noten der Diplomaten sind die Schriftzeichen der einzigen Musik, die unserem Ohre lieblich und willkommen ist.

29.

Wenn ein Kaiser seine Feder zu der Unterschrift ansetzt, welche den Krieg für sein Land besiegelt: ist den

Ohren seiner Seele das Wehgeschrei jener, welchen in diesem Kriege die Augen ausgeschossen werden müssen, mit allen Mitteln fernzuhalten.

30.

Wenn ein Kaiser noch nach dem Befehle zur Mobilisierung zaudert und sie rückgängig machen möchte, um den Krieg durch dieses letzte Mittel zu vermeiden: ist er dahin zu bringen, daß er die Einstellung der ins Rollen gebrachten Mobilisierungsmaschine für unmöglicher hält als den Krieg.

31.

Man rede den Herrschern ein, daß der Krieg um des Volkes willen, dem Volke, daß er um des Herrschers willen [letzten Endes] geführt werde, und übe diese Methode im Bereiche des Militärs überall und jederzeit, wenn ein Befehl gegeben und empfangen wird.

32.

Man mache es zur unerschütterlichen Ansicht Aller, daß jeder, der sein Leben im Kriege hinwirft, ein Held sei, und jeder, der es aufheben möchte, ein Feigling.

33.

Sagt jemand, er wolle nicht an die Front gehen, um nicht morden zu müssen, rede man allen und auch ihm ein, daß er dies deshalb tue, um dort nicht ermordet zu werden.

34.

Die Verbreitung der Ansicht, daß die Heldensöhne Europas vor den Skalps der Wilden die Tapferkeitsmedaillen voraus haben, ist zu verhindern.

35.

Ehrgeiz heißt der Gaul, mit welchem man auch Unsere verstocktesten Gegner leicht ins Verderben reiten kann.

36.

Es wird alles darauf ankommen, daß jenes von G... dem Menschen eingepflanzte Streben, vor ihm, sich und den anderen einen Wert zu repräsentieren, Uns dienstbar gemacht wird, indem man ihn einfach den Endzweck (Mord) vergessen läßt, so daß jenes Streben in den vielfachen Tätigkeiten, die zum Morde führen, zur äußersten Anspannung der Kräfte unbehelligt dienen kann. Diese einzelnen Tätigkeiten rücke man dem Menschen so nahe und undurchdringlich vor die Augen, daß eben der hinter ihnen stehende Endzweck verborgen bleibt.

37.

Man verhindere die Ausbreitung der Ansicht, daß nicht nur die Ermordeten, sondern vor allem die Mörder den tiefsten Verlust für die Menschheit bedeuten!

38.

Generäle sind mit Selbstbewußtsein zu füllen.

Hier brechen die Aufzeichnungen ab. Der sie schrieb und nicht mehr vollenden konnte: Franz Janowitz, ist fünfundzwanzigjährig auf dem „Felde der Ehre“ geblieben.

DANIEL SAILER
INDIKATIV UND KONJUNKTIV
ODER
KUNZ VON DER ROSEN

Brügge in Flandern. Kaiser Max I., von den aufständischen Bürgern festgehalten, willt, auf Befreiung hoffend, bereits drei Monate lang als Gefangener im Schlosse. Die Stadt wird von einem großen Heere belagert und steht, durch Hunger gezwungen, nahe vor der Übergabe. Kunz von der Rosen, des Kaisers Narr und „Justiger Rat“, hat mehrere Male, zuletzt als Franziskaner verkleidet, umsonst versucht, seinen Herrn zu retten.

Es ist Charsamstag. Der große Platz vor dem Schlosse. Im Hintergrunde das Schloß selbst, links davon die Franziskanerkirche. Zwischen beiden ein großes, von einem Turm überragtes Tor. Durch das Tor kann man die Häuser der Stadt sehen, ganz in der Tiefe das sechstürmige Rathaus. Auf dem Schloßplatz ein schöner Brunnen. Nicht weit davon eine Art Galgen. Über dem Portale des Schlosses, unter Sackleinwand, ist etwas verborgen. Vor dem Schlosse allerlei blühendes Gesträuch, darunter auch Goldregen. Vom Tore gegen den Vordergrund ein Graben, doppelseitig eingezäunt. Unweit des Portales, wo der Graben endet, auf einem Pfosten eine rote Signallaterne. Sie brennt.

In Brügge hat sich die Kunde verbreitet, Kunz von der Rosen treibe sich in der Stadt herum. Die Bürger, in übler Erwartung des Kommenden, möchten noch vor Übergabe der Stadt den unerwünschten Zeugen ihrer Schandtaten beiseite räumen, und so erscheinen zu Beginn des Aufzuges Trommler, das Standrecht wird neuerlich verkündet, dann der auf Kunz bezügliche Steckbrief und Verhaftungsbefehl verlesen. Nicht weit vom Gal-

gen, noch immer in der Franziskanerkutte, sitzt Kunz, blickt sinnend in das Signallicht und gibt den Häschern Auskunft und Ratschläge. Nachher kommt, auf einem Schubkarren eine große Kiste vor sich herschiebend, der Teufel von Brügge, den Verhaftungsbefehl durchzuführen. Da er Kunz nicht erkennt, setzt er sich ausrastend neben diesen und verwickelt ihn in ein Gespräch über die verschiedenen Formen des Konjunktivs, aus Gründen, die raumeshalber hier nicht weiter erörtert werden können. Im Verlaufe des Gespräches kommen sie auf das Verhältnis von *Sein* und *Schein*, *Wirklichkeit* und *Möglichkeit*, und verbeißen sich derart in ihr Thema, daß beide überhören und übersehen, wie währenddem die Stadt von den Kaiserlichen eingenommen und besetzt wurde. Anlaß zu *diesem* Redestrelte gab die Signallampe. Es ist eine alte Mahnung, in der Charwoche, solange die Glocken schweigen, soll tagsüber kein Licht im Freien brennen. Wo es trotzdem geschieht, zeigen sich Gespenster. Der Teufel, in solchen Dingen Freidenker und gar nicht gespenstergläubig, möchte doch, Kunz solle die Laterne auslöschen. Kunz wieder, dem nichts sicherer ist als Gespenster, beharrt darauf, daß sie brenne. Nun kommen, vom bösen Gewissen getrieben, die Bürger von Brügge und bitten, Kunz, den sie noch immer für einen fröhlichen Franziskaner halten, möge für sie beim Kaiser ein gutes Wort einlegen; jetzt könne er sein Licht leuchten lassen. Warum nicht? Die Lampe hoch — und gleich beginnt der Spuk zu wirken. Unter schwarzen Wolken erscheint der Platz düster, und im Scheine der Lampe schrumpfen die feisten Würdenträger ein, vergehen bis auf einen schwachen Umriß und sinken schließlich als leere Häute zur Erde. Der entsetzte Teufel nimmt die Haut des Bürgermeisters und wägt nach. Wie das nur möglich sei? — Es sei eben nur eine *Möglichkeit*, nichts *Wirkliches*, ein Augentrug; ein Konjunktiv und falsche Konstruktion. Andere kommen. Der Platz widerhallt von hohen Worten, gleißt von Fingerringen und Ordensketten. Das Experiment wird wiederholt, die Lampe erweist sich als untrüglich. Der Teufel, nahe daran, den Verstand zu verlieren, ist wie ein Hund hinter den Häuten her und sammelt sie in die Kiste.

Fanfaren. Kommandorufe. Von der Rückseite des Schlosses her dröhnt der Schritt in den Hof einmarschierender Soldaten. Lakaien kommen durchs Tor und berufen Kunz zum Kaiser, daß er für so viel Treue seinen Lohn empfangen. Kunz erbittet sich als Gnade: daß er eine Weile noch hier unten in der Sonne sitzen dürfe, dann jene Kleidungsstücke, die der Kaiser in der Gefangenschaft getragen. Die Diener gehen und bringen das Gewünschte.

KUNZ (zu den Lakaien): Da, legt her da! Gafft nicht, marsch!

TEUFEL (hat unterdessen mit Kunzens Stock in den Häuten herumgewühlt und hält nun einige hoch).

KUNZ: Vorsicht, nicht in die Sonne! Das blüht im Dunklen besser!

TEUFEL: Wißt ihr, im Rathaus haben sie gestern zweihunderttausend Liliengulden in eine Eichentruhe gezählt. Zweihunderttausend Liliengulden, könnt ihr euch so viel vorstellen? Im Ratsaal hängen fünfzig härene Gewänder. Alle Schneider in Brügge hatten letzte Nacht alle Hände voll zu tun. Auf den Knien und in härenen Gewändern wollten die da, wenns schief ginge, mit zweihunderttausend Liliengulden den Kaiser besänftigen. Nun ist's wohl schief gegangen, schief als sie meinten.

KUNZ: O lichte Unschuld in härenem Gewande! Liliengulden! Was schimmert mich aus fernen Tagen freundlich an? Und zweimalhunderttausend! Wie schade; er hätt' nicht widerstehen können!

Die Sonne verschwindet hinter den Wolken. Es wird dunkel. Scharen Fliehender kommen. Kunz steht, die Laterne schwingend, am Brunnen. Vom Lichtscheine getroffen, sinken da und dort Gestalten zur Erde. Mit Grauen sammelt der Teufel die Häute.

TEUFEL: Haut um Haut, ja sagt nur!

Neue Scharen. Kunz arbeitet unverdrossen, der Teufel sammelt die Bälge in die Kiste.

KUNZ: Ihr werdet bleich! Ein Teufel! Schämt euch!

TEUFEL: Soll man's nicht werden? Halb Brügge liegt nun bald in meiner Kiste und sie ist kaum bodenbedeckt.

KUNZ: Ihr klappert mit den Zähnen! Zum Teufel, was seid ihr für ein Teufel!

TEUFEL: Das Fieber!

KUNZ: Vom Echo!

TEUFEL: Ich friere.

KUNZ: Ich schwitze! Weg da! (er zieht die Kutte aus, wirft sich den Mantel um und setzt sich auf die Steinbank) So, nun ist's luftiger! (er zieht sich das Barett in die Stirne) Für wen haltet ihr mich?

TEUFEL: Für den Kaiser. Was ein Mantel macht! Aus und eben der Kaiser, wenn man nicht wüßte —

KUNZ: Schön. Aber viele wissen nicht. Die dort zum Beispiel.

Die Höflinge mit dem roten und gelben Barett, beide schweiß-triefend und staubbedeckt, kommen gerannt und werfen sich, da sie Kunz für den Kaiser halten, vor diesem nieder.

DIE HÖFLINGE (aus einem Munde und in einer Stimme): Allmächtiger!

KUNZ: O sieh da, meine Höflinge! Aber Kinder, wie ihr schwitzt! Das viele Laufen könnte euren Lungen nicht bekömmlich sein.

DER GELBE: Geliebter Fürst!

KUNZ: Ich weiß, ich weiß, die Verspätung! Keine grauen Haare, meine Kinder! Drei Monate saßen wir hinter ver-rammelten Toren. Rechtzeitig, wie ihr gegangen, seid ihr auch wieder zur Stelle.

DER ROTE: Wenn mein übervolles Herz...

KUNZ (mit veränderter Stimme): Es geht nicht über, keine Angst, die schmierige Scherbe hat Löcher!

DER GELBE: ...mein übervolles Herz!

KUNZ: Was? — Ihr, gebt acht, daß ihr mir die Kübel nicht verschüttet! Jetzt Flecken, wo der Boden frisch gescheuert ist!

DER ROTE: O, könnt' ich, was dieses Herz erfüllt, ausdrücken —

KUNZ: Herz oder Schwamm?

DER ROTE: Mir flößen die Wörter —

KUNZ: Barmherziger! Rasch dem da ein Tüchel vorgebunden! Ihm fließen die Wörter —

DER GELBE: ... wie Honig vom Munde.

KUNZ: Der Tausend, habt ihr Honig im Herzen?

BEIDE: Die Sehnsucht nach euch —

KUNZ: Ihr lieben, süßen Hummelnester, in meine Arme — da!

TEUFEL (die Häute empfangend): Eine wie die andere. Ssst! Das fassen, das begreifen! In eurer Nähe möcht' einem das Gruseln — ja, ja, mir kommt es bald schon so vor, als wäre alles Qualm und Rauch und Schein und nirgends Wirklichkeit. Die Augen sind mir starr geworden und alles ist so fremd.

Verworrener Lärm im Hintergrunde, dazwischen Hilferufe. Dann erscheint ein Mädchen in bunter Kleidung; es rennt, immer wieder nach rückwärts schauend, über den Platz und bricht vor der Kiste erschöpft zusammen.

DAS MÄDCHEN: Helft mir, Herr Jesus, seid ihr Menschen?

KUNZ: Vielleicht?

DAS MÄDCHEN: Wenn sie mich finden, schlagen sie mich tot. Versteckt mich! Da, die Kiste ist groß genug.

KUNZ: Fraglich. Ein Narr geht grad hinein. Aber eine Stadt wie dieses Brügge könnt' man nicht schwer drin unterbringen.

DAS MÄDCHEN: Nur mich nicht?

KUNZ: Es tut mir leid.

DAS MÄDCHEN: Sie tun mir unrecht. Ich war es nicht. Im Tor wird ein Rudel wilder Weiber sichtbar; sie kommen, Regenschirme schwingend, gegen den Vordergrund. Das Mädchen springt auf, wirft das Halstuch ab und will gegen den Schloßteich. Der Teufel hält sie zurück.

TEUFEL: Gib acht, der Teich ist tief.

KUNZ: Tschapperle, du kannst nicht schwimmen.

DAS MÄDCHEN: Da sind sie!

KUNZ: Wo? — Niemand.

DAS MÄDCHEN: Da, da!

KUNZ: Einbildungen. Wenn man so früh barfuß herumläuft, wird einem das Blut rebellisch und das gibt dann solche Geschichten.

DIE WEIBER: Da ist die Hexe! Jetzt kannst du Augen machen! Viper!

DAS MÄDCHEN: Meine Mutter haben sie in den Tod getrieben; ich weiß von nichts.

DIE WEIBER: Du bist an allem Schuld. Hunger, Krieg und Pestilenz, dein Werk!

DAS MÄDCHEN (von Angst geschüttelt): O kalt, kalt!

DIE WEIBER: Wir wollen dir warm machen. Packt sie! Zu den Dominikanern mit der Hexe!

DAS MÄDCHEN (verzweifelt): Hört ihr!

KUNZ: Ja. Grammophone. Alle Straßen voll von dem neuen Lärm. Komm, setz' dich einmal da auf die Bank neben den da; das ist auch so ein Patient und Geisterseher. Nur schön Kopf hoch und die Augen geschlossen. Wir wollen es mit einer Sonnenkur probieren. Das ist das rechte Senfpflaster; im Handumdrehen, wirst du seh'n, sind die giftigen Blasen weg. Unterdessen will ich's versuchen mit deinen Geistern zu konferieren.

DIE WEIBER: Ho, will er sie gar in Schutz nehmen! Ja seid ihr denn ein Pater? Was — die Kutte ausgezogen und im Narrenhemd, ein Entsprungener, ein Ketzer! Schlagt ihn tot den Ketzer!

KUNZ (nimmt das Tuch vom Boden auf und tritt mit der Laterne unter die Weiber. Er spricht das folgende mit leiser Stimme): Gemach, meine Damen, es sind Kranke da, nur schön manierlich gesprochen, eine nach der andern, als wären wir im Klubzimmer. Wie die da schwitzt, und nur eine Wange lackiert, in der Eile, versteht sich; der Schweiß rinnt dir in die Schminke. Hast du einen Spiegel? Aber wozu hätt' ich das Tuch? (wie er ihre Wange berührt, sinkt sie zusammen; zu einer andern) Aus Hartholz war die nicht. Hui Bärbel, da, ein Natternkopf ist dir aus der Schläfe gekrochen. Harmlose Art, aber unschön, macht sich nicht gut. Gleich wollen wir den bösen Mitesser weghaben. (er bläst sie an, sie sinkt zusammen) Himmel, ist das eine Atmosphäre! Trägt jemand Butter auf dem Kopfe? Talg, Schweiß oder ranziges Fett, man kann's nicht unterscheiden. Gott, diese Bremsen! Luft! (er klascht die Weiber zu Boden; dann wirft er dem Mädchen das Tuch ins Gesicht) Schläfst du, Ännchen?

DAS MÄDCHEN: Sie sind fort.

KUNZ: Sie waren nie.

DAS MÄDCHEN: Dort, beim Brunnen!

KUNZ: Einbildungen, Phantasien, aufgewirbelter Staub hat dich erschreckt. Schlag dir's aus dem Kopfe, schlag's in den Wind!

Der Teufel hat unterdessen kopfschüttelnd die Häute zusammengerafft. Er wirft sie zu den andern und setzt sich dann auf die Kiste. Wie ein Wahnsinniger starrt er vor sich hin.

KUNZ: Was nun?

TEUFEL: Reden wir vom Wetter. Kuriose Zeit. Die Sonne wechselt in einem fort, man weiß nicht, wie man dran ist. Wie wird das enden?

KUNZ: Weißt du es, Ännchen?

DAS MÄDCHEN: Ich bin so müde.

Im Schatten des Strauches kauern, legt sie den Kopf an die Banklehne und schläft ein.

KUNZ: Hat die Welt schon so etwas gesehen? Teufel, Hexe und Narr hocken im hellen Nachmittag beisammen und spintisieren, wie es ende.

TEUFEL: Präzise sieben Uhr. Die Fackeln sind schon ausgegeben.

KUNZ: Was habt ihr?

TEUFEL: Wenn man nicht weiß, wie's mit seinem Barte bestellt war, soll man nicht streiten. Das ist Philosophie.

KUNZ: Ihr seid auf einmal ganz verändert.

TEUFEL: Ja die Zeiten. Ein dummer Hund, der ins Bachwasser beißt. Man muß es nur gehen lassen, wie's geht, es geht einmal nicht anders. Wie meinen Herr Doktor? (er macht den Finger naß und hält ihn prüfend in die Luft) Ich meine, es kommt der Wind. Richtig ja; der untere. Natürlich, hat er's schon heraus und klimpert mir mit dem dürrn Herbstlaub vor der Nase herum! Ich mag den Tanz nicht seh'n! (noch immer mit erhobenem Finger) Gebt nur Obacht! Schaut, wie's den Schloßteich überläuft, er hat schon eine ordentliche Gänsehaut. (wütend) So kann's nicht weitergeh'n! Ich will endlich wieder über Wasser! Löscht das Teufelslicht dort aus, hört ihr! (da Kunz die Laterne unter die Bank stellt) Ach was, Schnecken, habt mich gern!

Er nimmt einen Stein und klopft sich etwas auf.

KUNZ: Was eßt ihr da?

TEUFEL: Pfirsichkerne.

KUNZ: Bitter.

TEUFEL: Ja, und obendrein die halben faul. Im hintern Schloßhof, unterm Küchenfenster hab' ich sie gefunden. Sind wahrscheinlich noch vom vorigen Jahr. Wollt ihr welche?

Er greift eine Handvoll aus dem Sacke; aus ausgestreckter Hand entgleiten ihm die Kerne; mit der Hand gestikulierend, brummt er etwas.

KUNZ: Was habt ihr?

TEUFEL (halblaut): Zwei, vier, sechs, acht, zehn, zwölf, zu drei Reihen, macht sechsunddreißig. (erschrocken) Dort steht ein fremdes Haus! (er zählt nach, in höchster Aufregung) Ein fremdes Haus!

KUNZ: Das Rathaus mit den roten Türmchen. Auf der Treppe sind zwei kaiserliche Offiziere, jetzt zeigt einer hieher.

TEUFEL (nochmals nachzählend): Sechsunddreißig. Gestern hab' ich dort die Jalousien eingehängt, sechzig Stück, sind dreißig Fenster. Um sechs zuviel. (sich ängstlich von der Kiste erhebend) Alle Straßen wie ausgekehrt. (sich auf die Bank setzend) Die da hält noch was! Durchaus massiv und vor allem eine sichere Lehne. — Es hat nimmer das rechte! — Eine kleine Schwäche. Nach allem, was ich durchgemacht habe — oh!

KUNZ: Was denn?

TEUFEL: Dort, die Glocke im Marienturm, sie schwingt und schwingt, und hört ihr einen Ton? Die Mauern sind gelb wie unter Schauerwolken und still die Gassen und kein Mensch weitem! — Ich wollte, es käme wer.

Ein dünnes Männlein, eine mächtige Rolle unterm Arm, will eilig ins Schloß. Kunz faßt ihn.

TEUFEL: Wo ist er hin?

KUNZ: Wahrhaft, wie in den Ärmel verschwunden.

TEUFEL: Es war der Stadtpoet. Wozu lange fragen. Einer wie der andere. Und die Haut?

KUNZ: Da!

TEUFEL: Nichts!

KUNZ: Gelbe Finger. Tinte oder Galle.

TEUFEL: Gallgelb, wie wenn einem ein Ölkäfer durch die Hand kriecht.

KUNZ: Nun sind wir bald am Ende.

TEUFEL: Was kommt da?

KUNZ: Ein fröhlicher Anfang.

Vier Kinder kommen. Ein dreijähriges Mädchen mit einem Plüschbären, ein vierjähriges Bublein mit einem roten Luftballon. Dann zwei größere Knaben; einer hat ein blaues Heft in der Hand, der andere trägt etwas verborgen unterm Schurze. Die Kinder erblicken Kunz und weichen im Anfange befremdet zurück, erkennen ihn aber bald und nähern sich lachend.

DIE KINDER: Wir kennen dich schon!

(Trällern den Anfang eines Kinderreimes)

Klosterfrau im Schneckenhaus

Meint sie sei verborgen.

(mit hervorbrechendem Mutwillen)

Pater Konrad, Pater Konrad!

KUNZ (den Stock schwingend): Wollt ihr den da?

KINDER (weichen lachend aus):

Klosterfrau im Schneckenhaus

Meint, sie sei verborgen,

Kommt der Pater Guardian

Und wünscht ihr guten Morgen!

Wir fürchten uns nicht!

DAS KLEINE MÄDCHEN (im Tonfalle der älteren Kinder): Fürchten uns nicht! (näher tretend, in seiner Sprechweise) Schau, ich hab' ein Bären — ein Bären, schau!

KUNZ: Ein schönes Bären; gibst du mir das Bären? (zu dem Knaben mit dem blauen Heft): Schaust drein wie ein Saurampfer. Wo fehlt's?

KNABE: Ich weiß nicht, wie man Brot schreibt.

KUNZ: Nicht mit Ziffern.

KNABE: Nein, ob mit einem harten t oder mit einem weichen?

KUNZ: Kannst du Brot essen?

KNABE: Nicht gut; es ist steinhart, wenn wir ein's kriegen, und ich hab' einen wackligen Zahn — da!

KUNZ: Dann schreib's getrost mit einem harten, bis es wieder weicher wird. (das Heft des Knaben durchblättern) Blitz, was soll der rote Strich bedeuten?

KNABE: Ich habe Speise mit scharfem s geschrieben.

KUNZ: Da hast du freilich scharf gepfeffert. Gib acht, das brennt dir noch Hals und Magen durch. (zum anderen Knaben) Und der Vollmond da — o, was hat der!

DER KNABE (mißmutig): Die Seele hat ein Loch!

KUNZ: Die Seele, was? Ein Metaphysikus. Die sind alle etwas kopfhängerisch.

DER KNABE: Da ist gar nichts zum Lachen!

KUNZ: Nein, wahrhaftig nicht! Ein Loch in der Seele, das ist zum Weinen.

DER KNABE: Bitt' schön, flickt mir sie. Ich hab sie mitgebracht.

KUNZ: Laß einmal seh'n.

DER KNABE (einen eingestoßenen Fußball unterm Schurz hervorziehend): Das da drinnen, das heißt man die Seele, und da ist das Loch.

KUNZ: O weh, mehr Loch als Leder! Eine arme Haut!

DER KNABE: Einmal war das eine gute Seele.

KUNZ: Möglich. Aber nun ist sie recht mürbe geworden.

DER KNABE: Wenn man sie flickt und aufpumpt, hält sie wieder eine Weile. (er reicht Kunz Zwirn und Nadel; der versucht zu flicken) O, nun reißt es wieder da! Ihr könnt es nicht!

KUNZ: Ich bin ein Patzer! Nimm, probier's mit einem Schuster.

DER KNABE: War ich schon. Heute ist Charsamstag. Die arbeiten erst wieder nach den Feiertagen.

KUNZ: Pech! Aber so viel ich weiß, ist so ein Flickschuster mit den Kaiserlichen hereingekommen. Das ist ja überall hinterher. 's ist einer von der Wiener Schule, versteht etwas von der Seelenflickerei, hat auch eine

umgearbeitete Doktorspritze mitgebracht. Wirst dich aber mit deiner schleisigen Seele da gedulden müssen; vorläufig arbeitet er im Hörsaal 12; ist allerlei nobles Volk dort, das gern wissen möchte, wo's der Schuh drückt.

DER VIERJÄHRIGE KNABE: Und ein Kamel auch, ein so ein großes!

DAS MÄDCHEN (lachend): Und ein Affi auch; gelt Erni, ein Affi auch!

DER KNABE MIT DEM HEFT: Ja, Pater Konrad; es kostet nur eine Krone.

KUNZ: Was ihr nicht alles wißt!

DER KNABE MIT DEM BALL: So ein großer war noch nie in Brügge. Sie haben über hundert Tiere; sieben Wölfe, zwei Eisbären und dreizehn Löwen.

DAS MÄDCHEN: Und ein Affi auch!

DIE GRÖßEREN KNABEN (durcheinander): Der alte Elefant hat alles hereingezogen. Den Tanzbär kann man angreifen. Das junge Elefantl ist nur so groß. Und eine Schiffschaukel haben sie auch. Am Ostermontag geh' ich; die Mutter gibt mir schon das Geld.

Akkorde einer fernen Drehorgel.

Da kommen sie!

DAS KLEINE MÄDCHEN (schwingt den Plüschbären gegen Kunz, mit tiefer Stimme): Mein Bäri beißt.

KUNZ (zum Mädchen): Komm Hucklebein!

DAS MÄDCHEN (schmollend): Nicht Hucklebein — Mädi —

KUNZ: Was ist das Mädi?

MÄDCHEN (mit verstellter Stimme): Hex von Donau!

KUNZ (ebenso): Was trinkst du?

MÄDCHEN: Menschenblut!

KUNZ: Was ißt du?

MÄDCHEN: Menschenfleisch!

KUNZ: Was ist dein Geschäft?

MÄDCHEN (auf Kunz losstürmend): Augenaushacken!
Kunz neigt sich zu dem Mädchen nieder; dieses umschlingt seinen Hals.

DER VIERJÄHRIGE KNABE (ist von rückwärts auf die Bank geklettert und hält Kunz die Augen zu): Wer ist's?

KUNZ: Wer könnt' es sein?

DER KNABE (Kunz anblasend): Der Wind, der Wind, das himmlische Kind! — Mein Balli, o mein Balli!
Dem Knaben ist die Schnur entglitten, der Ballon schwebt in die Höhe.

KUNZ: Still, Erni, still, wir kaufen dir ein neues!

DER KNABE (läuft weinend durchs Tor, die andern Kinder folgen): Mein Balli, o mein rotes Balli!

KUNZ: O Jugendzeit!

Er schaut dem entschwindenden Ballon nach und verharret weiter in dieser Stellung. Der Teufel betrachtet ihn argwöhnisch.

TEUFEL: Der gefällt mir nimmer! Jetzt, wenn der auch noch den Kopf verliert, find' ich den meinigen mein Lebtag nimmer. (nervös auf und ab) Was machen? Es sind Komplexe da, zweifellos. Wenn mir nur die Sprüchelein einfielen. Gelesen hab' ich sie einmal wo, aber wo? Probieren wirs mit einer Katharsis; Reinigung durch Furcht und Mitleid — schaden kann's ihm ja nicht. Für's erste, den Patienten mit Humor behandeln, mit Milde, priesterlichem Verständnis sozusagen, und dann, er muß sich unbedingt aussprechen. (zu Kunz) Ihr, ich versteh' mich auf Physiognomien: ihr seht etwas. Was seht ihr?

KUNZ (immer noch wie entrückt, mit leiser, aber fester Stimme): Einen Waldteich meiner Heimat, weit weg im deutschen Gebirge. Es geht die Sage, er habe eine geheime Verbindung mit dem großen Meere.

TEUFEL: Konfus genug. Weiter.

KUNZ: Einen Bergfried im Feuer. Unterm Turmdach, über verkohlten Leitern den Einsamen; Wolken und Gestirne seine Boten.

TEUFEL: Der Fuchs in der Falle. Ein Narzist. Was sieht er?

KUNZ: Zwischen zerstörten Vorwerken arme Träumer. Wo die Bresche klappt, pflanzen sie Rosenhecken.

TEUFEL: Nehmt euch zusammen. Jetzt, wo wir so weit sind, müßt ihr alles sagen.

KUNZ: Ja! Mitten im öden Land steht ein rotes Wetterglas. Die Luft ist feucht und klebrig. Manchmal dröhnt von den Bergen her ein dumpfer Schlag. Dann brüllt das eingehürdete Schlachtvieh laut auf und die Blutsäule steigt.

Pause.

Es läuft ein Gerücht, die Pest sei im Lande und angstvoll drängen sie vor dem Feldspitale. Jetzt werden die Mauern durchsichtig: übers Mikroskop gebeugt sitzt einer, und wie er brummend an der Schraube dreht, tut sich unter seinen Augen eine Hölle auf — er lacht in das Gewimmel. Doch jetzt —

TEUFEL: Was?

KUNZ: Sie wollen, einmal emporgestiegen, nimmer zurück in das Nichts, das sie gezeugt. Verzweifelt dreht der Mann an der Schraube, umsonst. Schon löst es sich da und dort von der Platte los, dunkle Gestalten huschen am Fenster hin und her; jetzt öffnet sich das Tor: sie kommen heraus, in Gehrock und Lackschuhen; sie drängen sich um die Blutsäule und machen Notizen.

TEUFEL (sich die Ohren zuhaltend): Entsetzen! — Seht ihr noch was?

KUNZ: Einen verödeten Tempelhof, schweigend im Mittag; und unter blutigen Steinen ein seltsames Wort, das einer in den Sand geschrieben hat.

TEUFEL: Wer?

KUNZ: Er.

Lange Pause.

TEUFEL: Ihr habt geweint.

KUNZ: Mit dem Weinen ist's wie mit dem Einschlafen. Ihr seht euch darnach, ihr müht euch ab darum, umsonst; doch gebt ihr's auf, so ist es da.

TEUFEL: So kommt ihr mir nicht aus. Da an der Wimper hängt eine Träne.

KUNZ: Mir ist plötzlich etwas, ich weiß nicht wie, in den Sinn gekommen: eine rußige Küche und wie meine Mutter den Rettich rieb. Rettich, das ist so etwas Wirkliches. Wenn ich an dergleichen Wirklichkeiten denke, werden mir immer die Augen feucht.

TEUFEL: Ordentlich feucht, das eine ist schon ganz verschwollen.

KUNZ: Konjunktivitis; ich bin mir mit dem gelben Finger da hineingekommen.

TEUFEL: Das wär' eine dumme Geschichte. (nach einer Pause) Ihr habt die Augen eines Verliebten.

KUNZ: Liebe ist Heimweh.

TEUFEL: Wahrscheinlich eine Deutsche, oder doch eine hiesige? Nach dem Namen zu fragen wäre Indiskretion, natürlich, so viel versteht unsereiner auch. Aber auf jeden Fall ein recht wohlklingender. So einer auf heit, borg, gard oder linde. Ihr versteht.

KUNZ (spricht den Namen leise aus).

TEUFEL: Kurioser Name für ein Frauenzimmer, muß ich schon sagen. Also doch keine hiesige. Wie steht's mit dem Äußern? Gesicht — oval, länglich? Augen — blau, grau? Wißt ihr nicht. Haare — blond, schwarz? Auch nichts; wahrscheinlich brünnett. Besondere Kennzeichen: Muttermale, Blatternarben, Anflug von Bart — alles nichts; na, ihr seid mir ein Liebhaber! Wahrscheinlich eine von den neuen Humanistinnen, die gegenwärtig in der verrückten Haartracht alle Welt unsicher machen.

KUNZ: Diese nicht. So verschwiegen und scheu ist keine andere. Ich liebe sie und hab' sie noch nie zu

Gesicht bekommen. Manchmal, am hellichten Tag, trifft's mich wie ein Schlag. Sie ist an mir vorbeigegangen, tief verschleiert wie immer, aber ich habe ihren Silberblick gesehen. Da kann euch dieses Quarzstück da ein Diamant werden.

TEUFEL: Neue Alchimie. Aber nur weiter.

KUNZ: Weiter? Das ist das Ende. Leimsieder in der Liebe! Dreht man sich um und meint, man hätte endlich, was man möchte, ist sie längst schon wieder im Gewühl verschwunden und ich habe das Nachsehen.

TEUFEL: Das wäre eine nach meinem Geschmack! Ließ' ich sie laufen! 's gibt doch noch andere genug!

KUNZ: Wie diese keine. Wer sie gesehen —

TEUFEL: Ihr habt sie doch nicht gesehen.

KUNZ: Aus weiter Ferne manchmal im Traum. Zwei Augen, helf mir Gott, daß ich diese Augen nie vergesse!

TEUFEL: Ja, aber dann schaut nur, daß ihr sie bald kriegt, sonst schnappt sie euch ein anderer weg.

KUNZ: Sie hat viele Verehrer.

TEUFEL: Das auch noch! Und dann: grad diese ganz Feinen, Überzarten, im Handumdreh'n sind sie welk.

KUNZ: Diese hat ewige Jugend.

TEUFEL: Ja, ja, wie meinige auch hatte und jede andere. Das kennt man. So in tausend Wochen möcht' ich eure Augen seh'n! Noch einmal, schaut dazu! Erkundigt euch bei der Polizei.

KUNZ: Dort weiß man nichts von ihr.

TEUFEL: Dann ist sie eben Luft. Eine Mucken, wie sie hohen Herren öfters in den Köpfen herumsurren.

KUNZ: Sie ist die Wahrheit selbst.

TEUFEL: Selbstverständlich — mit kleinen Abzügen. Also gar nichts an ihr, was einem Fehler gleichsähe, sagen wir: Eigenheiten, kleine Schwächen?

KUNZ: Was ich so vom Hörensagen weiß, soll sie einen stahlharten Charakter haben. Sie führt das große Wort. Spricht sie, muß alles verstummen.

TEUFEL: Wünsch' wohl zu speisen!

KUNZ: Man muß ihr in allem recht lassen. Was sie sagt, gilt. Sie hat ihre eigenen Gesetze und legt jedes eurer Worte auf die Goldwage. Widerspruch duldet sie nicht. Widersprecht ihr, kehrt sie euch den Rücken.

TEUFEL: Gute Nacht. Das Lämmlein möcht' ich auf keinen Wolf loslassen.

KUNZ: So tiefblickend sie ist, für Kompromisse — ein bißchen da, ein bißchen dort, ihr versteht — hat sie nicht das geringste Verständnis.

TEUFEL: Und sie? Wie hält sie's?

KUNZ: O sie hat ein großes Herz: sie hält's mit jedem, der sie aufrichtig sucht.

TEUFEL: Aufrichtig sucht — der ihr Familienleben möcht' ich mir einmal anschauen. Habt ihr nichts Geschriebenes von ihr? Die möcht' ich mir doch graphologisch begucken.

KUNZ (reicht ihm ein Papier).

TEUFEL: Da ist ja nichts drauf.

KUNZ: Doch; aber sie schreibt mit unsichtbarer Tinte.

TEUFEL: Speichel geht auch. Was nimmt sie?

KUNZ: Wenn ich dies oder die Mittel wüßte, diese verborgenen Lettern ans Licht zu bringen, ich wäre längst am Ziele.

TEUFEL: Seid froh, daß ihr's nicht könnt. Das ist ja kriminalistisch! Glaub's gern, daß sich die im Bogen um die Polizei herumdrückt. Na lassen wir's.

KUNZ: Ja, es ist besser.

Er erhebt sich.

TEUFEL: Ihr seid recht klein geworden auf einmal, recht klein! Nun muß es endlich heraus. Wißt ihr, ich bin

nicht der Narr, euch für einen zu halten. Daß ihr den Hofleuten Dinge sagen dürft, wie kein anderer; ja, daß ihr mit dem Kaiser selbst, zuzeiten wenigstens, Du auf Du seid, — Diskretion in Ehren, aber es sickert doch manchmal etwas durch. Von eurem Verstand und andern Geistesgaben nicht zu reden. Die da wußten gut, warum sie euch mit allen Hunden hetzten. Wenn ihr euch wie ein Narr gebärdet, — der Kluge weiß! Und dann euer gutes Herz. Ihr redet mit mir wie mit euresgleichen. Freilich, der soziale Fortschritt tut da auch das seinige dazu. In barbarischen Ländern, etwa in Rußland, fassen sie unser-einen noch ganz anders an.

KUNZ: Ich wollte euch auch einmal russisch fassen!

TEUFEL: Seid so gut!

KUNZ: Kennt ihr die Karamasoff?

TEUFEL: Wahrscheinlich Welsche, Polen oder so was. Kenne ich nicht. Unsereiner, in kleinen Verhältnissen auf-gewachsen —

KUNZ: Am Ende seid ihr gar kein Teufel?

TEUFEL: Was, der auch! Verdammter Übername! — Mein Gott, mein Ahndl, ein lustiger Vogel — hat übrigens auch schon da im Turm gewohnt — mein Ahndl hat früher bei den alten Stadtspielen mitgetan und davon ist uns der dumme Name geblieben. Das ist alles. Ich heiße eigentlich Balthasar Pfannzelter, bin meines Zeichens Rat-hausdiener, Parkwächter und seit neuestem Wasenmeister. Früher auch Buchbinder; dabei hätt' ich, was Fortbildung anbelangt, am meisten profitiert; aber die Herren waren damit nicht einverstanden, leider. Außerdem, alle heiligen Zeiten, wenn der Andrang groß ist, amtiere ich bei der Paßkontrolle.

KUNZ: Balthasar Pfannzelter — o Iwan!

Er holt tief Atem.

TEUFEL: Hat's euch wieder!

KUNZ: Lindenblüten. Spürt ihr den Duft?

TEUFEL: Ich merke was und meine, eine tüchtige Schwitzkur könnt' euch nur nützen. Linden, freilich — wir machen Tee damit — ihr nehmt sie durch die Nase. Etwas früh — die kommen erst im Juli!

KUNZ: Ich glaube, sie sind immer da.

TEUFEL: Bei aller Gescheitheit, etwas einbilderisch seid ihr doch. Es muß endlich heraus. Man darf mit seinen Gaben nicht Schindluder treiben. Seht ihr, da war im vorigen Herbst ein Teppichwirker da in Brügge, ein blutjunger Gesell, ein Rheinländer; der konnte es mit den Augen. Wenn der euch ordentlich in die Augen schaute, mußtet ihr sehen, was er euch vorgaukelte. Eine Teufelskunst, die einen Menschen langsam umbringt, der Webergesell hat's am eigenen Leib erfahren und das Gericht hätt' sich die Scheiter sparen können, so war der zuletzt auf den Hund gekommen; von Steh'n oder Geh'n keine Rede mehr. Da nehmt euch ein Beispiel! Was mich betrifft: seht ihr, vor einer Stunde, als ich daheim fortgegangen bin, hatte ich zwar Hunger, aber einen klaren Kopf; ich seh' euch und will vorbei, mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Und nun, was habt ihr aus mir gemacht! Alles kopfübergedreht; es kommt mir vor, es sei da ein großes Tor offen, und alte und neue Welt, Gestern und Morgen laufen durcheinander. Ihr seid krank und euer Fieber hat mich angesteckt. Ich will endlich heim. Gebt mir meine Augen, sagt, daß alles nicht wahr sei. Es ist halb fünf. Wir müssen endlich zur Vernunft kommen. Sagt meiner wegen, daß ich das alles geträumt habe; ich sei da in der Sonne gelegen, ich hätte aufgeschrien, und ihr habt mich geweckt. Sagt, was ihr wollt; so kann ich nicht mehr leben — nicht mehr leben! — Warum redet ihr nicht? — Wenn es euch Spaß macht, mit einem ausgehungerten Menschen — seit fünf Tagen, ihr habt leicht

lachen, was wißt ihr! — ist das auch so eine von den noblen Passionen, und ein Proletarierkopf grad gut genug zum Kegelscheiben! — Mensch oder Wolf! sei was du willst, ich bin am Ende! Das Licht aus! aus die Diebslaterne! sag' ich, und her damit, oder in Dreiteufelsnamen, ich vergreife mich an deiner geweihten Person, du Unhold, die Gelenke zerbrech' ich dir! —

Unter Gewitterwolken schaut die Landschaft düster und drohend. Kunz steht schweigend da, er scheint gewachsen. Der Teufel springt auf die Kiste. Wie er nach der Lampe greift, wirft sie Kunz in die Höhe. Sie bleibt schwebend.

TEUFEL: (wahnsinnig lachend): Ha, ha, ha, ha, hi! Da schaut der Moriz! Ewige Vorsehung, so ein Signallicht, das ein versoffener Straßenarbeiter vergessen hat, möcht' allwissendes Auge spielen. Von der Abtrittgruben unter die Planeten, gratuliere. Protektion, ja, ja, die Verbindungen! — Aber ich möcht's doch endlich einmal herauskriegen, wo der Drahtzieher sitzt.

Er reißt den Pfosten aus der Erde und zertrümmert damit die Lampe; darauf herumtretend:

TEUFEL: Da, da, jetzt! Jetzt zerstampf ich dich zu Brei! in den Boden stampf ich dich! — oh!

Er rafft die Scherben zusammen und rennt damit zum Schloßteich — zurückfahrend:

Feuer! Das Teichwasser brennt!

Zwischen den Pappeln, hinter Wolken, glutrot, erscheint die Sonne. Sie gibt nur mäßigen Schein.

TEUFEL (die Sonne erblickend): Komplott! Die Ablösung! Du, du, rote Vettel, giftiger Skorpion, bist du wieder da! In welchem Erdteil hast du dich wieder einmal vollgesoffen und speist mich nun an mit dem faulen Blut, du feiste Wanze! (den Kopf schirmend) Ist's dir, und was da oben etwa noch hinter dir stecken mag, ein Vergnügen, mit meinem armen Verstande zu spielen? O Flügel,

Flügel, und mit Geierkrallen deine rote Larve zerschinden, dich herunterreißen unter meine Füße und in den Boden stampfen! stampfen! so! so!

Er stampft neuerdings auf die Scherben der Lampe. Funken stieben unter seinen Füßen auf; der plötzlich stärker werdende Wind erfaßt die Funken und trägt sie weiter. Es ist nun ganz dunkel geworden.

TEUFEL (auf der Kiste sitzend, zu Kunz): Ihr habt es so gewollt. Nun kann ich wieder atmen. (Jäh auf-fahrend) Wer? — Ja so! Ein Waldvogel! Jetzt heißt's Geld im Sack haben, sonst habt ihr das Jahr lang keins. — Alles geht vorüber, alles! Die Kiste, ja, ja! Aber wir sind schon über ganz anderes weg-gekommen. In einer Stehbierhalle, über einem Gläs-lein Kornbranntwein kann man einen Krieg vergessen. Vernunft! Die Kiste, meinerwegen soll sie sein; ich zeig' ihr den Buckel, dann ist sie gewesen. Wer leben will, muß vergessen lernen. (er zieht eine Feldflasche hervor und riecht daran) Wein ist rot und Blut ist's auch, man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Realitäten, da habt ihr recht, aber man soll davon nicht nur reden! Die da hinten drinnen, als die Konjunkturen, wie sie's hießen, übel wurden, wußten sich zu helfen, sie gaben das unsichere Geld weg und hielten sich an Realitäten: an Gemälde, Erdäpfeläcker, Schmuckstücke, Pretiosen, Häuser, an so eine Wand —

Er lehnt sich mit dem Rücken an die Vormauer, sie gibt nach.

TEUFEL: (in neuem Entsetzen): Was ist das!

KUNZ: Schaut daher!

Er drückt an die Wand des Vorhauses, auch sie gibt nach.

TEUFEL (schreierend): Was, keine Wand?

KUNZ: Doch, doch eine! —

TEUFEL: Keine feste?

KUNZ: Ihr seht ja, Leinwand!

TEUFEL: Das ganze, schöne Schloß! (er will durch eine kleine Tür rechts vom großen Portal flüchten, stößt aber mit dem Kopfe an Festes) Auch das!

KUNZ (lachend): Fliegenfänger; perspektivisch bemalte Oberfläche, keine Tiefe!

TEUFEL: Keine Tiefe! (setzt sich halb ohnmächtig auf seine Kiste) Pst! seid still. — Jetzt hab' ich genug! Still, weg von mir, rührt mich nicht an!

KUNZ: Keine Angst, ihr seid!

TEUFEL: Laßt mich aus! — Bin ich, bin ich nicht, soll ich's mir an den Knöpfen abzählen? Wer sagt's mir, wer?

KUNZ: Euer Zweifel.

TEUFEL: An was soll man noch glauben? Boden, Wiese, Berg und Wald, alles fest und wahr, aber rührt ihr d'ran, so ist's gewesen. — Holt mir einen Doktor, gebt mir was fürs Fieber! — Wasserkuren, was haltet ihr davon? — Was red' ich, wo bin ich? Kann man so noch weiterleben — etwas anrühren — einem die Hand geben? Gebt einem die Hand, und was euch in der Hand bleibt ist nicht mehr als Haut von einer Hand!

Der Wind wird Sturm.

TEUFEL: O, welch ein Sturm, was habt ihr getan!

KUNZ: Das Kind, wir sind im Fieber!

TEUFEL: O hört! Mein Gott, wie die Turmfahne wappert und die Fensterscheiben — hört! hört! — weh uns, es bringt die Dächer!

Ein greller Schein erhellt für einen Augenblick die Gegend; kein Donner folgt.

TEUFEL (zähneklappernd): O, Heiland! In sausender Nacht vergeht der Wald! O, führe uns nicht in Versuchung! Das Firmament zerbrochen! Unter den Ruinen des Himmels krümmt sich die zertrümmerte Sonne.

Einige Akkorde der Drehorgel werden hörbar.

TEUFEL: Wir tanzen über einem Abgrunde! — noch fünf Minuten! — zwei Minuten! — Sieh, von der Kette los, aus allen Schluchten kommt's hervor, und scheu geworden vor dem Glutwind wenden sich die Flüsse. Schon hat's den Turm von Notre Dame erfaßt, o helft! Die Peterskirche brennt, und der Erdboden, glimmender Zunder, krümmt sich, rollt sich auf! — Schutzengel meiner Kinder, was hab ich getan!

Eine steile, gelbe Staubwolke wirbelt langsam heran und hüllt allmählich die Landschaft ein. Kunz und Teufel sind nicht mehr sichtbar.

DES TEUFELS STIMME: Ich ersticke, ich ersticke. O, meine Kinder! (mit gräßlichem Schrei) Herr Jesus, die Gräfte kommen, die Gräber! O, ich versinke!

Der Staub verzieht sich allmählich. Gestalten und Gebäude werden wieder sichtbar, der Erdboden ist verschwunden: ganz Brücke schwebt im Leeren.

TEUFEL (wimmernd): Mutter! Mutter!

KUNZ: Haltet an euch!

TEUFEL: Ich kann nicht mehr!

Er stürzt, erhascht aber einen starken Ast des Goldregentrauches, an den er sich verzweifelt klammert.

TEUFEL: Der Boden weg, wir sind verloren! — Seht, dort!

Der Hund von früher wird sichtbar. Mit einigen Sprüngen ist er beim Brunnen und trinkt. Es ist wieder heller geworden.

TEUFEL (leise): Er trinkt, noch ist nicht alles tot. O schönes Tier!

KUNZ: Leise!

TEUFEL: Er geht, ich möcht', er bliebe! Solang er da ist, ist mir wohler.

Geräusch von Schritten. Der Hund entflieht. Einige Stadtarbeiter kommen mit Taxgewinden, einer trägt eine Leiter. Sie fangen an, das Portal zu schmücken, ebenso den Galgen, den

sie allmählich in eine Art Ehrenpforte umwandeln. Die Sackleinwand über dem Portale wird entfernt, es erscheint das österreichische Wappen. Ein dicker Malermeister, zwei Transparente unterm Arm, stellt sich unter den geschmückten Galgen.

TEUFEL: Sie sinken nicht! O, wenn die wüßten.

KUNZ: Sie wissen nichts. Still, stört sie nicht.

DER DICKE MALERMEISTER (ein Transparent den Arbeitern auf der Leiter hinauflangend): Da! buchstabieren wir wieder einmal österreichisch, zur Abwechslung. Eppa, der Stein da, bald wär' ich hingeflogen!

EIN ARBEITER: Gib acht, dein Bauch!

DER MALERMEISTER: Geniert er dich? Der ist nicht gestohlen. Wir Schildermaler sind seit Jahren schon die fleißigsten Arbeiter in Brügge. Das Auf- und Um- und Übermalen, je nach dem Herrschaftswechsel: einmal burgundisch, dann österreichisch, dann wieder burgundisch, und jetzt wieder österreichisch — noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!

Ein schwer Bezechter arbeitet sich, fortwährend die Mauer betastend, mühsam gegen das Tor.

DER MALERMEISTER: Schaut grad, kaum angestochen, sind dir die Kerls schon hornvoll.

ARBEITER (von der Leiter steigend): Der hat schwer geladen.

DER BEZECHTE: Ich nit — ich bin krank — ich geh' zum Doktor.

DER MALERMEISTER: Da komm' her!

DER BEZECHTE: Ich nit — ich han meine Standpunkte — ihr stehts auf keinem guten Boden — meine Standpunkte sind bei der Mauer — ich han die Platzfurcht — von meinen Standpunkten geh' ich nit ab — ich geh' zum Doktor —

Er tastet sich durchs Tor.

Der Malermeister mit den Arbeitern ab. Die Leiter bleibt.

TEUFEL: Wie ist das möglich!

KUNZ: Wie alle Tage!

Im Turmfenster werden des Teufels Kinder sichtbar.

DES TEUFELS KINDER: O, Vaterle! Vaterle! Mutter, dem Vater ist übel geworden unten auf dem Platz, ein fremder Mann stützt ihn!

Sie verschwinden, kommen aber bald hernach durchs Tor.

TEUFEL: Kinder, Kinder, nicht, nicht, bleibt dort!

DIE KINDER: Warum denn?

TEUFEL: Da, da!

DIE KINDER: Was denn, es tröpfelt ein bißl, der Boden ist schon feucht.

TEUFEL (verzweifelt): Bleibt drüben, es ist kein Boden da! O, rührt euch nicht. Seht, seht, da unten, zerbrochenes Gebein! — Heiliger Himmel, der Abgrund kommt herauf.

KUNZ (der den Teufel stützt): Einmal für jeden! Seid außer Sorge, denen dort kann er nicht schaden.

TEUFEL: Jetzt ist er da! — Alles schwarz.

KUNZ: Mit Augen der Viper hypnotisiert er seine Opfer. Steht fest, faßt ihn mit euren Augen, drückt ihn hinab!

TEUFEL: Gottlob, jetzt seh' ich den Boden wieder.

KINDER: Zwei Tag lang hat er nichts Warmes mehr im Magen. Schaut, wie er zittert.

TEUFEL: Geht hinauf, Kinder, es ist schon gut; sagt's der Mutter.

KINDER: Vater, beim Soukopp drüben gibt's wieder Fleisch; nach der Auferstehung darf man's essen. Vater, das Peterle kann die Konjunktive alle auswendig. — Soll er sie aufsagen?

TEUFEL: Geht, Kinder, geht! (zum Jüngsten, der neugierig den Deckel der Kiste aufhebt) Nicht, Franzl, laß die Kiste!

KINDER (im Abgehen): Franzl, was ist denn drinn?

DER KLEINE (den Finger im Munde, flüstert etwas).

KINDER: Der Osterhas!

Jubelnd ab. Der Sturm hat etwas nachgelassen; zwischen den Wolken erscheint strahlend die Sonne.

DAS MÄDCHEN (erwacht, kommt nach vorne und schaut sich verwundert um): Hab' ich geschlafen? Es war so süß!

KUNZ: Wieder munter? Guten Morgen.

DAS MÄDCHEN: Es ist Abend geworden. Jetzt ist das Tal voll Licht und gelben Rauch und Vogelgesang in allen Hecken.

KUNZ: Wach auf, Kleine!

DAS MÄDCHEN (schlaftrunken, in Absätzen): In der Luft der feuchte Wassergeruch, und die Weiden am Ufer sind ganz naß.

KUNZ (lachend): Wo bist du?

DAS MÄDCHEN: Da, da ging das kleine Steiglein. Als Lenchen noch war, sind wir oft zur Dorfmühle hinunter. Die rote Wiese ist voll Bluttröpflein und der Ufersand ganz fein und warm. Es ist schön, in der Abendsonne barfuß so hinzulaufen.

Sie geht zum Brunnen und wäscht sich die Augen.

TEUFEL (auf der Kiste, sich den Schweiß von der Stirne trocknend): Das war ja ein Venedig in der Luft! Erst fing es an zu kreisen und zu laufen, Häuser und Platz, wie wenn man in rinnendes Wasser schaut, dann kam die Tiefe!

KUNZ: Eine kleine Schwäche. Nach all dem, was ihr ausgestanden, hat das nicht viel zu sagen.

TEUFEL: Nein, ihr, das war mehr! — Weil ich nur endlich wieder Boden spüre. — Was ist das?

Eine Kirchenglocke wird hörbar.

DAS MÄDCHEN (freudig): Am Charfreitag fliegen die Glocken zum heiligen Grab. Nun sind sie wieder da.

TEUFEL (tief atmend): Sind das Linden?

KUNZ: Die kommen erst im Juni.

DAS MÄDCHEN: Es ist Mai! Das Teichwasser flimmert an der Zugbrücke, im Hofgarten haben sie das kurze Gras abgemäht und die Wiesen sind weiß und voll Honiggeruch. Lichtscherben treiben im Wasser. Der Mai ist gekommen!

KUNZ: Die auch aus der Zeit! Hexen und Teufel möchten Dichter werden. Bald werden wir Weihnachten im Hochsommer feiern.

DAS MÄDCHEN (ist auf den Brunnen gestiegen und erhascht eine Schloßtaube): Täubchen, oh, hab' ich dein kleines Herzlein in meinen Händen. — Angst! Haben sie euch ins Turmloch vertrieben zu den Fledermäusen, zu den garstigen Spinnen! Schau, über Nacht ist er gekommen und hat das Glashaus geöffnet; und die Gärtnerburschen sind in Hemdärmeln und bringen die roten Pelargonien heraus! Die ganze Mauer ist voll dunkler Flämmchen! Hu, beißt du mir in die Lippe! — Sturm! (sie wirft die Taube in die Luft; der ganze Schwarm rauscht auf) O wie ist die Welt schön! Unter meinen Sohlen brennt der Stein. Mein rotes Haar, es leuchtet im Winde! Sieh, wie der Wind in den Weiden wühlt; wenn er über's Gras hinwegweht, wird's zu bebenden Silber. O, ich möchte, der Wind soll Sturm werden! Ein Osterfeuer soll aufbrennen! Er löscht es nicht; es duckt sich, wenn er über seinen roten Rücken springt und wächst und wächst bis zu den Sternen! Ein Chorknabe, das Glutpfännlein schwingend, kommt vor die Kirche.

DAS MÄDCHEN (den Zeigefinger auf die Lippen legend): Still! Noch sind die Kirchenfenster mit Grabtüchern verhängt. Noch schläft er unter Margariten und leuchtenden Kugeln. Wir dürfen nicht lärmern!

Im Turmfenster erscheinen die Kinder des Teufels mit Seifenschaum und Strohhalmen.

DES TEUFELS TÖCHTERCHEN: Nicht ausschütten!
Mußt langsam blasen, Luisl!

DAS MÄDCHEN: Der Mai ist gekommen.

Steigt vom Brunnen und geht, ein Schulliedchen summend, langsam den Seifenblasen entgegen in die Stadt.

TEUFEL: Dort blüht der Kreuzdorn still und weiß, und auch die Bluthasel ist noch da. (leise) Algonde!

KUNZ: Was meint ihr damit?

TEUFEL: Eine Alm; als Kind war ich einmal dort.
Wie lange ist das her?

KUNZ: Wie ihr nur auf das kommt.

TEUFEL: Wunderlich, ja. Alles so abgewaschen und neu wie nach einem Gewitter; aber in der Ferne rauscht etwas und lockt; ist's ein Fluß? Manchmal kommt's im Wind daher und weht mich an wie Duft von Heu und warmem Holz. Dann ist's auf einmal wie ein Riß durch die Zeit: da liegt die ausgeschälte Fichte, weiß und glatt unter roten Rinden, und oben im heißen Geröll die Himbeerstauden. Jetzt alles wieder weg. Was ist das?

KUNZ: In den Häusern rösten sie Kaffee. Zum ersten Male nach Monaten. Das bringt dann allerlei Einfälle und Erinnerungen.

TEUFEL (mit seligen Augen den Goldregenstrauch betrachtend): An dem Strauch da hat alles gehangen. Ich habe den noch nie geseh'n. Eine gold'nes Wunder. Wie ist auf einmal alles Gold und Glanz! Zu euren Füßen liegt ein gold'ner Stein.

KUNZ: Neue Alchimie.

TEUFEL: Wer ging da vorbei?

KUNZ: Sie —

TEUFEL: Ja. (nach einer Pause) So also sieht die Wahrheit aus, das ist die Welt —. Und doch freut's mich, daß ich bin. Wenn ich nur wüßt', wie weiterleben.

KUNZ: Ihr müßt endlich lernen, einen **Indikativ** von einem **Konjunktiv** unterscheiden.

TEUFEL: Indikativ, das ist wieder etwas neues. Ich wäre froh, wüßt ich endlich, was ein Konjunktiv ist.

KUNZ: Eine Möglichkeit.

TEUFEL: Was für Möglichkeit?

KUNZ: Ein Potentielles—

TEUFEL: Nicht so abstrakt.

KUNZ (auf das Transparent deutend): Das Ding da oben, so lang die Lampen fehlen; das Kirchenfenster dort, wenn die Sonne nimmer scheint, die Pfirsichkerne in eurem Hosensack! Ein Konjunktiv ist etwas, das gerne hätte und nicht hat, gerne könnte und nicht kann, gerne wäre und nicht ist; immer möchte, wollte, würde, es ist nicht zu erschöpfen. Hundert Konjunktive liegen da in eurer Kiste und sind doch kaum ein Zehntel von all der Möglichkeit.

TEUFEL: Und ein Indikativ?

KUNZ: Ist das gerade Gegenteil vom Konjunktiv.

TEUFEL: So viel versteh ich, ihr seid kein Konjunktiv.

KUNZ: Gott behüte!

TEUFEL: Dann also ein Indikativ.

KUNZ: Weit davon!

TEUFEL: Was seid ihr dann?

KUNZ: Ein Narr.

TEUFEL: Und ein Narr?

KUNZ: Ein Mensch.

TEUFEL: Und was ist ein Mensch?

KUNZ: Ein Mensch, seht ihr, das ist so etwas zwischen Indikativ und Konjunktiv. Etwas, das ganz Indikativ werden möchte und doch nie ganz vom Konjunktiv loskommen kann.

TEUFEL: Und ganz Indikativ, hat's das nie gegeben?

KUNZ: Wenn das geschieht, macht die Sonne drei Freuden sprünge!

TEUFEL (verwundert): Das soll ja morgen sein, am Ostersonntag! — Also zwischen Indikativ und Konjunktiv, das ist ein Mensch. Und die da drinnen, waren das keine Menschen?

KUNZ: Hört auf, das waren Bälge.

TEUFEL: Aber ein Mensch ohne Balg?

KUNZ: Ohne Balg und nur Balg, das ist zweierlei. Aber nur Balg, das ist zu wenig. Und mehr waren die nicht. Mit Möchte, Würde, Hätte, Wollte; mit Gift und Galle, Neid und Dünkel vollgeblähte Haut, mehr nicht.

Ein Straßenkehrer kommt, würdig einen Müllkarren vor sich herschiebend, durchs Tor. Nicht weit von Kunz macht er Halt und fängt an zu kehren.

STRASSENKEHRER: Jetzt, das ist heut das drittemal! Ich tu nicht gern Überstunden machen! (den Teufel erblickend, der tiefsinnig auf der Bank sitzt) Den hat's beim Latz!

Einige Akkorde der Drehorgel.

STRASSENKEHRER: Sapperment, am Charsamstag! — Gesindel! — 's fehlt wieder einmal an den nötigen Respektpersonen! Natürlich, die Herren sind momentan beim Umkleiden, dann der da tut auch kein Maul auf! — bin ich also sozusagen die einzige vazierende Amtsperson. Ich ergreife die Befehlsgewalt! (Mit erhobenem Besen gegen den Zirkus) „Das Lagern von Karrnern“ usf. — Im Namen der Obrigkeit: schert euch zum Teufel!

Die Musik verstummt.

STRASSENKEHRER: Die hätt' ich g'staubt!

Zwei Stadtarbeiter kommen mit Lampen aus dem Schlosse.

STRASSENKEHRER: Ihr brennt dem Tag die Augen aus.

STADTARBEITER (sich pfißig anschauend): Wär' oft nicht das dümmste.

Die Arbeiter steigen auf die Leiter und bringen die Lichter hinter dem Transparente an. Maximilians Devise: AEIOU erscheint in grellen Farben. Darunter, ebenfalls in bunter Schrift: Auf Wiedersehn! Der Straßenkehrer hat sich auf die Kiste gesetzt und schaut den beiden zu.

STRASSENKEHRER: (nach oben rufend): Die Arbeit wird auch nie gar!

STADTARBEITER: Aber 's Geld!

Gehen ab durchs Tor; der Straßenkehrer erblickt eine auf dem Boden liegende Haut.

STRASSENKEHRER: Ui, schau, da ist ein Handwerksbursch ausgekrochen!

TEUFEL: Das ist Herr Livius, der Stadtkämmerer.

STRASSENKEHRER: Hi, nicht übel; der Herr Livius! Aber sag' es nicht zu laut!

TEUFEL: Frag' den da, der weiß es am besten.

STRASSENKEHRER: Grad ist er mir begegnet, der Herr Livius. Den mußt du dir anschau'n. (geheimnisvoll) In Gala. Heuer haben wir doppelte Fasnacht: einen Talar hat er dir an, die Kutte da wär' Sammt daneben, und um den Hals ein Kapuzinerseil als Krawatte umgebunden (die Bauchwölbung pantomimisch anzeigend) ganz Büßer! (mit zwei Fingern vorsichtig die Haut an einem Endchen hochhaltend) So ein Gezader! Der Herr Livius! Ui, wie sie watzelt! (er reibt sich den Rücken am Galgenpfosten) So eine, ist man nicht schnell dahinter, läuft dir ins Schloß und macht Audienzen!

KUNZ: Wie's hinter den Pappeln dort den Himmel aufreißt! Wir kriegen schlechte Ostern.

STRASSENKEHRER: Der April tut wie er will. Meinetwegen; ich nehm' die da um als Schlangenhaut (er tut es) neueste Mode! (sich neuerdings den Rücken reibend) Ui, ich mein' gar, der hat mich zum Universalerben eingesetzt! (die Haut in die Kiste werfend und mit der

Schaufel nachstechend) Da lieg' und rühr' dich nicht!
(im Abfahren) Der Herr Livius!

Pause.

TEUFEL: Weil ihr früher von Pfirsichkernen geredet habt, ich könnt' den da essen (er tut es); ich hätt ihn g'rad so gut da einsetzen können.

KUNZ: Dann wär's ein Baum geworden.

TEUFEL: Und ein Baum, möcht' man meinen, wär' doch etwas Wirkliches.

KUNZ: Ein lebendes Wunder.

TEUFEL: Aber ohne Kern kein Baum. Warum laßt ihr die Möglichkeit nicht gelten!

KUNZ: Tu ich das?

TEUFEL: Schaut, in so einem Kern da — ich denk mir's oft, ein Baum ist viel, aber ein Kern ist mehr. In so einem Kern, nur hundertmal kleiner, steckt der ganze Baum.

KUNZ: Aber wenn der Kern faul ist?

TEUFEL: Wie meint ihr das?

KUNZ: Wenn ein verdorrter Kern tut, als wär er ein wirklicher Baum.

TEUFEL: Die Contradictio! Zum Lachen! Das wär ein Widersinn, ein reines Nichts! So was kommt nicht vor.

KUNZ: Nicht? — Und die da drinnen? Kamen die nicht vor? Schienen sie nicht alles, und was waren sie wirklich?

TEUFEL: Nicht viel, fast nichts. Wie sie das nur zuwege brachten.

KUNZ: O ihr kennt die Welt noch nicht. Habt ihr schon Taschenspieler geseh'n?

TEUFEL: Am letzten Jahrmarkt, zwei.

KUNZ: Ich einmal einen in Nürnberg, einen gelernten Zauberer. Seine Glanznummer war, da riß alles Maul und Augen auf: sich bei der Brust packen und in die Luft stemmen, war ein Werk des Augenblicks.

TEUFEL (noch immer in Gedanken): Man möcht's fast nicht für möglich halten. — (den Betrug erkennend) Ach was, habt einen andern zum Narren!

KUNZ: Jetzt seid ihr ordentlich rot geworden.

TEUFEL: Ich rot?

KUNZ: Bis in die Haare.

TEUFEL: Ja, ja! Mit Widersprüchen ist das einmal so. Einäugig meint man was zu sehn, tut man beide Augen auf, dann ist's dahin und man greift ins Leere.

KUNZ: Jetzt noch einmal das Bild da am Burgtor — o, schau, es ist verschwunden! Die Augen, seht ihr; ohne eure Augen wäre der Betrug nicht möglich. Die haben sich die Arbeit leicht gemacht.

TEUFEL: Weil ihr alles wißt: warum, wo sie doch gekonnt hätten, sind die so wenig geworden?

KUNZ: Weil ihr alles wissen möchtet: warum, wo er doch so klein ist, wird aus dem Kern da der große Baum?

TEUFEL: Ich will nicht wissen, wie das Gras wächst. Aber ich mein', Wasser und Luft allein tun's nicht. In so einem Kern muß etwas drinnen sein, das herauswill. Etwas Energisches, das einfach kommandiert: Zerbrich die Schale, wühl' die Erde durch, wenn's auch hart ist und weh tut, du mußt an die Sonne!

KUNZ: Der Imperativ.

TEUFEL: Konjunktiv, Indikativ und Imperativ, das wären nun drei.

KUNZ: Der Kern, der gern würde, das Energische, das befiehlt, und der wirkliche Baum.

TEUFEL: So wächst ein Wald.

KUNZ: Aber, wenn die Imperative fehlen, oder, sie sind wohl da, aber es gruselt einem vor der Arbeit —

TEUFEL: Dann muß der Kern faulen, ich begreife.

KUNZ: Und wenn der Kern faul ist und doch tut, als wär' er's nicht; wenn so ein Konjunktiv die Verwirrung der

Welt ausnützt und da zu stehen kommt, wo nach Recht und Gesetz nur ein Indikativ hingehört, dann gibt es eben falsche Konstruktionen.

TEUFEL: Wie diese da!

KUNZ: Ja, die! Wenn ihr so einem sagtet, Feuer wäre heiß, dann steckte er den Rüssel in die Flamme und fragte, ob es am Ende nicht doch kalt wäre.

TEUFEL: Daß!

KUNZ: Meinten, was sie wären: Dichter, Künstler, was waren die nicht, und waren doch nur Häute.

TEUFEL: Arme Häute, mein Lebtage hab' ich keine ärmeren gesehen.

KUNZ: Katzenbuckler, Speichellecker, Würdenträger, und doch hat die Sonne keine elenderen Lumpen beschien.

TEUFEL: Elende Lumpen, das stimmt! Und nun gebt mir einen Rat, was man mit solchen Lumpen anfangen soll. Möglich, daß ich sie in einer Papierfabrik anbringe. Ein Schuster, was meint ihr, geht mir nicht auf den Leim.

KUNZ: Da hätt' der Schuster Pech.

TEUFEL: Und ein Trödler gibt mir auch nichts dafür. Ich wollt', ich verstünde was von Konjunktiv.

KUNZ: Wißt ihr was, sortieren wir die Häute nach bestimmten Gesichtspunkten. Ihr könnt dabei ein Praktikum machen.

Er zieht eine Haut hervor.

TEUFEL: O, den hab' ich gut gekannt. Wie, auch er? So sanft und liebevoll, wie er immer war!

KUNZ: Aber im Grunde doch etwas hartherzig und roh. Als ihm einer den Spruch sagte: „Alles wissen, heißt alles verzeihen“, da wurde er, wie ihr ihn gekannt habt: er zürnte keinem mehr und verzieh allen — er wollte alles wissen. Numero eins.

TEUFEL (eine andere Haut ergreifend): Diese, wie die schillert!

KUNZ: O, das war eine demütige Seele! Er wollte justament der letzte sein, obwohl er eigentlich wußte, daß er zu anderem bestimmt war. Wißt ihr, in solchen Dingen gibt es sonst untrügliche Signale. Er war aber lieber farbenblind. Der letzte zu sein war einmal seine Leidenschaft. Den legt obenauf. Numero zwei.

TEUFEL (mit einer neuen Haut): Ho, auch der? Niemand sah's ihm an, wie der den Dirnlein gefährlich werden konnte.

KUNZ: Vor vergitterten Kammerfenstern oder wenn die Hofhunde von der Kette waren, da konnte seine Kraft anschwellen wie ein gestauter Bach. In der Hauptsache begnügte er sich mit Namen. Ein Esel in der Löwenhaut, meinetwegen. Aber ein Esel als Wolf im Schafpelz, das ist zu viel!

TEUFEL: Ihr sucht einen. Ist's etwa der?

KUNZ: O nein! Aber wenn's euch interessiert, es ist eine kurze Geschichte. Das war ein Maler, der einmal etwas hatte, aber später, wie es oft zugeht, von der Hand in den Mund leben mußte; buchstäblich. Er hat sich, sechs-mal mindestens, selber aufgefressen. Natürlich, bei solcher Diät werden die Nährstoffe immer geringer, und was schließlich herauskommt, seht ihr selber.

TEUFEL: Was ist das?

KUNZ: Ein recht Genügsamer. Er hatte einmal das Wort eines Dichters gehört: „Ich nehm' das Kreuz auf mich, mir selbst zu gleichen.“ Ein schönes Wort; das schönste vielleicht in dieser eitlen Zeit. Dem da wurde es aber Gift. Er war Mittelmaß, wußte es, wollte es sein. Aber alsdann gewann er einen Standpunkt, von wo aus er sich, kreuztragend, photographieren konnte. So verlor er sich langsam

aus den Augen, kam schließlich ganz außer sich und wurde Haut, ohne es zu merken.

TEUFEL: Sieh, der, die ganze Haut voll Schwären.

KUNZ: Luftblasen! Eigentlich war das eine kerngesunde Natur. Aber er hatte sich ins Kranksein vergafft und infizierte sich fortwährend mit fremden Giften, meistens bezog er sie aus dem Ausland, aus Schweden namentlich. Numero sechs.

TEUFEL: Jetzt, was ist das?

KUNZ: Ratet!

TEUFEL: Der Domorganist? Das ist so einer, der immer möchte und nie kann. Meinsgedenken arbeitet der schon bald an einem Credo herum, probiert und streicht und kann den Schluß nicht finden. Die ganze Stadt lacht schon d'rüber.

KUNZ: Er ist doch über die Hälfte hinaus! Das größte und schwerste von allem hat er hinter sich. Nein, der ist's nicht!

TEUFEL: Wer dann? — Der Stadtpoet? Aber den habt ihr ja an den Fingern. Ich weiß es nicht.

KUNZ: Den kennt ihr doch. — Der Schloßhauptmann.

TEUFEL: Nicht möglich. Die ganze Haut schimmelig.

KUNZ: Bei abgelegten Schloßhauptleuten kommt das manchmal vor. Der wollte immer der erste sein, legt den unten hin!

TEUFEL: Genug! Das hat kein gutes Ende. Das hat überhaupt keins. Ich geb' es auf.

KUNZ: Ihr müßt studieren.

TEUFEL: Und welchen Schulmeister wolltet ihr mir raten?

KUNZ: Einen Metzger.

TEUFEL: Pfui Teufel!

KUNZ: Dann einen Schuster!

TEUFEL: Den Knieriem, der drei Kreuze macht, wo ehrliche Leute ihren Namen hinschreiben?

KUNZ: Dann einen Gerber — keinen Lohgerber! — so einer, ein Gerber, ist imstand, euch nach zehn Jahren zu sagen, was einmal in so einer Haut war: Luft, oder auch Knochen und Fleisch.

TEUFEL: Ihr hättet pädagogisches Talent. Stellt euch einmal da auf den Brunnen!

KUNZ: Ich danke, ich stand schon einmal dort, den Katarrh hab' ich noch nicht los — sucht euch einen anderen Narren.

TEUFEL: Aber es heißt doch —

KUNZ: Noch einmal Dank! Entweder, sie steinigen mich oder sie machen mich zum Dozenten.

TEUFEL: Ihr habt immer so vertrakte Ideen!

KUNZ: Entweder sie betrachten das ganze als ein Sprachproblem und das ist ihnen zu wenig aktuell, natürlich; oder sie beziehen es, vom Gedanklichen abgelöst, auf sich, und dann bin ich verloren!

TEUFEL: Ihr seid ein Schwarzseher.

KUNZ: Weil ihr das sagt — aber werdet nicht böse, es hat keine Beziehung. Eine alte Geschichte fällt mir eben ein: Der Teufel denkt an seine Bekehrung und bezieht die Hochschule. Nicht lange überlegt er, dann läßt er die Theologie fallen und entscheidet sich für Chemie. Abergläubisch, wie er ist, erhoffte er das Wunder von der Seife.

TEUFEL: Waschen gehört zur Reinlichkeit.

KUNZ: Er hat sich gewaschen! Einen Ozean hat er dafür angefordert. Und dann — spiegelblank saß er am Lido — freute er sich unbändig über die Unmenge Schmutz, die auf dem Wasser schwamm.

TEUFEL: Ihr seid ein Schwarzseher! Immer grau in grau! Man soll die Flinte nicht ins Korn werfen!

KUNZ: Man soll tun, soviel man kann. In der öden Zeit dieser Belagerung ist mir der Stoff zu einem Puppenspiel eingefallen: Ein Würfel hat darin die Hauptrolle. Meint ihr, es nützte?

TEUFEL: Der Kubismus hat abgehaust, vorläufig, und dann: Puppenspiele sind für Kinder. Versucht es anders, haltet euch an die Großen, etwas muß immer heraussehen.

KUNZ: Wenn man an ein Stallfenster klopft?

TEUFEL: Ihr seid gehemmt! Sprecht euch einmal aus, ihr werdet sehn, es wird euch leichter. Da hätt' ich so ein Buch —

KUNZ: Laßt das Buch!

TEUFEL: Nur noch ein Wort!

KUNZ: Ja, ein einziges, kleines Wort, nicht Bild und Vergleich — das W o r t, nur einmal, einmal ganz es selber!

TEUFEL: Dann spricht es eben aus!

KUNZ: Ich kann es nicht. Seht ihr den bleichen Schein dort in den Wolken? Vielleicht ist es die Sonne. Wir ahnen sie. — So ahne ich das W o r t.

TEUFEL: Ich ahne e u c h, versteh'n muß euch ein anderer. Aber es muß etwas gescheh'n. Man muß für Indikative begeistern, es müssen in diesem Sinne Vereine gegründet werden, Parteien; indikativisch orientierte Verbände müßt ihr schaffen — ihr seid der Mann dazu! — denn solange die Konjunktive obenauf sind, solange, das merk' ich, haben Gott und Teufel schmale Zeiten.

KUNZ: Erhofft ihr euch etwas?

TEUFEL: Ich? Alles, alles!

KUNZ: Teufel, du bist k e i n Schwarzseher: eine Kiste voll führt er fort und eine Welt voll wächst unterdessen aus der Erde!

TEUFEL: Was ist das?

Vivatrufe aus der Stadt. Durch das Tor sieht man, wie sie die Häuser beflaggen. Das Rathaus ist von Landsknechten besetzt. Auch im Schloßhofe wird es lebendig. Hofleute, Ritter, Pagen werden sichtbar, später der Kaiser.

TEUFEL: Die Ritter des Goldenen Vlieses.

Er senkt ehrfürchtig das Haupt.

KUNZ: Schaut dort, jetzt stehen eure Augen, wie sie sollen! — Der Kaiser inmitten seiner Höflinge! Seht nur die vielen Barette: weiß und rot und grün und gelb, der ganze Regenbogen! Welch ein Überfluß an Überflüssigem! Was glotzt ihr so, daß euch die Augen fast aus dem Kopfe fallen? Meint ihr, nur Pilze wüchsen aus dem Boden? Jetzt kehrt euch um und schaut dorthin.

Vom Rathaus her in gemessenem Zuge kommen der Bürgermeister und die Ratsherren von Brügge, alle in härenen Gewändern, den Strick um den Hals. Hinter ihnen viel Volk, darunter manch bekanntes Gesicht; der Dichter, der Erfinder und andere. Der Zug bewegt sich an Kunz vorbei bis zum Portale, wo sich Bürgermeister und Ratsherren auf die Knie werfen. Mächtige Eichentruhen voll Lillentaler werden von den Rathausdienern herbeigeschafft.

TEUFEL (Mund und Augen weit offen): Da, da — alle guten Geister!

KUNZ: Warum denn nicht?

TEUFEL: Unmöglich! Das muß jetzt eine Täuschung sein! (er rennt zur Kiste und schaut hinein) Da auch! (bald in die Kiste, bald auf die Kommenden schauend) Da und da! Zuerst einfach, dann gar nicht und jetzt doppelt? Wie geht das zu?

KUNZ: Es häutet sich zu Zeiten und kriecht dann weiter.

TEUFEL: Das lebt und stirbt ja nicht!

KUNZ: Typen.

TEUFEL: Ich bedanke mich!

KUNZ: Was sagt ihr?

TEUFEL: Nichts, gar nichts. Aber ich gehe. Und wenn euch die Welt einmal zu bunt wird, dann wißt ihr, wo ich zu finden bin. Lebt wohl!

KUNZ: Wo wollt ihr hin?

TEUFEL: Aus der Welt.

KUNZ: Habt ihr bestimmte Ziele?

TEUFEL: Die Schickenburg.

KUNZ: Schickenburg? — Wo hab' ich das nur schon gehört?

TEUFEL: Wenn ihr mir etwa nachwollt, der sicherste Weg geht über den Brenner. Die Wiesenglocke hört ihr schon von weitem; ihr könnt nicht fehlen.

KUNZ: Seid ihr dort bekannt?

TEUFEL: Eigentlich nicht — die Mena halt! Aber auch nur so vom Sehen.

KUNZ: Und die Häute — wollt ihr die Bälge nicht mitnehmen?

TEUFEL: (sich den Kopf kratzend): Hm! diese Häute da! — so nimmt sie keiner, darf sie keiner nehmen, und bis die Desinfektionskosten — nein nein, ich hab's mir anders überlegt, ich laß die Bälge, wo sie sind. Wenn ihr sie wollt? — Ich schenk sie euch!

KUNZ: Danke; mir lüstet nicht darnach. Aber die Kiste — die Kiste ist doch euer Eigentum!

TEUFEL: Ja ja, das ist sie, aber das ist auch schon ein ganzes Altertum. Was hat euch diese Kiste nicht alles mitgemacht! Zuerst war's eine Hühnersteige, dann nahmen wir sie als Stall für unsere Meerschweinlein — damals, in der guten alten Zeit! Wohin sind jene Schweinlein? Aber der Geruch davon ist immer noch in der Kiste, merkt ihr's? Da, die Verschläge sind auch schon los, und das da auch! Nein, nein, ich laß die Kiste, wo sie steht; wenn ich etwas mitnehmen wollte — e u c h !

KUNZ: Ich bleibe da.

TEUFEL: Ihr wohnt im Franziskanerkloster?

KUNZ: Nicht weit davon. Eine gute Frau hat mir ein Zimmer eingeräumt, die Fenster gehen direkt in den Klostergarten. Die frommen braunen Bienen zwischen Lilien und Rosen! Freilich, was helfen hohe Mauern! Der üble Rauch von den Fabriken ringsherum kommt auch da herein.

TEUFEL: Ja, das ist eine Atmosphäre zum Ersticken! Wie ihr das fertig bringt. Mit einer hoffnungslosen Liebe im Herzen und ohne Freund, was hält euch noch am Leben?

KUNZ: Shakespeares Narren und der grüne Strauch.

TEUFEL: Lebt wohl!

KUNZ: Seid doch gescheit!

TEUFEL: Heut bin ich's geworden. (Fanfaren) Sie kommen. Noch einmal, lebt wohl! (ab.)

Landsknechte, Fanfarenbläser, Höflinge, Kaiser Max, die Spuren der strengen Haft im Gesichte, aber ungebrochen und mit dem bekannten Ausdruck großer Leutseligkeit. Hinter ihm, nachdrängend, die Bürger von Brügge. Die grelle Schrift des Transparentes ist weithin sichtbar. Kunz sitzt, das Gesicht in den Händen vergraben, auf der Kiste, vorgeneigt und wie in tiefem Sinnen. Jetzt erhebt er das Haupt, Bürger und Höflinge erkennen ihn und fahren entsetzt wie vor einer Schlange zurück.

BÜRGER UND HÖPLINGE (schreiend): Der wieder da!
Plötzliche Stille.

KAISER MAX (mit ausgestreckten Armen auf Kunz zueilend): O du! Mein Kunz, mein treuer Kunz! Liebster, Bester, daß ich damals auf deinen Rat gehört hätte!

KUNZ: Hätte, hätte! Ja, wenn ihr hättet, o daß ihr hättet, aber ihr habt eben nicht und da habt ihr's nun!

KAISER: Nun ist ja alles wieder gut.

KUNZ: Rührt meine Hand nicht an, ich bin Gerber geworden.

KAISER: Gib sie mir!

KUNZ: Nein, nein, erst waschen!

KAISER: Du bist übel gelaunt.

KUNZ: Möglich; eben kam es mir so vor, eine Welt sei untergegangen.

KAISER: Wie trübe!

KUNZ: Und dann schien's mir wieder, eine neue sei erstanden.

KAISER: Das klingt schon besser.

KUNZ: Schien —

KAISER: Du bist in diesen Monaten auf viel Übles gestoßen.

KUNZ: Auf allerlei. Letzthin auf einen Knäuel Schlangen. Kalt läuft's mir über den Buckel, wie's da vor meinen Augen mit glatten, glitzernden Leibern durcheinanderkriecht, mit schwarzen Mäulern nach mir züngelt, dann hebt sich auf einmal ein Kopf, wie ich die starren Augen seh', packt mich ein Zorn, ich hab' den Stock genommen —

KAISER: Da hast du recht getan.

KUNZ: O Teuerdank, welch Abenteuer! Unfala und Fürwittig sind wieder da. Der dritte ist auf dem Wege.

KAISER: Du siehst Gespenster!

KUNZ: Ihr leider nicht. O tut die Augen auf, nur einen Augenblick; dann diesen Stock und wettet in die Bande!

Die Höflinge und Bürger fahren auf.

KAISER (ablenkend): Zwei Wünsche sind dir erst erfüllt, ein dritter steht dir offen!

KUNZ (auf einen alten Höflingweisend): O seht dort den Apostelkopf! Hier hat Natur mit Kunst gehandelt, wahrhaft! Schade, daß Meister Dürer nicht an meiner Stelle sitzt. Welch reine Künstlerfreude! Stirne und Augen wie aus der Leinwand geschnitten. Und dann der Bart, der weiche, weiße Bart! Wieviel gut gekelterte Alters-

weisheit mag hinter diesem Barte verborgen sein. Den Schleier weg, gebt mir den Bart! Vor diesem Bild faßt mich des Jünglings Raserei! Den Bart, den Bart: ich will die Wahrheit schauen!

HÖFLINGE (schreiend): Das ist zuviel.

KUNZ: Sieh', Neidelhart; seht, nun ist er da!

DER HÖFLING (mit dem gelben Barett kommt schweißtriefend daher und wirft sich vor dem Kaiser nieder): Mein hoher, hoher Herr!

KAISER: Du? Wo kommst du her?

HÖFLING: Schnurstracks von Aachen. Als man mir sagte, als ich vernahm, in welcher Not mein kaiserlicher Herr ... (in Tränen ausbrechend) es hielt mich nicht mehr, ich lief und lief —

KAISER: Wie er aussieht — schweißbedeckt, verstaubt. Wo hast du dein Barett?

HÖFLING: Mein Barett, wo hab' ich's nur? Als ich lief, um euch ...

KAISER: Wie er glüht! Es fängt zu regnen an, der Wind zieht scharf. Rasch ein neues!

KUNZ (zu den Rittern): Ihr Herren, beiseite! Der Mann da ist krank. Gelber Fleck, ein übles Symptom! Ist's nicht die Pest, so wette ich auf Räude.

KAISER: Ein neues Barett!

KUNZ: Bemüht euch nicht! Da, meine Kappe mit den Eselsohren, er mag sich damit bedecken. Drei- oder fünfzackig; es ist da wie mit dem falschen Gebiß: beides unecht, aber je mehr Zacken, desto teurer! Die hier habt ihr umsonst! So, so müßt ihr sie aufsetzen, so zieht man solche Kappen über die Ohren. Schaut, wie sie ihm prächtig steht!

KAISER: Dich versteh'n!

Die Höflinge haben die Kiste gefunden und stoßen Rufe der Verwunderung aus.

HÖFLINGE: Seht, o seht! Ein Wunderwerk!

KUNZ: Ein Schweinestall!

HÖFLINGE: Ein architektonisches Kabinettstücklein!

KUNZ: Das der Teufel beim Plündern verloren hat!

Sie haben die Kiste geöffnet und halten die Häute in den Sonnenregen.

DIE HÖFLINGE (in maßlosem Entzücken): Gibt's denn so was unter der Sonne? O Wunderwerk der Menschenhand, köstliches Gewirk!

KUNZ: Lumpenbälge!

EIN ARCHÄOLOGE (II. Baß): Der Schrank hier ist mindestens tausend Jahre alt. Ich rechne ihn in die Zeit Fall-dafs des Zweiten. Und diese Gewebe, von denen jedes für sich unbezahlbar ist....

KUNZ: Ich verschaff' sie euch kostenlos zu tausenden —

DER ARCHÄOLOGE: Der Schrank muß sogleich in Sicherheit gebracht werden. Vorläufig ins Museum. Diener!

BÜRGER UND HÖFLINGE (sich umsonst bemühend): Er ist zu schwer!

DER ARCHÄOLOGE: Dann eine Wache her, bis sich starke Männer gefunden haben!

KUNZ: Die Wache übernehme ich.

Neues Vivatrufen, Fahنشwenken, Fanfaren. Der Zug setzt sich in Bewegung. Der Regen ist stärker geworden. Einige der Lampen hinter dem Transparent sind erloschen, sodaß die Schrift schwer leserlich ist.

DER KAISER (auf das Transparent deutend, zu Kunz): Ein schönes Symbol!

KUNZ (schweigt).

KAISER: Umarme mich!

KUNZ: Ihr tut mir leid!

EIN KINO-OPERATEUR: Einen Augenblick die Herren! Wenn ich bitten darf, wenigstens die Pantomime des Abschieds! Es ist im Nu geschehen!

KUNZ: Fürsorglich teilt er Licht und Schatten und nimmt den schlechteren Teil für sich. Du einzig fühlende Brust! —

KINO-OPERATEUR: Nur einen Augenblick noch! Gleich wird die Sonne wieder da sein. Wir benötigen Licht.

KUNZ: Licht? Wir haben nur mehr Scherben! (ihm diese ins Gesicht werfend) Hier tun's die auch!

Großer Tumult.

HÖFLINGE UND BÜRGER (durcheinander): Der Narr! Was ist gescheh'n?

EINIGE: Ein Schlaganfall!

ANDERE: Eine kleine Ohnmacht! — ein Schwindel!

DER ZEREMONIENMEISTER (beruhigend zu Max): Nichts!

KAISER (ungnädig zu Kunz): Exzentrizitäten!

Der Zug geht ab. Die Fanfaren werden immer schwächer. Kunz steht mitten im Regen und wäscht sich die Hände. Die Kirchenglocken tönen immer noch.

Mehrere Höflinge, alle mit bunten Regenschirmen, kommen mit großem Lärm daher. Aus dem Tumulte hört man zeitweise einen abgerissenen Satz, wie: „Ob recht, ob falsch, Indikativ bleibt Indikativ“ — dann: „Im Aufbau grundfalsch; es wimmelt von Anachronismen und was die Handlung anlangt...“

EIN DICKER HÖFLING: Ja, ja, viel Theaterdonner in der ganzen Sache! Aufmachung, man versteht! Er mag immerhin etwas ausgestanden haben, gewiß; aber was da von Belagerung, Hungersnot et cetera, gefaselt wird: das deutsche Heer ist nie vor Brügge gekommen. So lag die Sache: der Kaiser wurde zu einem Verzicht auf Flandern gezwungen, mußte Urfehde schwören und bei Löwen haben sich dann Vater und Sohn getroffen.

EIN SPINDELDÜNNER: Der Kaiser liebt poetische Verklärungen, Teuerdank, Weißkunig et cetera. Das gibt nun neue Gelegenheit: ein von aufständischen Bürgern in Haft

gesetzter König — bedenken Sie das Sujet! — dann ein treuer Diener, der unter größter Lebensgefahr seinen Herrn retten möchte...

EIN GELBSÜCHTIGER: Nicht weiter, Ammenmärchen! Was da von diesem Kunz erzählt wird —

EIN POCKNARBIGER: Der Mensch ist pathologisch, selbstverständlich. So einer, der anderen den sicheren Boden nicht gönnt, weil er selber auf einen höchst unsicheren zu stehen kam — bezeichnend genug für einen Fürsten. Na, gleiche Brüder, gleiche Kappen!

KUNZ (sehr laut): Jeder Zoll ein König!

Kunz macht einige Schritte gegen die Höflinge, diese, wie Marionetten, weichen ebensoviele Schritte gegen das Tor zurück.

EINER: Da ist ja der Narr. Er zitiert bereits.

Aus der Gruppe tritt ein würdiger Alter als Sprecher hervor.

DER HÖFLING: Für Dienste, welcher Art sie nun auch waren, und ob ein allzuleichter Glaube mehr daran beteiligt, als Deine Tat: dies festzustellen ist hier nicht der Ort. Der Kaiser hat, gewohnt, die überreiche Huld an jeden zu verschenken, ein schönes Gut am Rheine dir verschrieben. Ob du es nimmst, ob nicht: wir nehmen es, als hättest du's genommen. Im übrigen kannst du zum Teufel geh'n!

KUNZ: Der ist voraus!

Die Höflinge entfernen sich rasch. Kunz wendet sich; die Türe der Franziskanerkirche ist weit offen, aus dem Dunkel leuchten die Grabkugeln. Kinder, Osterglocken in den Händen, kommen daher und betreten die Kirche. Zuletzt erscheint ein kleines, weißhaariges Männlein mit energischen Gesichtszügen: der Domorganist. Die Glocken läuten noch immer.

DOMORGANIST (Kunz umarmend): Wer ihr auch seid, nichts für übel, lieber Herr, wenn ich euch mitten im Regen um den Hals falle! Die ganze Welt möchte ich umarmen! Das Resurrexit ist heraus, endlich, nach drei Jahren! Gestern nach der Mette hab ich noch daran gearbeitet,

heut' in der Früh' wieder, ganz umsonst — da hab ichs aufgegeben. Habt ihr schon einmal ein Liebstes verloren? Ich hab' mir gedacht, wird schon so sein müssen. Aber die Stube ist mir leer vorgekommen, wie nach einem Begräbnis; da hab ich die Tür verriegelt — ich schäm' mich nicht, es zu sagen. Später hat die Philomena, das ist meine Schwester, geklopft, wegen der Mausfalle. Seitdem in Brügge die Katzen immer rarer werden, ist's bei uns fast nimmer auszuhalten. Wie ich dann oben in der niedern Dachkammer unter die Bettstatt kriechen will — auf einmal trifft's mich wie ein Blitz aus heiterm Himmel — ich, im Schreck, fahr auf — da, greift den Binkel! — auf einmal alles da. Alles! Himmel, der Sturm! Das Dach hat's mir über den Kopf weg, und dann, Pauken und Trompeten! hab ich Ihn gesehen schweben mit der roten Fahne. (Taktierend, singt er): Et resurrexit — nach drei Jahren! Versteht ihr was vom Kontrapunkt? — Aber vom Malvasier? Natürlich, ja — versteht sich. Im Goldenen Winkel schenken sie von heut' abend an wieder aus. Ja, wenn da drinnen alles zusammenbricht und es finster wird, wie im Grabe — und dann plötzlich der Stein weggewälzt, und der Engel sitzt darauf — so etwas muß gefeiert werden! Vorige Weihnachten mit dem *I n c a r n a t u s* war es das gleiche. Hoffen wir noch auf gute Pfingsten! Dann wäre das schwerste weg. Was drüber ist — (fromm die Hände faltend) wenn man bitten könnte wie ein Kind, würd' einem gegeben!

Die untergehende Sonne scheint in den Regen. Alles steht plötzlich in blendender Helle.

DOMORGANIST (auf den Strauchweisend): Der da! — was? Ich kenn den schon seit Jahren. So schön war er noch nie. Goldregen! — Ich bin jetzt, wieviel meint ihr? — Zweihundsechzig!, ja, ja! aber daß mir in meinen alten Tagen — (das Manuskript ein wenig hervorziehend) — da

wär's! Aber ich kann's nicht heraustun. Würd' alles verlöschen!

DIE PHILOMENA (mit Shawl und Schirm und Gebetbuch kommt daher): Herrgott von Mannheim, ich wart' und wart' mit dem Kaffee und er sitzt da auf einer Kisten! Im strömenden Regen! Da, kriech' unter mein Regendach, nasser Tschapper, und nimm dir das Tuch um, jeden Augenblick läutet's zusammen.

Beide in die Kirche. Die Kirchentüren werden geschlossen. Alle Lampen des Transparentes sind erloschen. Der Regen hat aufgehört, die Helle dauert an. Rosette und Fenster der Franziskanerkirche funkeln stark. Am Himmel erscheint ein Regenbogen. Die Glocken läuten zusammen. Plötzliche Stille. Kunz nimmt die Kiste, wirft sie in die Höhe, fängt sie auf und stellt sie auf den Boden.

KUNZ: Wie leicht ist diese Welt, wie leicht! (er sieht den Regenbogen) Doch du, wie schön bist du!

Er hebt die auf dem Boden liegende Narrenkappe auf, setzt einen Fuß auf die Kiste und singt leise:

Was über mir, was unter mir,
Wie Sein und Schein verschieden.
Wie Sein und Schein, du Himmelszier,
Von Qualm und Staub hienieden.

Ein Sehnen durch die Seele geht,
O Amselruf der Tiefe! —
Ein Schluchzen und ein Schulgebet:
Die eig'nen Konjunktive.

FRIEDRICH PUNT BETRACHTUNG

Wie war es wohl, als ich im Stummen lebte,
ein kaum gefühltes augenloses Sein,
mein Stoffliches im Schoß der Dinge bebt,
da gab mir Mond und Sonne keinen Schein.

Wer weiß, ich war wohl Saft in einer Weide,
ein kleines Stück im braunen Ackerland,
ein gelbes Korn im wogenden Getreide,
gerötet eine Frucht in Menschenhand.

Erforschlich nie, wie sie zusammenwehten:
ein Tag, der mich der Welt des Lichts gebär
und mir die Welt der Sonnen und Planeten,
die Erde schuf, für die ich bin und war.

Nun leb ich voll Empfindung und voll Trauer,
ein Wissender um vieles was geschieht,
ein staunender und stummer Sternenschauer,
dem rätselreich das All vorüberzieht.

Die Wälder, Wiesen, Dörfer und die Städte,
wenn ich vom Joche in die Täler schau,
den grünen Strom in einer falschen Glätte,
den Himmel fern und unergründlich blau.

Es steigt der weiße Ball aus Kinderhänden,
als flog ihr Herz dem heitern Himmel zu,
der Jüngling staunt vor roten Abendbränden,
beklommen schließt das Weib die Augen zu.

Drei Mädchen stehn am hellen Abendweiher
mit bloßen Armen und entblößter Brust,
die spätbesonnenen Haare wie ein Schleier.
Uralter Traum des Mannes von der Lust.

Vorüber geh ich an der hohen Mauer,
dahin so oft die Sonne mir entschwand,
hier stand ich schon als Knabe auf der Lauer:
dahinter muß es sein, das heilige Land,

in dem die Sonne wohnt in goldnem Frieden.
Hier steh ich heute und ich kenn es gut:
Es ruht das einzig Friedliche hienieden,
der tote Mensch erlöst von seinem Blut.

Ich frage nicht und lebe ohne Wissen,
gerichtet durch den eingebornen Zwang,
vom Sturm der Nächte hin und hergerissen
und oft um meine arme Seele bang.

Und das Geschick erfüllt sich immer wieder
und nie verrät es uns den tiefern Sinn,
die Sonne und die Sterne fallen nieder,
die Erde bleibt wie immer Siegerin.

JOSEF LEITGEB SÜDLICHE OSTERN

1.

CATULL

Gestern, Geliebte, im Fluge dem eisigen Norden entronnen,
feiern wir heute im Grünen das göttliche Frühlingsfest;
ist uns heute die Welt, die verlorene, wiedergewonnen,
halt ich in deinen Armen endlich die Flüchtige fest!

Ist nicht der Dichter Catull, den die Flammen der Liebe ver-
brannten,
den der zornige Gott durch Himmel und Hölle verstieß,
österlich heute in mir, dem Liebenden, auferstanden?
Horch, aus meiner Kehle begrüßt er das Paradies!

Singt das irdische Lied und atmet die irdischen Lüfte,
wirft das brausende Haupt in den offenen Himmel empor,
schlüpft geschlossenen Augs die betörenden Lorbeerdüfte,
schenkt den vertraulichen Winden, den wilden Bienen das Ohr.

Grüßt die Flagge des Dampfers, sie lockt zu erblauenden Reisen,
jubelt des Motorbootes silbernem Bugschaum zu,
will die Welt mit dem süßesten Namen Geliebte heißen,
preßt sie ans tobende Herz, und was er umarmt, bist du!

Liebste, bist du! Es wölbt sich die goldene Himmelsrunde
flammend über uns auf — und langsam erdunkelt sie.
Ewig funkelt die Venus. O trink mir vom schauernden Munde.
trink mir der stummen Liebe unsterbliche Elegie!

2.

PROZESSION

In dunklen Lauben, engen Gassen glüh'n
blutrote Lampen, rote Wundenmale,
Nachtblumen, die aus heiligem Grabe blüh'n.

Laternen schweben bunt im offenen Saale,
geweihten Rauches Wolken ziehn im Wind.
Die Kirche dröhnt vom düsteren Chorale.

Sie öffnet sich. Das Banner trägt ein Kind.
Der Frauen Schritte sind in Traum versunken.
Das Mondlicht fließt von ihren Wangen lind.

In ihren Augen glänzen Liebesfunken.
O süßer Jesus in der Leidensnacht!
Am Busen schläft das Kindlein zaubertrunken.

Die Männer singen und es schwillt mit Macht
das alte Lied aus den gedrängten Mauern,
als stieg' es tief aus einem finstern Schacht.

Und immer lauter ruft der Chor der Bauern,
die stummen Fischer öffnen ihren Mund,
da fliegt das Bannerlied aus Todesschauern:

Sie schauen Segel über schwankem Grund
und sehn am Mast die Osterfahnen wallen.
Vexilla regis prodeunt!

Und Gottes Auferstehung singt aus allen.

3.

OSTERNACHT

Lachend im Sturmwind laß dich Geliebte umschlingen,
küsse mich wilder Geliebte in dieser Nacht!
Horch wie die Fluten ans dumpfe Gewölbe springen,
Woge auf Woge gegen die Boote kracht!

Über die Mauer rauschen die Lorbeerkronen
duftbeladen. Hoch die Zypresse schwingt.
Von der Terrasse rollen die goldnen Zitronen,
wenn der Wind in die tragenden Äste springt.

Geistergebirge taucht aus der Nacht des Gewitters
und verlöscht geblendet in seinem Schoß.
Über das Schloß des letzten italischen Ritters
huschen die Blitze bleich und zeitenlos.

Aber im hohen Zenith in heiterer Bläue
klirrt des Mondes siegreich silberner Schild,
donnert das Herz des Frühlings und ohne Reue
ist das meine zu sündigen Ostern gewillt:

Siehe, es taumeln die Wächter vom heiligen Steine,
dröhnend stürzt das Gewölbe, der Tag bricht an!
Aus der Gruft im blauen Gewitterscheine
springt der goldne, lachende Pan.

4.

OSTERTAG

Gottes schönster Tag ist angebrochen.
Freunde, laßt uns tief und heiter sein!
Nehmt die Erde, die er uns versprochen,
ganz in euer menschlichs Herz hinein!

Berg und See, den Himmel und die Bäume.
macht sie euren Sinnen untertan!
Sie sind die Erfüllung unsrer Träume.
Schenkt die Gläser voll und stoßet an!

Trinkt das Glück, zu atmen und zu schauen!
Ist es nicht das einzige, das uns blieb,
wenn die Augen an der Erde bauen?
Ach, behaltet eure Augen lieb!

Fühlt das Überströmen dieser Palme,
spürt des blassen Flieders Zärtlichkeit,
liebt das schlanke Grün der Bambushahne,
eng und schön und freundschaftlich gereiht!

Seht, in vollen, träumerischen Flügen
schweben Zedernkronen in die Luft!
Atmet feuchtes Blau in tiefen Zügen
und des Lorbeers süß und herben Duft!

O wie funkeln eure neuen Blicke,
zaubern goldne Sonnen in den Wein!
Freunde, beugen wir uns vor dem Glücke,
Kind der Erde und ihr Herr zu sein!

5.

ABENDGESANG

Unsäglich ist das Glück, ein Mensch zu sein!
O goldne Sonne im Gewirk der Zweige,
ich grüße dich und trinke dich zur Neige,
du meiner Seele wundervoller Wein!

Dein Wesen ist berauschend stark und hold.
Dich keltern jeden Morgen Gottes Hände
und er vergönnt mir, daß ich dich verschwende.
dein weiser Zecher, Priester, Trunkenbold.

Was du verwandelst, liebe ich: den See,
die Flammenflüsse, die metallnen Fluten,
mein tiefster Durst trinkt deine letzten Gluten,
die rosenfarbigen vom Gipfelschnee.

O fülle jede Zelle mir, du Stern,
du Schoß der Schöpferkraft mit Strahlenschwärmen,
daß ich gleich dir zu leuchten und zu wärmen
und, was ich anrühr, zu verwandeln lern!

Die arme Welt wird reich, wenn du sie grüßt.
Sie rollt im Überflusse deiner Schöne,
und ihre Töchter, ihre trunknen Söhne
schreiten dahin, von deinem Licht durchsüßt.

Noch einmal wenden sie ihr Haupt zurück:
Die Tode ducken sich vor deinen Pfeilen.
Sie aber lächeln, ihre Augen heilen
und sie verwandeln selbst den Tod in Glück.

Jetzt sinkst du, Sonne, in erhabner Pracht.
Vom Himmel bebt das fröstelnde Erblassen.
Du aber hast die Liebe mir gelassen,
sie strahlt aus meinen Augen in die Nacht.

ANTON SANTER BRUCHSTÜCKE

(April 1924)

HANDHABUNG DES TÄGLICHEN TODES

Wie er jene Schwelle nenne — zur Mannheit, zur Kälte und Härte, zum Tode oder zum ernsteren Leben —, das muß jedem Einzelnen für sich überlassen bleiben und einem leichter Fertigen für alle.

Aber es gibt eine Schwelle neuen Lebens: bezeichnet durch die Einsicht, daß an dem, was du warst, an dem, was du bist, und an dem, was du sein wirst, jeden Tag dein Nein so viel teilhat als dein Ja, deine Abkehr soviel als deine Neigung, deine Resonanz nicht mehr als dein Ersterben. Woferne dieses nicht gar jederzeit deine Gestaltung aus lebendigem Überfluß giltiger entschied als jenes.

Es ist nun, als ob diese Einsicht ihren Tag zur Schwelle deines Daseins mache — obgleich sie ja nur zeigt, was von jeher war — weil mit der Einsicht die männliche Kraft kommt, Dingen und Menschen gegenüber bewußt zu erstehen und also jenen täglichen Tod, der mit der Kindheit, ja mit dem Leben beginnt und den die Jugend nur übersieht und im Lärm der Worte überhört, bewußt zu handhaben.

Und dies macht den Ernst und sogar die Milde des Mannes: zu wissen, daß dieser tägliche Tod kein Spielzeug ist, daß nunmehr Erkaltungen und Entfremdungen endgültige werden — ja dieses macht den Schmerz des Mannes, wenn ihn etwa Geliebtes kränkt, sein Schweigen und seine Härte, wenn ihm ein Ansinnen zu nahe tritt, und sogar seine Milde und Geduld gegenüber Kindern und Weibern, die nicht um Unwiderrufliches wissen.

Wenn diese Einsicht so viel macht — die jedem vielleicht nur seine Stunde und nicht ein Anderer geben kann — macht sie nun Lust oder Unlust, also den Tod zu handhaben, oder vielleicht beides zu seiner Zeit?

* * *

Nun, eine Lust ist es, im Herz des Herzens unbewegt zu bleiben, wenn uns fremdes Ansinnen ungefragt nahe tritt, wenn Lüge und Gewalt vor unserem verschwiegensten, innersten Nein zu Dummheit und Schwäche werden statt uns im Inneren zu bewegen zu dem uns Ungemäßen. Dies ist des Todes Handhabung wider das eine Leben um eines anderen Lebens willen, meine ich, um eines Reiches willen, das nicht von der Welt der tiefen Lügen und seichten Gewalten ist — man habe da Recht oder Unrecht vor irgendeinem Gerichte anderer, man sei da gesund oder krank in der Sprache von Leuten, die sich zum Maße aller machen.

Eine Lust ist es, endlich ganz zu wissen, daß man in allem „für und wider“ noch eine Funktion des Anderen ist und daß erst das „ohne“ frei macht. Wonach die Abkehr entscheidet, nicht aber schlagen und vertragen, falls sich etwa irgendeiner irgendeinem entheben will.

Eine Lust ist es, angesichts dieser Macht der Verneinung endlich die Bedeutung des Eingehens auf Dinge und Menschen zu erkennen. Woraus sich Achtung und Würde im Umgang mit Menschen und Dingen ergibt, so daß man sich des Umgangs aller, die sich zum Maß der Dinge machen und dennoch nicht eigentlich achten, und aller Ansinnen der Dreisten entheben kann, wenn man will.

Eine Lust ist es, belehrt, daß das tägliche Ersterben für dies und das kein Spaß von heute auf morgen ist, sondern leicht bis zum leiblichen Tode reicht, tagtäglich mehr zu reifen in der Handhabung des Todes.

Eine Lust ist es, zu erkennen, daß diese Handhabung weniger die Sache harter Hände und Verstände ist, als des Geistes, der den Traum vom Meister träumt und erkennt, daß alles, was geschieht, sein eigenster Wille sein kann. Also auch die Erkaltung und Abkehr, welche ihm von Menschen kommt. Denn weniger liegt ja daran, was ein Mensch zu wollen vermeint oder behauptet, als daran, was er hinterdem als Ziel seines tieferen und stummeren Willens erkennt. Und nicht einmal daran, ob er diesen selbst erkenne, und ob er dabei nach alter oder neuer Methode vorgehe, liegt so viel, als am Gefühle, daß ihm nach einem tieferen Willen geschieht und daß alles Widerfahren einem wohl oft unenthüllten und unbenannten Korrelat in ihm widerfährt, wie zwei Magnete wider einander fahrend dabei schon Eines sind.

Eine Lust ist es, endlich hinter all den Wörtern einer Sprache für allerlei andere Zwecke, welche schon deshalb

das erste Hemmnis des Denkens ohne jene Zwecke ist, zu erkennen, wie schöpferisch das Dasein erscheint, wenn man es trotz jener Sprache als Ergebnis der untrennbaren Beiden sieht, nimmt und fügt, welche wir besser und bescheidener noch Ja und Nein nennen als Tod und Leben.

Eine Lust ist es, also ja und nein zu sagen, sei es redend mit Duldsamen oder schweigend mit Unduldsamen, und nicht zu vergessen, wie viel es ist und wie wenig, wenn ein solches Ja oder Nein bis zum Grabe reicht: Freiheit ist es, die ich meine.

Eine Lust ist es doch, jenen zu begegnen, welche um dieses Ja und Nein wissen, und darum rede ich.

Eine Lust ist es, auf so schwarzem Grunde das Leben farbiger zu sehen, als die es nur in einer Farbe sehen und verstehen und nicht an andere Augen glauben — farbiger auch als die Schwarzseher — und zu verspüren, daß diese Einsicht Anfang und Ende des einzigen, nicht nur lächerlich-menschlichen Dankes an Unbekanntes ist.

Und dies will ich hinter jedem Satze gesagt haben, in dem ich des Todes Handhabung beim Namen nenne: Nichts gibt es, woran die Welt nicht unerschöpft wäre, deren Gegensätze sich das Gleichgewicht des Daseins halten und den Zeiger einspielen machen am Orte, wo alles sich aufwiegt, das Einzelne bewegt. Und daß keines Menschen Seele dieser Ort sein kann, aber seiner gewisser werden kann, nicht nur wenn das Gleichgewicht des Alters sie mehr und mehr einnimmt, sondern schon wenn die Jugend ihr „für und wider“ und ihr „ohne“ vor ihrem heimlichen Gewissen und Selbstbewußtsein zu wägen beginnt, ohne ihr Teil von sich zu weisen: die Überfülle des jugendlichen Chaos. So wahr die wahre Jugend um vieles heimlich besser weiß als um die Worte, die sie davon macht, und jeder Gewalt und Lüge gegenüber das „ohne“ handhaben möge, gegen welches alles „für und wider“ noch Ge-

fangenschaft ist und welches das Herz durch die Macht der Abkehr härtet und stolz macht.

* * *

Es könnte nun doch noch einer fragen, wie es denn mit der Handhabung des Lebens stehe — etwa einer, der selten spürt, daß sich das Leben ohne ihn handhabt. Freilich ist es vor vielen kaum entschuldbar, einen solchen Frager vorauszusetzen, wenn man ihm die folgende Antwort zu geben hat. Aber es beliebt mir, und ich bilde mir den Frager ein, wie er mir beliebt, damit ich ihm Antwort gebe. Bin ich doch hier unter die Schreiber gegangen.

Ich bilde mir ein, daß dieser Frager besser sei als ich, wenn ich gerade rede und er schweigt, daß er mehr auf sich höre als auf irgendeinen und also von mir nicht beirrbar sei, und endlich, daß er anderen gleich viel hierin zubillige und also ein aufrichtiger Frager und kein polemischer Pharisäer sei.

Und diesem sage ich: Was fragst du noch, Freund, der du ja weißt, daß unser lebendigstes Leben, sei es des „Geistes“, des „Leibes“, des „Herzens“ — und was der flachen Wörter mehr sind — dort ist, wohin unsere Sprache nicht reicht. Die Sprache, die wir also nicht über das wahre Leben stellen, aber so hoch, daß es uns brennt, mehr und mehr auf ihre Funktion als Gegnerin tieferen und wahreren Lebens zu sehen, das ja verflacht, wo man es in Worte faßt. Denn diese sind und werden unablässig des flachen Verstandes aller, der Leichtfertigkeit, der Lüge, der Lärme und seichten Spiele und also des Todes. Und wo das Gemeinsame so sehr fehlt, daß nur die Vereinzelung wohl gedeiht, da kann ein Wort nicht Fleisch werden, aber aus blutigem Fleisch werden leere Worte. —

Und also, mein Freund, muß man, mehr als je vielleicht, heute und hier das Leben vor allem schweigend handhaben. Und es sind darin selbst schwatzende Frauen funk-

tionell noch bessere Meister als schwatzende Männer; soferne nämlich die Hauptfunktionen der Weiber ihnen weniger zu Wort geworden sind.

Im Schweigen also liegt heute und hier, mehr als je vielleicht, auch die freie Handhabung des Lebens, die keine großen Worte ertönen und keine Lüge und Gewalt, die Handhabung des Lebens, die zum Versteckten, Uerschöpflichen führt, unsichtbar und unhörbar vorbei an nötigen, aber glotzügigen und langohrigen Gewalten, vorbei am vielfachen Gerede, vielfacher als je vielleicht, denn mehr als je vielleicht fehlt das Gemeinsame — bis in die Stille, in welcher jenen das unkäufliche eigene Gewissen hörbar wird, welche so weit kommen. —

Und darin ist noch von den paradiesischen Farben des Lebens — noch angesichts des Chaos und des Versinkens vielleicht auch der Sprache, um deren Erneuerung ich ringe — ist noch von den Farben des Paradieses im Leben, — wenn wir zur rechten Zeit alle seine Namen zu vergessen und also aus dem Chaos zu schöpfen wissen, was wir unbenannt und verborgen wahren, gleichviel wie es anderen heiße. Denn die Sprache für alle ist verworren, wo es um seine Sache für jeden geht. Das Fleisch vieler ist wieder Wort geworden. Aber das Leben ist unerschöpft an Verborgenen für jeden, der auch zu schweigen weiß.

Und der festhält: Nur wo noch Überfluß des Lebens ist, läßt sich der tägliche Tod handhaben, nicht nur von außen oder blindlings erleiden, wodurch man von jeher gelegentlich ein Patient irgendwelcher Seelenärzte wurde.

ÜBUNGSBEISPIELE FÜR ANFÄNGER

Wenn nun ein Techniker des Lebens noch fragte nach Beispielen, wo und wie man den Tod handhabe gegen sich und andere, so hieße ich den ausschauen nach Beispielen im Alltag entlegener Breiten.

Da sähe er vielleicht da und dort einen Mann leben, enge zwischen weiblichen Sphären, minderwertigen auf allen Maßstäben dieses Mannes — bewahre, daß ich gleich ihm hierin bewerte — mit ihren in tausend Masken schweifenden Eifersüchten, ihrem Trieb zum Besitze von Menschen und Dingen — bewahre, daß ich selber je besessen war — mit dem Nahetreten, welches zwingen kann selbst zu Müttern zu sagen: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen; es sei denn, auch du lassest dein Kindliches zu mir kommen. — Auch könnte die letzte Spur von Achtung des Mannes einem Kultus gewichen sein, dessen Priester sich mehr weiblich kleiden als männlich, aber — o Pseudonymie der Geschlechter — dabei oft männlicher bleiben als manche andere Männchen usw. So wird nun jenen Mann alles weiter entmannen, was ihn tiefer in jene Sphären einwebt, so vollends, wenn er solchen allzunahen Weibern bewertend mit seinen Maßstäben und großen Worten kommt, welche doch gerade, für den besseren weiblichen Instinkt fühlbar, seine Beschränktheit in dieser Sache ausmachen. Und retten wird dieses Männchen entlegener Breiten nur die rüstige Handhabung des täglichen Todes, die innerlichste und schweigendste Verneinung jener Sphären, die täglich geübte Abkehr und der Verzicht auf jede andere Verständigung als die rein geschlechtliche — welche nicht nur die der Tiere ist —, und die ungeschlechtlich menschliche — welche kein konfessionelles Monopol ist —; nicht ein „für und wider“, welche ihn beide gleicherweise entmannen und zur Funktion jener Weiber machen, sondern ein schweigsames „ohne“, dessen derbe Übersetzungen noch Schwäche verraten.

* * *

Oder wenn es meinem Frager unglaublich schiene, daß es eine Handhabung des täglichen Todes an sich selbst,

einen Selbstmord durch Arbeit gibt, so hätte der zwar mit wenig Nutzen bis hieher gelesen. Soferne aber ihm dieser Selbstmord bewußter werden wollte als bisher und er es interessanter fände, einen Selbstmord zu überlegen als ihn zu begehen, so möchte er selbst versuchen zu erkennen, was an seinem Dasein er einer Arbeit blindlings opferte oder fürderhin bewußter opfern will. Vielleicht gibt ihm der Versuch mehr willkommenes Freiheitsgefühl und auch mehr unwillkommene Verantwortung als der Glaube, daß seine Arbeit ja Zwangsarbeit sei, wozu sie bei vielen blindlings Arbeitenden freilich bereits geworden ist. Bei solchen, die nicht sehen, was wir mehr als je vor Augen haben: daß so viele ohne jede von anderen so genannte Arbeit alles erhalten, was andere zu ihrer von ihnen so genannten Arbeit lockt und zwingt. Ob es nämlich mehr „lockt“ oder „zwingt“, das müßten wir füglich Leute entscheiden lassen, welche sprechen, um aus eigenen Nöten Tugenden und aus fremden Tugenden Nöte zu machen, und also nicht die Sprache dieser Erörterung sprechen.

*
*
*

Oder wenn wieder einer etwa meinte, daß er zugleich eine oder auch diese Zeitschrift lesen und seinen eigenen Weg unbeirrt finden könne ganz ohne die Kunst der Handhabung des „ohne“ zu üben, so würde ich das bezweifeln und ihm zur Besinnung raten, auch gegenüber dem Gerede von Gemeinde und Bewegung, welches mir das Bessere an der Funktion des Herausgebers und der Mitarbeiter zu verkennen, wo nicht zu verraten scheint. Ich würde bezweifeln, daß es möglich ist für einen, der gegenüber einer Zeitschrift ganz „für“ oder „wider“ gehen will, überhaupt noch einen Weg zu finden, wenn er nicht sehr viel Zeit hat und ein Gewissen, das jede Rede anderer übertönt. Und so möchte er meinethalben die Kunst des „ohne“ zu aller-

erst gegen mich üben, der ich schon zufrieden bin, wenn er hinfort die ihm jeweils gemäße Abtötung übt, geleitet von seiner Stimme, nicht von der meinen. Vielleicht aber ist es zufällig gerade auch einer, dem das verständige Gerede von Gott uninteressant ist, außer wo man es nicht als Gegenstand, sondern als Symptom, als wahren Lebens Zeichen nehmen kann, wo es dann eben auch was bedeutet, das wäre als ehrliche, bescheidene Grübelei. Es werden freilich in diesem Falle kaum je deutlichere Zeichen des wahren Lebens fehlen, unter welchen mir der Zweifel an der Theologie ein häufiges scheint. Und so halte ich selbst mich an dieses Zeichen, wenn sich meine Abneigung oder Zuneigung einem, der Gott im Mund und Hirne führt, gegenüber entscheidet, das ist ob ich für und wider oder ohne ihn weiterlebe, was jedermanns unberührbare Entscheidung ist, wenn er eben einmal um diese große menschliche Freiheit weiß: ohne etwas weiterleben, gegen etwas ersterben zu können. Und eben weil sich viele diese Freiheit nehmen, und wieder anderen die Unterwerfung unter einige Symbole dafür, daß der Verstand der Verständigen nicht alles sieht, gemäß ist, gibt es wenige Theologen, gezählt und gehalten gegen die vielen, welche sich um Fühlung mit dem Unbekannten mühen: mit ihrem eigenen Gewissen. Und diesen sei es abermals gesagt, daß man als Feind die Funktion seines Feindes ist, so daß man freier bleibt, wenn man seine Feinde liebt und es ihnen überläßt, einen nach Belieben gern zu haben. Ja, es geraten Pfaffenfeinde in Gefahr, so sehr die Funktion gerade ihres „Pfaffen“ zu werden wie etwa Don Quichote die Funktion seiner Zauberer. Und vielleicht geraten sogar Kirchenfeinde so weit, die Funktion eines Teiles einer Kirche zu werden, etwa gerade jenes Teiles, den Jesuiten dann als das eigens zum Ärgernis und zur Prüfung der Gläubigen vorhandene Detail bezeichnen — womit sie mir

nicht etwa mehr Unrecht haben als jener Kirchenfeind. — Seien wir also vorsichtiger und bescheidener als Feindselige und sagen wir nur:

Das Gewissen ist eines von den Dingen, die man besser nicht aus zweiter Hand nimmt — wiewohl das Gewissen aus zweiter Hand so leicht und billig zu haben ist im Handel, neuestens auch von Psychiatern. Die Theologie ist aber eine konservative Funktion, welche sehr aus zweiter Hand lebt, und seit je mit Autoritäten begründet. Und mögen solche Hände auch reiner und stärker sein als andere, das Gewissen bleibt doch eines von den Dingen, die man besser nicht aus zweiter Hand nimmt. Und wer sich daran hält, steht damit schon jenen starken und reinen Händen näher und hat den heiligeren Geist darin als deren und dessen theologische Erörterer in der Funktion der Erörterung. Und wird wohl meist am besten tun, ohne Theologie fertig zu werden und nicht in ihre „für und wider“ einzugehen; ohne zu meinen, er sei damit auch dem ganzen kirchlichen Seelenärzteswesen und -unwesen irgend gerecht geworden.

* * *

Es könnte ferner gerade heute einen, der nicht durch verstopfte Ohren geschützt ist, eine primitiv bewertende Rassenkunde oder eine kompliziert bewertende Seelenkunde zu ihrer Optik verlocken noch bevor ihn die eigentliche Rolle aller Bewertung in solchen Dingen überhaupt gegenständlich interessiert hat. Und bevor ihn die Psychotherapie aller unbewußt idiotisch, d. h. nur sich selbst Bewertenden herzlich interessiert hat, so z. B. der bloßen Rassenapostel aus Osten, Norden oder Sion; und der bloßen Psychotherapeuten, gleichviel ob sie Psychoanalyse seit vorgestern treiben oder Psychosynthese seit es Religionen als Seelenheilanstalten gibt.

Einen solchen, wie der imaginäre Leser sieht, noch in der Blüte seiner Unschuld Irritierten, imaginäre ich hier lediglich als einen unter den vielen Lesern, um ihm raten zu können: Er möge es zuerst probieren, seinen unschuldigen Geschmack und sein sicheres Gewissen zu bewahren ohne auf das Ansinnen der Bildungsphilister und Buchhändler einzugehen und die geistigen Moden aus zweiter Hand für mittlere Großstädte alle mitzumachen. Gelingt es ihm aber nicht, was ich ihm zu gute halte, dem menschlichen Denken, welches in unserem Chaos mehr als je Menschen typisieren muß, abzusagen, so möge er ein Auge haben auf alle Unzulänglichkeit, welche sich bei solchen Gelegenheiten nur noch durch bewertende Rassenkunde und Psychologie vor sich und anderen zu betonen weiß. Er möge fallweise derartigen zeitraubenden Figuren ausweichen und beileibe ohne jede Gegnerschaft ersterben: Wahrlich unbeschadet der ernstesten Dinge, um die es dabei geht, solange einer ohne Programm und Schwatz, suaviter in modo fortiter in re, in solchen Dingen soviel wirkt als er eben — wirklich ist.

* * *

Vielleicht gibt es einen, dem Beispiele aus den Niederungen parteiichen Lebens gemäßer sind, etwa weil er eine Erniedrigung durch jederlei Teilnahme an Gesinnung und Wirkung ephemerer Parteien angesichts der Kampf- und Werbemittel derselben verspürte, dieser sonderbare Heilige. Der aber sich mit dergleichen erniedrigt, nicht etwa weil derart Erniedrigte bisweilen erhöht werden und nicht nur um Feindseligkeiten auszuweichen, wie man wohl die Gebräuche Andersgläubiger auf Reisen bisweilen mitzumachen hat, so lange man weiterreisen will, sondern mehr: weil eben eine Sache erst dann abgetan ist, wenn wir nicht einmal mehr ihr Gegner sind, nämlich kein

Gegner mehr, der sich noch auf sie einläßt, wie sie wohl lieber möchte als gar nichts, und lieber möchte, als daß daß man ihr erstirbt, statt ihr als Freund oder Feind zu leben. Einer Sache oder Person gegenüber ersterben, ist aber ja entscheidender als alles für und wider und kann irgendeinem sein wahres Leben bedeuten. Und es ist, je verborgener es schweigt, umso mehr die Antwort der Wahrhaftigen für die Unwahrhaftigen, welche mit dem Knüttel in der Hand oder hinter dem Rücken — unehrlich also — nach Gesimmung fragen aus Gründen — Gründen, die den Wahrhaftigen, der jenen Ohnmächtigen abzusterven weiß, vielleicht nicht einmal interessieren, solange es nicht ums tägliche Brot geht. So also ist die Antwort auf unwahrhaftiges Nahetreten — und wer es fassen kann, wird es schon fassen, und wäre es auch zunächst nur, um künftig ein besserer politischer Rechner zu sein, welcher auch mit Schweigenden zu rechnen versteht, nicht nur mit solchen, die fortiter in modo suaviter in re allzeit Innerlicheren unterliegen, auch auf der Bühne Welt. — Möchte ich doch dies nicht nur in deutscher Sprache geschrieben haben! —

Es ist vielleicht in manchen Breiten möglich, daß sich so einer seinerzeit ernstlich gefragt hat, ob er der allgemeinen Wehrpflicht, dieser von so vielen Tausenden überlisteten, also vielleicht ab ovo unintelligenten Gewalt, folgen solle und daß so einer sich später ernstlich fragte, ob er der allgemeinen Wahlpflicht genügen solle — waren doch beide Ansinnen von ähnlichen, ich weiß nicht welcher Rasse oder Religion gemäßen Plakaten aus an ihn gerichtet usw. Nun diesen — möge ihn der Wahn, daß seinesgleichen viele seien und je ein Verein werden könnten, ohne zunichte zu werden, nicht allzu viel Zeit kosten — möchte ich fragen, ob nicht seine Frage, ob er wählen soll oder nicht, noch immer viel Lärm ist um etwas, das

ihm eigentlich nichts ist, gleichviel ob und wen er da wähle. Und ob er sich eben aus nichts nicht am besten nichts macht, so wahr dies alles nicht eines Apostels Rede, sondern eines Zweiflers tolerante Frage ist neben anderen Geschmäckern, denen Unduldsame und ihre Mittel besser zusagen. Höchstens wieder mit einem Zweifler ist ja die Einsicht zu teilen, daß man mit den Dingen fertig wird, indem man ihnen erstirbt, nicht indem man, „für oder wider“, ihre Funktion wird. Hätte aber jener diese Einsicht, und wäre also gefeit gegen das dumme und kluge Ansinnen, in der Sache anderer bis zur Seelenlosigkeit restlos aufzugehen, nun so möchte ich mit ihm schon einmal die Welt leben lassen wie sie ist, so wahr sie mein Auge leben läßt, dem die Gebilde so gefallen, daß es nicht erblindet; und wie mein Ohr die Welt leben läßt, das ja nicht taub ist gegen das Laute; und wie meine Nase reinen Atem liebt und Kot und Äser flieht; und wie mein Leib, der ja trotz so vielfacher Handhabung des Todes warm ist wie ein Hund und nicht kalt wie ein Stein; und so wie mein Zweifel an aller Welt die Welt nicht tötet, sondern lebendiger macht!

* * *

Mit dir also, wenn du also gefeit bist, mein Leser, lasse ich die Welt leben und darin ohne Spott auch die Gesinnungsparteien der Mischlinge in jeder Hinsicht. Ich wäre ja sonst selbst eine Funktion der Parteiung, etwa wie ein Anti-Semit die Funktion seines „Semiten“, oder wie der Brave die Funktion seines Bösen, oder ein eitler Zweifler die Funktion eines eitlen Gläubigen; oder wie irgendein Arzt die Funktion seines Kranken werden kann.

Aber ich kann die Parteien nur leben lassen als das, was sie sind — von mir aus viel unbescholtener als von einander! aber behaftet mit der funktionellen Lüge und

Gewalt aller menschlichen Massenbewegungen, die eine ihren „Führern“ und mir unbekannte Rolle in unbekannten Umformungen spielen und deren Parteigänger sich dabei maskieren, sie wissen nicht wie, und reden in einer Sprache, die doch für Einzelne gemacht ist, während die Menge als solche nur brüllt. Und ob wir sie als berufene Opfer so unbekannter Berufe betrachten oder als unberufene gleich Säuen, die in ein Feuer laufen, macht wenig aus. Genug: sie leiden aneinander und wissen nicht recht wozu; oder bescheidener gesagt: ihre Einzelnen nur leiden, soviel wir Einzelnen wissen können. Und es ist Parteiung eine Sache, bei welcher viele leiden, aber der eine seinen Trost im Triebe hat, ein Glied oder ein Führer einer Masse zu sein; der andere im eingebildeten Dasein, welches Worte gewähren; der dritte, vielleicht der Ahnungsvollste — im Jenseits. Andere freilich leiden überhaupt nicht. Ja, man kann sich wohl bei jeder Partei wie im Himmel befinden, falls man Geschmack daran hat.

* * *

Wenn aber einem, sei es wo immer und wann immer, die nötigen Triebe und Ahnungen und der Geschmack an den Leiden und Freuden einer Partei fehlten — nun, so ist dieser dort und dann zur Unparteilichkeit berufen, und es mögen ihn andere Triebe und Ahnungen und andere Leiden und Freuden geleiten. Vielleicht der Trieb einzeln zu sein, die Ahnung eines noch Künftigeren, als welcher Stand zunächst an die Krippe kommt, und eines Künftigeren, als es manches auf hier und heut bezogene Jenseits ist, die Leiden eines Unparteilichen, den man verleumdet, daß er sich Schiedsrichtertum anmaße, und endlich die Freuden, welche verbleiben, nachdem alle irgendwie Partei genommen haben: eben daß ein Rest oder

Kern dahinter weltentzogener, aber faßbarer und härter wird als sonst, ohne daß es einer Mühe wert ist, der Welt irgend etwas zu weigern, wofür sie einen Sinn hat. Denn gerade für jenes Eine hat sie keinen und muß es also unbedroht lassen: worin einer in seinem eigenen Kerne leben oder absterben will. Und so möge auch diese Freiheit, die ich immer meine, den Unparteilichen geleiten, wenn man ihm übel nimmt, was die Priester mancher Staaten noch immer auf ihre Fahne schreiben dürften, wenn sie wollten.

* * *

Diesen imaginären Unparteilichen könnte es anwandeln, jeweils die „gesinnungsloseste“ Partei — wie ihre Gegner sagen würden — oder die jeweils am wenigsten parteiliche — wie der Unparteiliche sagen müßte — zu wählen. Oder es könnte ihn Neugierde anwandeln, die „verlogenste“ Partei zu wählen, d. h. jene, welche in der Tat am weitesten und häufigsten von ihrer „Gesinnung“ abweicht, aber dennoch — und dies wäre eben das Bestätigende und Erhebende für den Unparteilichen — viele Parteigänger enthält, welche trotz solcher Schalen lebendige Kerne haben. Oder es könnte unser Unparteilicher aus Lehrbegier eine Partei wählen, die von heut auf morgen handelt, aber vielleicht im guten Glauben so schwatzt, als ginge es um das ewige Gleichgewicht von Leuten, die nur das ewige Ungleichgewicht bewegt — und die ebenfalls Mitglieder mit unerstorbenem, wahren Leben enthält. Derart sind unter vielen, vielen anderen einige Möglichkeiten für den Unparteilichen, von sogenannten Gesinnungsparteien glimpflicher zu reden, als man sie selbst von einander reden hört. Und häufig sind die Lockungen, jeweils zu der zu halten, welcher ihre geringe Gesinnungsklarheit, geringe Parteienergie, ihre Statistik,

ihre Anpassungsfähigkeit an Zeitlagen oder Einzelne jeweils am wenigsten dreiste Ansinnen an Unparteiliche nahelegen; die Lockungen, auf jede Spur eigener Vorbildlichkeit gegenüber dem Drang und Hang zur Parteimassenbildung mitwirkend zu verzichten; zur Abtötung seines Verantwortungsgefühles als Gleichberechtigter mit jedem Wähler und mit jeder Wählerin eine Gesinnungspartei — also eine von drei bis vier in der Gegend üblichen Gesinnungen zu wählen.

Aber da ist vielleicht noch eine stärkere Lockung: zum Zweifel daran, daß wirklich die ganze Jugend restlos aufgehe im Anschluß an jene Gesinnungen, deren äußere Zeichen sie vielleicht oft mit leichterem Sinne trägt, als man solche Negationen anderer für immer ertragen kann; und zur Frage, ob nicht Einzelne dieser Jugend, deren Lernen und Altern ja in die hohe Zeit der Lüge und Gewalt fiel, jederlei Massenbildung schon so überdrüssig seien wie Männer und nur darin noch nicht Mann seien, daß sie noch — wortlos vielleicht — nach sichtbaren Zeichen höherer Gemeinschaft um sich schauen. — Wahrlich die einzige Lockung für den Unparteilichen zur Sünde wider den Geist, der jedem Geborenen alsbald gebietet, älter und gescheiter zu werden, nicht jünger, unwiderruflich und täglich zu ersterben seinem Ungemäßen, nichts Gelerntes zu vergessen und an jeder Gemeinschaft mit Abzeichen zu zweifeln, die jeder sieht. Dieser Lockung zu meist müßte unser Unparteilicher widerstehen, damit die Jugend nicht endlich sogar den Satz zum Bannerspruche mache, daß es auf keinen Bannerspruch ankomme und auf keine Partei und keine Schule ankomme, wo es sich um die Unparteilichkeit handelt: deren Sache es ist, durch alle Schalen und ihre ihrer Ehren werten Funktionen nach dem Kern zu sehen und nach seinen ganz einfach anderen,

keiner solchen Ehren werten Funktionen, welche offenbar werden, wo Schalen faulen oder zerschlagen werden durch Energien von außen.

Möge es dir wohlgeraten, du Unparteilicher, wo du dich mit wahrer Bescheidenheit so nackt bekennt, als hättest du keinerlei Schale nötig, anstatt dich unauffällig zu kleiden und doch das Reich gelegentlich zu wahren, das nicht von der Welt ist, in der die Kleider Leute und die Gesinnungen sogar Fachleute machen. Möge dich die atomistische Lehre von Kern und Schale, von „ohne“, „für“ und „wider“ geleiten, damit du in allen Parteien trotzdem Kerne findest, und trösten, wenn dir kurzsichtige Rechner in Parteigesinnungen aus irgend einer wahrhaftigen Anpassung an den Wandel der Zeit Untugend zu machen versuchen. Möge dir, imaginärer Unparteilicher, gerade die rüstige Handhabung des täglichen Todes alle parteilichen Klugschwätzer und Nahetreter so sehr vom Leibe halten, daß dir vielleicht dereinst sogar Verständnis für Parteiuengen möglich wird, welche einer Teilung im Dasein mit gegenseitiger Achtung schon ähnlicher sind als einem Krankheitsbilde auf Unkosten dessen, der nicht gerne mit Parteiuengen spekuliert und mit Gesinnungen „rechnet“. Und zum guten Ende möge es gar den Parteien selbst gelingen, ihre besten Parteigänger mehr und mehr an deren Sachlichkeit und echter Anpassungsfähigkeit als an einer „Gesinnung“ zu erkennen, welche nur mit Hilfe großer Worte überhaupt definierbar ist und demnach zu einer immer neuen Inkongruenz zwischen Wort und Tat führt, die jedesmal um so ärger entstellt, je weniger man sie eingesteht. Es wäre dann auch diese Übung des täglichen Todes gegen die tägliche Phrase des Parteilebens da und dort auf Erden eine so erbauliche Übung, daß man sie nicht nur den sonderbaren Heiligen als unschädliches Spielzeug überlassen sollte.

STATT EINER KRITIK

(E. L. zugeeignet)

Geben wir zur Erheiterung nun das Wort einem Jemand, der es zuerst nehmen wollte, um als Kritiker den Werken eines Malers zu huldigen, aber nur seiner eigenen Unzulänglichkeit begegnete. Wahrlich ein verkehrtes Unternehmen, aber wie oft bei derartigen Verkehrtheiten ungefähr Ehrlicher vielleicht wenigstens nütze, auch in Bruchstücken eben die Verkehrtheit in der Sache ans Licht zu bringen und bessere Kritiker lachen zu machen, was schon mehr ist, als sie selbst immer zustande bringen. Dies ist also der Titel, den ich der Sache gebe, und nun hat jener das Wort für seines vergeblichen, lehrreichen, erheitern-den Versuches Anfang und Ende.

* * *

„Wenn einer eine Umwelt darin weder liebt noch achtet, daß sie ihre Stile vergangenen Zeiten entlehnt, deren Erbe sie noch weniger ist, als es die mehr oder minder geraden Nachkommen jener Voreltern sind, so kann dem Manne vom Kunstverstande nicht geholfen werden und auch von solchen Künsten nicht. —

Oder wenn er sich konkret dazu bekennt, daß ein gotisches Rathaus und ein antikes Parlamentsgebäude, in einer levantinischen Stadt Mitteleuropas z. B., keinerlei Leben bezeugen als den musealen, wo nicht barbarischen Trieb, Dinge aufstellen, mit denen bestenfalls der Verstand und die Einfühlung jener was zu tun hat, die so ganz aus zweiter Hand leben, wie man das in Schulen lernt, so kann von dem Manne dem Kunstverstande nicht geholfen werden und auch derlei Künsten und Schulen nicht.

Oder wenn — ja, das ist ein weites Feld, wo nicht gar eine Wüste. Eine lächerliche Wüste voll der Schatten, die aus zweiter Hand leben, die schon in Schulen gelernt

haben, dafür gute Noten zu bekommen, und Schatten sich besser schmecken lassen als Fleisch und Blut, das kannibalische Gericht, das zu bedenklichem Betragen reizt; nämlich zu lebendigem Betragen, das die Schatten bedenklich macht, denn es macht sie mithopsen, und wäre es als Kunstkritiker.

* * *

Aber vielleicht nirgends besser als in der Wüste lernt man auf Lebens Zeichen achten! Nichts vereinzelt mehr als die Wüste, das Chaos, die Einsamkeit, in welcher Gemeinsames und also auch Kultur — kann man bescheidener sein mit dem Kennwort europäischer Schwätzer? — fehlt. Und mir scheint diese Vereinzelung eine Schule, in der man aus erster Hand leben lernen und solchen Lebens Zeichen geben lernen kann, welche die einzigen Künste sind, die nicht schon mit der Geburt des Teufels, des Verstandes, in unserem Falle des Kunstverstandes, des Historikers und des Museums sind.

Und also gewinnen wir dem stillosen Chaos ohne Gemeinsames, gewinnen wir der Unkultur das Beste ab, nachdem wir uns ermannt haben, ihr Antlitz zu sehen, und bis zu ihrem Mütterlichen weiter drangen, vorbei, wo andere sich in den Kleidern und Masken der Hure verfangen und begnügen an der Lüge, ungeleitet oft sogar vom analytischen Verstande ohne Hoffnung auf Synthese eines gemeinsamen Lebendigen.

Und wir sehen und loben sogar die Fruchtbarkeit der Unkultur, deren Kleider schlimmer sind als ihre mütterliche Blöße, und welche Einzelne erzeugt, aber freilich keine Resonanz für ihr Werk sichert.

Ob sie aber für das, was wir tun, gleich ein Ohr habe, ein Auge, einen Hall, das darf uns nicht zu viel kümmern, solange sie noch ihr mütterliches Amt tut und Einzelne gebiert, die aus erster Hand leben. Ihr trächtiges Chaos

aber besteht und entsteht ja aus dem Überschuß an Energien in Einzelnen, wie die ungeordnete Schmelze aus dem kalten Kristall.

* * *

Nein, es ist für mich keine Aufgabe, am Gerede über unsere Kultur teilzunehmen. Mag es im Kreise, der den Leser umkreist, anders sein — ich lebte zu lange schmerzlich im Gemisch ohne Gemeinsames, es sei denn in ausdruckslosen Larven, ich ward dem gegenüber zum bloßen Verstande, diesem Abzeichen der Armut und des Todes. Ich ließ mir den blinden Hochmut des Verstandes wie seine bescheidene und erhabene Sachlichkeit in die Ohren reden. — Endlich aber einten sich die Tatsachen meines Kreises zu einer zentralen Frage. Diese fragt nicht, wie für uns das Gemeinsame einer sogenannten Kultur zu machen sei — eine verkappte Narrenfrage ist es ja doch, als Einzelter so zu fragen —, sondern zunächst, wie Einer mit dem Gegebenen, nur als Chaos Gemeinsamen seines Kreises fertig wird, in dem er geboren und dem er gegenüber gestellt ist, daß er damit lebe und sterbe und vielleicht, daß sein Bekenntnis einen anderen seinesgleichen erreiche und mitverzichten mache auf jene Lügen, welche ablenken von der Einsicht: daß er nicht in eine Kultur mit bedeutendem Larventum, sondern in eine Unkultur ohne Gemeinsames und also mit unbedeutendem Larventum gestellt sei. Das ist die schmerzliche Wiege, in welche viele gelegt wurden, denen die Fügung eine abseitige Werdung ansann, deren Zeichen und Spuren ihresgleichen besser weinen und lachen machen als das Gemeine. Also ihr, geübt aus Nöten Tugenden zu machen, wendet diese so oft schlimmere Kunst, der Wahrheit halber, heute gegen das Dasein, und wollt es wahrhaben, daß es die große Aufgabe ist, auch für einen Künstler,

in einer Unkultur einzeln fertig zu werden und vor allem sich selbst und andere darin unterscheiden zu lernen.

* * *

Wie viele Unterschiede gibt es doch, welche Menschen tiefer scheiden und bei mehr Gelegenheiten kennzeichnen, als beispielsweise heute ihre politischen Gesinnungen und sonstigen Konfessionen. Diese Teilungen nach Konfessionen im weiteren Sinne sind für kein natürliches System derzeit zu brauchen, sind nach unwesentlichen Merkmalen vollzogen; es ist, als ob man Tiere etwa nach ihrer Schutzfärbung einteilen und nebeneinander ordnen wollte, noch dazu nach einer Schutzfärbung, welche sie lediglich „bekennten“. Und so ist es wahr, daß man, wo äußere Zeichen fehlen, meist fast alles eher und leichter gewahr wird, als derartige Konfessionen, zu denen sich einer bekennt, er weiß so oft nicht genau wozu. Diese fixen äußeren Zeichen — für etwas, das der Idee nach sich als wesentliche Struktur wahrlich ohne äußeres Abzeichen vielgestaltig und jederzeit im Leben ausweisen sollte — sind eben heute unentbehrlicher als je, als Erkennungszeichen, ohne welche in einem Gemisch einiger Konfessionen sich Pharisäer, Zweifler, Erfolganbeter, Einfältige, Direkte und Indirekte, Leute mit gebundenen und Leute mit freien Kräften, ja sogar oberflächliche Typen der Drüsenpsychologie oder der Rassenkunde usw. leichter gegenseitig als ihresgleichen erkennen würden als die Konfessionen. Nein — ein Seelenklassifikator müßte heute ein faktisch, nicht der Idee nach, so unwesentliches Merkmal wie die Konfessionen ablehnen, wo es auf eine gute Systematik ankommt, die was besagt. Das ist der Befund, was heute die Konfession, das, was einer bona oder mala fide von sich öffentlich bekennt, angeht: daß sie allzu oft praktisch nichts besagt. Womit vielleicht ebensoviel für wie gegen die

Konfessionen etc. gesagt ist und nichts gegen jene, welche wünschen, daß sich das ändere; so wahr ich selbst das lieber anders hätte.

Nennen wir aber andere, wesentlichere Merkmale, an welcher sich ihresgleichen schon öfter und rascher erkennen können; etwa ob einer gewohntermaßen mit dem Strome schwimmt oder gegen den Strom, ob einer seinen Anschluß an das Bewußte sucht oder an das Unbewußte, ob er ein Zweifler ist, den ich meine, oder nicht, ob er nach seinesgleichen sucht oder nach seinesungleichen, ob einer gleich dem Atom im Kristall mit gebundenen Kräften an anderen haftet und als Verbundener die Ordnung preist, welche alle im Gleichgewicht hält und keine Kräfte nach außen wendet, es sei denn als Widerstand des Ganzen und als — Energie der Oberfläche, oder ob er von Übermächten dissoziiert einzeln wandert, ein Jon, ein Wanderer mit freien Kräften, für und wider geladen, Freunde und Feinde belegend und an sich bindend — ob einer Gewalt bejaht oder verneint, ob einer die Figuren des Welttheaters feiert, um also noch als Besiegter seine Erfolge anbetung zu retten, oder ob ihm solche Figuren nichts sind als eitel, wo sie ohne ihre Bedingtheit erscheinen wollen. Ob einer als Musiker oder Darsteller, Physiker oder Historiker, Theoretiker oder Techniker, Verwässerer oder Verdichter auf das Unerschöpfliche der Umwelt zu antworten pflegt, was tiefe Scheidungen ausmacht und dennoch von jener Resonanz überbrückt ist, welche durch Augen und Ohren, nicht aber nur durch Worte oder gar nur durch die Sprache dichtender Wörterfetischisten in uns eingeht.

In dieser Welt also steht auch der Künstler und sein Werk, wenn er um sich sieht. Und darin muß man ihn und sich selbst in Funktion sehen und weit besser unterscheiden, als es mir hier gelang, auf daß man nicht anhebe,

leichtfertig zu schwatzen. So wahr uns keine verständige Unterscheidung letzten Endes scheidet und einigt, und es die Berufung der Bescheidenen ist, noch dahinter zu kommen, und man auch dieses wissen muß, bevor man weiten Mundes anhebt, etwa einen Maler zu loben und zu tadeln.

Also wäre es nötig, zuerst weit besser auf diese Buntheit zu weisen und dann erst auf den Maler darin, dessen Werk nicht aus zweiter Hand genommen und von ihm an den Kunst-Verstand verraten, sondern als seines Lebens Zeichen entstanden ist. Woran Lob und Tadel anderer so oft schon zu Fall kommt, weil es funktionell unbescheidener und also dümmer ist als sein Werk. Die Welt seiner Bilder soll aber wenigstens bei meinem Versuche und Hinweils unberührt von meinem Verstande bleiben, und das ist das einzige Vorbildliche für Kritiker in meiner, wie ich spüre, mißlingenden Kritik und vielleicht das Wenige, was ich gegen die Bemühung eines kunstverständigen Lesers, den Zusammenhang solcher Abschweifungen zu sehen, einzusetzen habe, wo nicht vielleicht noch eben diese Gelegenheit selbst zu der so kennzeichnenden Reaktion und Befragung, ob dies und das mit dem und jenem etwas zu tun habe. —“

* *

Ich muß einschalten, daß meines Erachtens unser geborener Nichtkritiker hier am Ende des Anfangs seiner Kritik war. Der eigentlichen Kritik, nämlich dem öffentlichen Gebrauche der Bilder zu seiner oder wenigstens seines Kunst-Verstandes Selbstbespiegelung, war er entweder nicht gewachsen oder er hielt es aus Bescheidenheit für überflüssig, hierin noch ein weiteres Vorbild aufzustellen, oder er war dem Maler zu befreundet oder zu höflich gegen Beschauer, um sich zwischen die Bilder und andere Augen zu schieben. Wie dem sei, der Verlust ist

ersetzbar durch das Gerede anderer, ja für manchen vielleicht schon durch die Bilder selbst. Und so gehen wir zum Ende dieses unkritischen Bruchstücks über, welches so gar nicht vermag, Bilder zu ersetzen, oder auch nur insgeheim vorauszusetzen, daß im Kunst-Verstande mehr wahres Leben sei als in der Kunst, oder auch nur jene scharfsinnigen Leser zu ergötzen, welche nicht lesen, um neue Begriffe zu begegnen, sondern um ein Schachspiel mit ihren altgewohnten mitzumachen.

* * *

„Vielleicht wäre es besser, vor allem anderen und nicht erst am Ende von der Pseudonymie des Daseins zu sprechen, wenn man von Künsten und Künstlern spricht. Oder ist es das Ziel und beste Ende, wohin solches Gerede führt, eben die Pseudonymie des Daseins besser zu sehen? Nun, ich will sie als Anfang und Ende nehmen, wahrhaben und nicht wegschwatzen und ihr so einen Zahn ausbrechen.

Es ist gut, etwas in einer Litanei zu besingen, das viele Blüten und Früchte aus einer Wurzel hat. Besser klingt eine Litanei als die Inhaltsverzeichnisse und Titel der systematischen Geister, welche es so oft bei Titeln bewenden lassen müssen. So wahr man zu meiner Zeit in Schulen lernte, Inhaltsverzeichnissen nachzugehen, nicht Inhalten. Und so wahr es einen Teufel gibt, der zur Systematik verlockt, welche falscherdings Gründlichkeit heißt; denn nicht auf den tieferen Grund geht sie, sondern auf die weitere Oberfläche. Also besinge ich unsystematisch die Pseudonymie des Daseins, das Verhängnis, daß keiner und nichts beim wahren Namen genannt wird, wo nicht durch geschlossene Lippen, die Rolle, welche das spielt, und wie man ihr Gutes und Böses nachsagen kann, wenn man noch Lust hat, Gutes und Böses nachzusagen, statt unter die wahren Epiker zu gehen. Mag es zugleich meine Kritik sein und aller Kritik und Kunst wohl bekommen,

abermals zu sagen und anzuhören, daß keiner ganz beim Namen genannt wird, wo Menschen reden.

* * *

Mit dir fang ich an, du Pseudonymie aller Uniformen, aller Kleider, welche Leute machen, aller Rollen, welche menschliche Organisation erzwingt gegen den Einzelnen. Du faßlichste und gemeinste Grotteske des äußeren Daseins, so wenn Inneres über dem Äußeren vergessen wird, so wenn du überlebte Maske bist oder verlogene Maske oder verfehlt Maske eines, der nicht weiß was er will, oder Bettlermaske ums tägliche Brot, oder tierische Schutzmaske unter andern, ja Maske gegen das eigene einseitige Ich — was alles aus den Kleidern zu machen ist, welche „Leute machen“ und alles weniger lächerlich ist als manche Rassenmaske. Du bist die erste Schule und Weide für die Wonne großer naiver Schauspieler, denen nur das Darstellen selbst mehr als eine solche Rolle ist. Du machst auch den zur Grotteske, der dich bloß verneint und vor dir irgendwie vierbeinig in Wälder flieht oder in Vergangenes und dann die Elixiere seiner Selbstbespiegelung zu Markte bringt. Denn ein Anderer macht aus dir, was aus dir zu machen ist, du Pseudonymie des bekleideten Menschenwesens, einer, der deine Rollen unermüdet bezweifelt, aber Rollen sein läßt mit epischer oder wissenschaftlicher Haltung der Seele. So wahr es den Ruhm und Schimpf dieser Haltung ausmacht, sich für Übermächte nicht verantwortlich zu fühlen, sondern sie darzustellen. So wahr epische Haltung und Sehnsucht nach Freiheit und Verantwortung sich mehr ausschließen als Kreuz und Schwert. Und so wahr es gut tut gegenüber dieser großen Pseudonymie und ihrer seelenauflösenden Enthüllung einige menschliche Urgebärden durch einen Maler erstehen zu sehen.

Aber was ist diese Pseudonymie der menschlich verteilten Rollen und Kleider, gehalten gegen andere — wie

gesagt ein Spielzeug für den großen naiven Schauspieler, den ich dabei lassen und loben will; bereitet doch schon sein Spiel einem Lächeln die Wege, welches auch an Gräbern menschlicher ist als die Maskenspiele, die wir an Gräbern sehen und dulden. Dich, du tiefere, möcht ich nun beschwören, du Pseudonymie aller menschlichen Darstellung, sei sie Kunst geheißen oder nicht. Denn über dich doch wohl geht unser vieler Weg zur letzten, geht auch einer der Wege dahin, wo keine Worte beraten.

Leicht ist es zu fassen, daß die Figuren aller Dramatik Pseudonyme Lebendiger tragen, miteinander zu Worte gebracht aus dem Wissen und Gewissen, daß keine Figur allein für die ganze Seele steht, in der so vieles nebeneinander lebt. Aber Wetter gibt es in Menschenseelen, die nicht nebeneinander und miteinander spielen, die nur Nacht sind oder Tag oder Leidenschaft oder Fügung — wie vieles gibt es, das nichts neben sich hörbar läßt, wenn es ertönt, das aber kommt und vergeht. Denn auch im Nacheinander leben viele, und ihrer bist du, vom Kunstverstande so genannte Lyrik.

Wohl hast du die Seele erfüllt in unmeßbaren Sekunden, aber aus Tagen und Jahren ist der Mann gemacht, also deckst du nicht, was er ist. Und auch wenn er alle gleichstimmigen Minuten seinem lyrischen Dasein entnimmt und fügt, so ist der Name, den er drunter setzt, nicht „ich“, sondern ein Teil davon. Und auch an aller Lyrik haftet die Pseudonymie, deren Kenntnis den Schöpfer selbst oft trösten mag und lehren, daß auch der Lyriker, ohne zur Karikatur zu werden, nicht restlos sich, sondern nur — Gezeiten auszusagen vermag. So wahr genug Augen dafür wachsen, zu sehen, daß derartige lyrische Gezeiten nicht mit einem ganzen Manne zur Deckung gebracht, wohl aber nebeneinander gehalten werden sollen um der Billigkeit willen, als Bruchstücke unvollkommener Äußerung. Nur

du, Pseudonymie aller Äußerung, wahrst noch dem Dasein dahinter höhere epische Haltung und Würde, gleichviel ob die Lyrik eines Daseins Resonanz findet.

Aber nicht nur der Autor, mach er Verse oder Bilder seiner Gezeiten, muß das gegenwärtiger halten als es gewöhnlich ist, sondern auch die anderen gegenwärtiger als es sehr gewöhnlich ist. Und diesen hätte jeder Autor zu sagen: Mein Autorname, gleichviel ob er auch auf Rechnungen steht oder ein „Pseudonym“ ist, benennt nicht mich, sondern — ein Werk von mir. So wahr der Deckungsversuch zwischen einem „Decknamen“ — welcher ein Werk deckt, nicht einen Menschen — und einem ganzen Menschen einen Rest ergibt und so unschwer zur Karikatur führt, welche übrigens ein uneingestandes Ziel fast aller ist, die für das Werk selbst als Lebens Zeichen keine Resonanz haben — und also ein nolens und volens erreichtes Ziel gar mancher kunstkritischen Betrachtung. Wahrlich ein Pseudonym führt weniger leicht irre als der Name, wofern man vergißt, daß sich nichts Geschaffenes — auch die Bekenntnisse eines Heiligen nicht und die Musik eines großen Musikers nicht und die Gebilde aus dem farbigsten Raum der Seele nicht — restlos mit dem Schöpfer deckt, sondern entstiegen und entnommen ist, damit das wahre Leben selbst mit seiner Unerschöpftheit anschaulich werde und wir seiner auch durch die Sinne gewiß werden, nicht aber damit Menschen zu Götzen gemacht werden um eines impotenten, selbstgefälligen Anbeters willen. Nicht damit das Leben über dem Werke vergessen und verleugnet werde, sondern als Lebens Zeichen muß man Werke nehmen und die Namen dazu, und den ganzen Namen dem Lebendigen und seiner Freiheit geben, nicht — auch töricht unbewußter Weise nicht — seinem Werk. Und besser ist es, am Werke und dessen Namen zu zweifeln als am Leben, dessen Zeichen es ist

oder war. Es führt die Einsicht in diese Pseudonymie menschlichen Schaffens am besten zum Werke für Schöpfer und Hörer, am weitesten von beirrendem Persönlichkeitskult, am nächsten zur Quelle, der auch noch das Leben anderer Völker mitentspringt, welche weder die Leiden des Einzelnen noch den Bekennerliteraten noch den Kunstverständigen kennen und kein Mitgefühl dafür haben, ob sich die atavistische Sehnsucht und Romantik eines Europäers mit ihnen abgibt, mit oder ohne Kunstverstand. —

Wie viele Namen hat diese Einsicht in frommen Zeiten und wie wortlos gemeinsam war sie und kann sie wieder werden! Ich nenne sie heute die Bescheidenheit, welche das Unpersönliche, jenseitiges Leben Bezeugende am Werke hören und sehen lehrt, auch wo es aus der Enge des Einzelnen und aus seinen Gezeiten zu Tage gekommen ist, gleichviel ob bedingt durch die Heimatlichkeit eines Malers oder durch die Unruhe eines lyrischen Nomaden.

Wer dies versteht, dessen Lob und Tadel tritt keinem Darsteller persönlich zu nahe. So wahr, nebstbei gesagt, für also zu Verstand Gekommene Pseudonyme keiner besonderen Neugierde mehr wert sind, ja solche Neugier schon eine Überschätzung jedes Autors bedeutet.

* * *

Und nun zu dir, die uns wieder fast alle angeht, du abermals tiefere Pseudonymie des Lebens, der man nicht ganz ins Gesicht leuchten, sondern nur entgegen flackern und fackeln kann.

So gewiß das Leben in manchem ja dem Feuer gleicht und seine Formen alle den Larven und Puppen, in denen Neues gärt, während Gescheite die toten Hülsen benamsen, so daß also auch alle Namen schon überlebte Formen sind, hinter denen unbenanntes Lebendiges lebt. So gewiß man sich weniger damit aufhalten soll, solche Puppen zu zerstören, bevor es die Natur will, als vielmehr sie anderen

zum Spiele lassen soll, auch seine eigene — auch wenn man ein Maler und der andere ein Kritiker wäre — und des unbenannten Lebens dafür ungestörter gewiß bleiben. Die Larven des Lebens aber muß man nicht verachten, sondern beschauen, deuten lernen und sogar brüderlich grüßen; denn man hat selber eine und hat schon sein Mienenspiel aus vergangenen Zeiten. Und es könnten auch Maler darin belehren und lehren, des Lebens in Puppen und Larven nicht nur unter Freunden lachend, sondern sogar unter Feinden hoffnungsvoll gewiß zu sein.

* * *

Wäre es unter vielen Beispielen nicht ein vielleicht unbewußtes Pseudonym im genauen Sinne, wenn etwa ein Mensch von eigener Ehre und eigenem Gewissen gegen einen öffentlichen Anwurf selber in die Zeitung schreiben und mit seinem Namen unterzeichnen wollte. Dieser Name, er wäre wahrlich auch schon ein Pseudonym, denn er würde in diesem Falle dastehen für einen bürgerlichen Menschen, der seine Ehre von der öffentlichen Meinung abhängig macht, nicht aber für den Mann von eigener Ehre und eigenem Gewissen, welche man freilich schon sehr aussetzt, wenn man sie dem Rechtsschutz ausliefern muß. So wahr die Aufgabe des würdigeren menschlichen Umgangs im Staate darin liegt, dessen Rechte und Rechtsschutz möglichst wenig zu brauchen und z. B. nicht mit „juridischen Personen“ umzugehen, sondern mit Menschen nach Vertrauen und Gewissen sich zu verständigen, so weit man kommt. Und immer eine passive Resistenz des Gewissens wachzuhalten, wie dies verdienstvolle Kirchen lehren — dem Staate gegenüber, und etliche Juristen mißverstehen. — Der Name würde also in der Zeitung wahrlich nur eine bürgerliche Rolle jenes Mannes vertreten, nicht aber was an ihm das Bessere ist, wenn er es hat, sein eignes Gewissen, das durch keine Öffentlichkeit

berührbare, über welches man sachlicherwise keinen zum Richter setzen kann, wenn man es nicht schwächen will; wie dies ja Kirchen lehrten — dem Staate gegenüber. Also muß man gelegentlich auch Taufnamen und Schreibnamen bezweifeln und eine Verständigung dahinter suchen, wie dies schon ein wackerer Kapuziner-Belchtvater lehren kann, besser als das Folgende und Letzte, das noch einmal die Pseudonymie des Gewissens und also gelegentlich auch Künstler und Kritiker angeht.

* * *

Wenn es einen Geist gäbe, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, so müßten ihm alle Braven, die dennoch weniger Gutes schaffen als er, wenigstens dankbar sein für die Rolle, welche er im System nolens volens übernommen hat. Sie erscheint ja in diesem Falle günstiger für die Gesamternte an „Gutem“ als mancher gute Unproduktive. Solche Brave aber werden sich selten dabei aufhalten, es wahr zu haben, daß jener Böse freiwillig oder unfreiwillig eine so undankbare Rolle übernommen hat; sie werden dabei lieber leichtfertig ihrem Gott die Ehre geben als dem Bösen, lieber und viel schneller, als etwa Pharisäer bei eigenen Werken hiemit bei der Hand sind; sie werden sich nicht zum Überblick erheben und zum Zweifel, ob nicht vielleicht auch im Bösen ein gutes Gewissen waltet. Es ist dies sicher dem System gemäß und insoweit in Ordnung und ermöglicht ja erst den so erbaulichen „Bösen“. Aber es ist weder eine Grundlage, auf welcher man mit allen Menschen in Fühlung kommen kann, noch eine Grundlage für jenen Zweifel, welcher das eigne Gewissen feinhöriger macht. Auch keine Grundlage für den Forschenden, welcher dafür die Augen offenhalten muß, wie viele Böse schon das nachmals Gute nicht auf des Teufels Antrieb schufen, sondern auf denselben Antrieb, aus dem Beste das Beste schaffen,

nämlich getrieben vom eigenen Gewissen. Und es wird ja irgendeine Wage geben, auf welcher der Böse, der viel Gutes schafft, schwerer wiegt als mancher Gute, gleichviel, ob diese Wage eine weltliche Gewalt über der Kunst oder erst ein Historiker oder erst jenes Unbekannte in Händen hält, welches schon diesseits auch den Künstler überall leiten und sichern möge, wo ihn Menschen beraten, ob seine Kunst gut oder böse sei, gefährlich oder ungefährlich für jene, deren Einstellung auf die Umwelt empfindlich vom täglichen „gut und böse“ ihrer Umgebung abhängt; womit ebensowenig etwas gegen diese Leute gesagt sein will als jedesmal, wenn ich dem Leser meinesungleichen zu bekämpfen scheine.

* * *

Wie steht es nun, mein Künstler, der sich fast selbst zu verkaufen meint, nach solchen tröstlichen Vorübungen und Einsichten mit dem Markte, auf dem die Kunst nach bloßem Brot geht? Denn ich meine, nach Zuckerbrot ginge sie gar nicht zu Markte, die Spröde.

Wenn wir es gemäß dem Gesagten auf nichts mehr ankommen lassen, was mit Persönlichkeitskult zusammenhängt, auch auf kein Rechthaben, Bekennen, Polemisieren, Indirektreden und Räsonieren, sondern nur darauf, daß dies und das neugeboren wird und gegebenenorts Resonanz findet — denn Resonanz ist Mitteilung —, so bleibt diese Unpersönlichkeit auch auf dem Markte noch unser Teil und Schutz.

Und wer dies bewußt oder unbewußt so nimmt, der wird zwar, solange es an ihm liegt, die Bloßstellung und Ausstellung seiner Person auf dem Kunst- und Literaturmarkt meiden. Gelingt dies aber nicht, so steh ihm bei, „unfaßliche Anonymität“, welche selbst lyrische Äußerungen zeigen können und alle Menschenwerke letzten Endes zeigen, und laß ihn seine Unpersönlichkeit noch wärmer

wahren als etwa jene eitle „Persönlichkeit“, das Spielzeug idiotischer Selbstbespiegelungen, dessen Sehnsucht nach dem Tode wächst, bis der Leib Würmer treibt, worin übrigens mehr Frühling und Geburt ist als in so manchem Kunstverstande.

O was ist die Malerei für eine edle und in dem von uns vielleicht auch für sie zurückeroberten Sinn unpersönliche Kunst von Geburt an, und angemessen den Händen des Bescheidenen und sogar noch gefeit, wenn ihr Urheber seine Werke gerne vom Kunstverstande beschwatzen läßt und seine faselnackte Persönlichkeit selbst mit unter diese Brause stellt; was dem Maler allzeit schädlicher war als den Bildern, so lange es Augen gibt, die sehen, und Ohren, die dazu — nichts hören, als was uns alle dem Künstler verbindet als Brüder, die sich einzeln an den bunten Fäden unerforschten Gewebes weitertasten.

Tasten wir uns also weiter, unbeirrt auch von den Geräuschen und Gerüchen der Industrien und Börsen des „Geistes“. Hilfe dir dein Handwerk und mir mein Handwerk und jedem sein Handwerk, der mich versteht. Lassen wir es uns gefallen, wenn uns Klugschwätzer auf Kosten der sauer erworbenen Deutlichkeit unseres Daseins abteilen und einteilen und zuteilen in Gemeinden und Kreise usf.; es ist auch das eine von den Waffen des Verstandes wider das, wofür die Resonanz fehlt, welche allein Mitteilung ist.

Aber sei es hier und dir gesagt vor dem gleichen Ungemach, das uns bevorsteht: Es ist heute nichts dawider zu machen, als daß man auch das Wachsen aller Schatten über dem lebendigen Einzeldasein als Vorspiel eines ephemeren Untergangs unversieglichen Lebens nimmt. Und es wird sich zu jeder rechten Stunde die Einsicht erneuen, um welche ich mich auch heute noch unzulänglich geplagt habe: daß in allen Werken jene unfabliche Anonymität ist,

welche man nicht notwendig auf einen so vieldeutigen, von Sekten umstrittenen, nach ihrem Bilde geformten, monopolisierten, eitelgenannten und im Ganzen von der fluchenden, betenden, schwatzenden Menschheit verscherzten Namen wie Gott zurückzuführen braucht, sondern nur bisweilen zu bedenken und zu beschweigen.

Daß gerade diese Anonymität nicht etwa die Einebnung alles Einzeldaseins bedeutet, welche die anonymen Riesen menschlicher Massenorganisation so oft vollziehen, sondern in Einzelnen zu Worte kommt, wo sie sich, sei es mühsam wie in meinen Worten, sei es schon funktionell in der Übung edler Künste, über die Eitelkeiten persönlichen Daseins erheben, mit welchen sich andere, von mir unbescholten, befassen mögen, und trösten am Gemeinsamen menschlicher Schwächen, wenn die Resonanz für das Anonyme fehlt.“

* * *

Wie sollte ich versuchen, gut zu machen, daß ich dem Autor zu Wort verholfen habe, als etwa indem ich mich nach dem Kitt umsehe, um aus derartigen Bruchstücken den üblichen Klotz zu kitten nach dem Bilde des Autors oder eines imaginären Lesers. Was das erste angeht, so fand ich gelegentlich eines Bekehrungsversuches, daß der Mann zwar besser in sich zusammenhing als manches schöne System und besser als mancher Zeitungsleser, aber eher weitere Bruchstücke von sich gegeben hätte als jenen Kitt. Was aber den imaginären Leser angeht, so führt das ins Weite, da ich keinerlei Anhalt habe.

Was lag also näher als der Kitt, der alles klebt, leimt und kittet und den sich jedermann herstellen kann, der z. B. viele Zeitungen liest. Weshalb man ihn wahrlich nicht beizustellen braucht, sondern höchstens daran zu erinnern, daß er nach vieler Fraktionierung und Destilla-

tion als jenes Lob des menschlichen Verstandes erscheint, von dem jedermann mitessen kann.

Aber auch dieser Leim, der alles leimt, haftete nicht an den Bruchstücken, und es schwand die Aussicht auf Mitesser. Und es blieb nichts als eben jener fragmentarische Versuch, auf einiges Grundsätzliche zu weisen, das die Vorschule jeder Kritik und eine Übung darin ist, dem Verstande nur zu geben, was des Verstandes ist; wobei dieser selbst ohne Spott am besten fährt und des Lobes wert wird, das wir ein andermal singen wollen.

ANTON SANTER APOSTROPHEN

EINEM STUMMEN FREUNDE

Was mehr als Haß und Liebe scheidet und entscheidet
ist dies: ob wir ersterben oder nicht —
ob wir dies wissen und den Tod handhaben.

Denn ersterbend, dem, jenem gegenüber, fügt sich uns
schon Jugend alternd, bis die Mannheit kommt,
und lehrt handhaben unser eignes Altern
unwiderruflich scheidend und entscheidend.

O wüßte Jugend, wie viel mehr durch Abkehr
der Alternden sein Ende findet
als durch die Worte ihrer Leidenschaft —
daß jeder Tag uns also altert,
daß alles, was uns je zu nahe tritt,
ob es sich Liebe heiße oder Haß,
uns also altert, — daß auch Jugend stirbt
schon Tag für Tag, aus Lebens Überfluß. —

O wüßte Jugend Alter zu handhaben,
es schwände viele Lüge und Gewalt,
so wahr das ungesprochene Nein und Ja regiert,
wo Menschen reden und wo Menschen schweigen —
und Ernst und Lächeln wäre mehr im Leben.

•

Es sind die Züchtigen gewillt zu töten
an sich und anderen, daß das Gute, Schöne,
bestehe. — Aber Triebe treiben
näher dem Chaos, das da nachgeblert,
und oft des ungezogenen Lebens voller
und also voller auch der zornigen Liebe
wider die kalten Züchte.

Statt blindlings in der Liebe zu vergehn,
die je im Umbau alter Baue wirkte,
da doch der Neubau endlich auch erstarrt,
Alter und Adel und das Heilige
erstarren, mit den Jugendnamen lügend,
weil unsere Sprache allem Wandel nachhinkt —
Statt blindlings in der Liebe zu vergehn,
frag ich mich, was ich töte und belebe,
solang ich in der Hand mein Alter habe,
im stillen Herzen töte und belebe,
wo „mit und ohne“ gilt, nicht „für und wider“.

•

Und es ist dies: nicht mehr ein Glück zu preisen
vor anderen, wie Dichter tun sollen
zu ihrer Zeit, wenn vielen gleiche Gaben
das Chaos gibt, daß sie ein Dichter feire —
denn Weniges ist wahrlich noch gemeinsam.
Und keine Zeit ist, Namen anzuhören,
und Eitelkeit ist jeder große Name

gehandhabt für und wider das Gewissen,
statt auf das Unbenannte hören lernen,
so wahr die Großen selbst nicht Namen nannten.

Dies ist, was ich mir töte und belebe:
Ein eitles Spiel sind mir auch heilige Namen
in Menschenmund und eitel alle Lehren.
Des wahren Lebens Schule lehrt zu hören,
was jeder nur zu sich sagt, wenn er still ist,
an anderen auch das Unbenannte sehn
und endlich ohne Worte sich verstehn.
Denn vieles ist, das schwingt auch ohne Worte,
bis anderes mitschwingt am gemäßen Orte.

DIE ERZIEHER

Wie du als Kind an der Hand der schreitenden Großen
dich nach anderen Kindern umsahst an anderen Händen —
aber vorbei zog das Nahe mit Blicken und Händen —:
also nicht immer, o Jugend, lasse dich führen
an der Jugend vorbei um der Älteren willen.

Denn das Alter wird kommen, da du allein bist,
auch den Kindern ferner, die deine Hände ergreifen,
als es Kinder schon wissen und Alte noch wissen. —
Ob du dann wartest, durchwachsen und Andern verborgen
von den Lügen, die du dir im Leben verhiengest,
oder dein Antlitz blüht einem Himmel entgegen —
Kinder werden mit Kindern sein, bis du dahin gehst!

Also ein Jugendliches an Jugendliches gebunden
geh deinen Weg in das Alter und lasse die Alten,
eingedenk daß du nicht ihr Ende ergründest,
ehe du selbst die Kinder den Kindern anheimstellst.

DER HIMMEL

Endlich beginne zu lächeln, wenn untergeht
was nicht besteht, des heimlichen Spruches gewiß:
Einmal gewesen ist unverloren und immer gewesen.

Aber des Grauens, das deine Seele träumt dabel,
und des Glückes, das deine Seele träumt,
geht es ledig und frei, was dir untergeht,
andern zu scheinen, anderer Seele voll.

O wie lang auf der Jagd und Flucht bist du: nun raste!
denn unendlich und unversäumbar winkt
schon ein Himmel, in dem die Künftigen stehn,
was du trugst zu nehmen und weiter zu wandeln,
wenn du so willst, ein deiner müde Gewordener.

Bist du aber bereit noch einmal zu leben,
was dich auf Erden schon einmal alterte, alles,
Namenloses, Liebe und Haß Geheiß'nes —
siehe dich selbst unter jenen Anderen stehen:

Auferstanden bist du mit Leib und Seele schon
jenseit des Himmels, der deine Blicke umflort.

BILDNIS DER EIFERSUCHT

Ihr, die ihr das gefräßige Antlitz seht
endlich enthüllt, das sich selber die Liebe nannte,
des Willens voll, zu besitzen oder zu töten,
also des feindlichen Lebens voll, versagt ihm
fürder den hüllenden Schleier und schaut ihm ins Auge,

bis die Tränen der Eifersucht trocknen im Tode
oder die Scham das entlarvte Antlitz verschöne
und ihr des tieferen Blickes endlich genießt,
unter welchem die Lippen schweigen vor Liebe.

Ihr, die ihr also des Menschen Antlitz seht,
gedenkt im Glücke nicht mehr der bitteren Zeit,
da ihr das Leben noch Lüge nanntet.
Ihr aber, denen sich eifernde Liebe naht,
werdet hart um des tieferen Blickes willen,
unter welchem die Lippen schweigen vor Liebe.

VERHÜLLTE HÄUPTER

Vielfach sind die Wonnen des Untergangs
dem, der jenseitigen Lebens sicher
hinschaut, wo sich das Lebendige wandelt,
daß die Namen in klärenden Stürmen verwehn.

Weiß da keiner es wagt', ein Geschick zu verhängen,
dem so vieles verfällt, entstieg aus dem Unbekannten
das Verhängnis: aber das Jugendliche
lächelt in Tränen, jenseitigen Lebens sicher.

Und der Mann, dessen Ernte in Stürmen dahinsinkt,
er verhüllt sein Antlitz in Nacht und Gewißheit,
daß er ein Mann ist, damit das Schwere sein Teil sei,
wenn die Knaben und Weiber lachen und weinen.

Dies ist die Wonne des Mannes, schweigsam zu bleiben
nur sich selbst gegenüber, und dennoch zu wissen
um der Jugend junge bildsamere Seele
im Verhängnis, dessen Stachel der Tod ist —

nur der Tod: dies ist die Güte des Ganzen
gegen den Mann, der weiß, daß das Schwere sein Teil ist.

DIE DICHTER

Um euretwillen, die ihr Namen trugt,
an deren Ton Andächtige entbrennen,
find' ich mich heut zu diesem Nein befugt:

Es ist nicht euer Bestes, was wir kennen.
Das Beste vor den Anderen euch zu eigen,
das wagtet ihr den Anderen nicht zu zeigen.

Sie zwangen euch, das Leben zu verbergen
und den Figuren in den Mund zu legen,
die sie sich kauften, heimlich euch entgegen.

Es rächen sich die käuflichen Figuren
und alle Künste, die sie reden machen,
und all der Kunst beginnt ein Mann zu lachen.

So hör ich also dieses Lachen wieder,
lachend der Masken, die ihr Werk getan:
sie können gehn; ein neues Spiel hebt an.

Geht denn mit Gott, ihr herrlichen Figuren,
mit eurem Gott, mit allen Biographen
der Dichter und mit ihrer Träume Affen.

Um euretwillen, die ihr Namen tragt,
an deren Ton die Träumenden entbrennen,
hör ich nicht ungern, was der Mann mir sagt:

Zuviel Gespenster sind noch auf der Erde,
noch aus den Tagen eines andren Weh's
der Großen, Schwachen für ihr letztes Werde! —

Du, sagt der Mann zu mir, was stellst du für Figuren
in diese Welt, die Sicherern zu plagen
und ohne deine Haut zu Markt zu tragen?

Da sage ich im seltsamen Gespräche
zum Manne: dich hab' ich daher gestellt,
der lebt und zweifelt an der Träumer Welt.

Doch wo Lebendiges mir entgegenkommt
und lieber mich an deiner Stelle sieht,
bin Ich lebendig: Was ich will, geschieht.

GEZEITEN

Wenn der Griffel des Zeichners ein Menschenantlitz entblößend
alle Masken abhebt vergangenen Lügens
und uneinigen Zufalls, so mag ihm erscheinen,
was die Zeiten verschleiern: ein Antlitz dem Chaos entstiegen,
nur weil es leben wollte, bis wieder das Chaos sich auftut,
dem entsteigt der nächste den Mächten Gemäße.

Wenn dem Mann oder Greise die Stimme eigener Kindheit
wieder begegnete redend und so sich das Wunder erfüllte,
daß sich die menschlichen Alter in einem Leibe besprächen
und es erklangen die Reden des Mannes und Knaben
eine zeitlose einige Seele erfüllend
mehr denn je ein Lehrer den Jünger erfüllte. —

Wenn die Erkalten mehr der Macht ihres Alters entsagten —
Jüngere reden zu lassen, zu handeln hinter den Worten —
wenn sie an Jugend glaubten und Jugend an Alter,
wäre die Sprache vielleicht nicht nur ein Hemmnis des Weisen,
welcher um Besseres wissend bei jedem Worte noch anstößt,
bis er schweigt oder wagt, im Selbstgespräch zu verstummen.

Schneller sind die Menschen gealtert und viele sterben
lieber als sonst und fast jeder trägt einen Sparren im Fleische,
der ihn närrischer macht als sonst und ärmer an Worten,
welche von Herzen dem Nächsten gehen zu Herzen. —
Horch ich vergeblich auf Stürme, die langsam erwachsend
einmal die Schleier reißen von menschlichen Herzen:
Klopfen hör' ich die Herzen, die Mäuler verstummen.

•

Da gedenk ich kristallener Völker, unwirksam nach außen,
da alle Kräfte der Söhne sich aneinander gebunden
und ein Gleichgewicht haltend im Inneren bleiben,
scheinbar durch Weise geordnet, bis Mächte kommen von außen,

Energien, die solche Bänder zerreißen
und so die Kräfte der neuen Lehrer befreien,
welche ihr „für und wider“ im Namen Gottes verkünden.

Denn noch immer im Gleichnis, am nächsten der Welt der Atome,
fügt und entfügt sich gemäß der Mechanik das Menschengefüge,
bald kristallen ruhend und schöner dem Auge in Künsten,
bald von der Macht, die zufließt und befreit und vereinzelt,
wieder zum Chaos geschmolzen, aus dem die Lehrer sich heben
und in dem sich entscheidet die Ordnung des nächsten Kristalles,
welchen viel Zungen preisen; doch mein ist das harrende Leben,
das der gewaltigen Kräfte, die vieles befreien, gewiß bleibt.

•

Blindlings ergreifen Menschen die greifbaren Mächte
über die Erde und andere Menschen; es wissen nicht viele,
was sie da tun, ich aber weiß es für manche:
Allen wird mit der Macht Gewissen gegeben, gutes und böses,
das sie nicht nähmen aus der Hand des unendlichen Gebers
ohne das Spiel, das sie lockt: die Natur zu bemeistern.
Denn es bangt der Mensch vor der Freiheit, und Göttern und
Priestern

läßt er sie oft, statt seine Sinne zu schärfen
für das Künftige, eigenes Gewissen erhörend.
Aber im Spiele nimmt er auch Freiheit und ist unter Tieren
dann verrückt und berufen am Künft'gen zu leiden.

Wohl uns, die wir seine Gewalten und Lügen
schauen und schweigen dürfen, als Wissende lächelnd:
Wissend, daß sie zur Ohnmacht werden am Tode,
der doch selbst unser viele nicht schreckt und zum Leben
schneller führt als der Schlaf: denn das Tote kennet kein Harren,
nur ein Beginnen des nächsten der Fügung Gemäßen.

CARL DALLAGO O DIESE WELT!

Wer sich die Worte Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, und dazu noch den Ausspruch im Jakobusbrief vergegenwärtigt: „Wer der Welt Freund sein will, wird Gottes Feind sein“, wird meiner Auffassung, derzufolge diese Welt eine Schöpfung der Menschen in Eigenmächtigkeit Gott gegenüber ist, volle Berechtigung zuerkennen müssen. Diese Welt also ist das Ergebnis aus dem Sündenfall, herbeigeführt durch das Hochhinauswollen der Menschen. Diese Welt, die sich als ein Komplex von Verordnungen, Gebräuchen, Förmlichkeiten, Gewohnheiten und Anschauungen darstellt, als ein Gemisch von Kult und Gesittung, ist demnach etwas, das der Menschwerdung des Menschen im Grunde feind ist, das den Menschen in seinem Wesentlichsten, dem Unerforschlichen, zu unterjochen strebt, das ihm für das reale Sein ein Sein setzt, das Schein ist, und so einen Stand verleiht, der — wie hoch und fest er sich auch ausnehmen mag — keine Zeitspanne lang sicher ist vor dem völligen Zusammenbruch.

Diese Welt ist Trug, und es ist leicht einzusehen, daß der Mensch, je mehr er zum Menschen wird, zu ihr in Widerspruch geraten muß. Die Menschwerdung des Menschen zieht die Kollision mit dieser Welt unvermeidlich nach sich. Nun ist aber zu bedenken, daß diese Menschwerdung ihre Stadien hat, daß der Mensch schwerlich von heute auf morgen von einem Menschen dieser Welt zum Menschen wird, wie er von Gott gewollt ist; ja er wird es zu dieser Beschaffenheit zumeist überhaupt nicht

bringen, sondern vorerst nur zur Feindschaft gegen diese Welt, ohne daß er darum auch schon gewiß sein dürfte, je zum erlesenen Freund Gottes zu werden. Denn dazu gehört nicht nur Berufenheit, sondern Auserwähltheit und mit dieser eine Gnadenfülle von oben, der teilhaftig zu werden man noch nicht verdient, bloß weil man den Willen hat, sie sich zu verdienen. Immerhin ist so viel gewiß: daß der Mensch gewordene Mensch, der Christ, nicht dieser Welt Freund sein kann, weil er nicht Gottes Feind sein will, und daß er, weil er an das Neue Testament glaubt, auch der Wahrheit jenes Ausspruchs des Jakobus inne geworden sein muß; denn etwas existenziell glauben, heißt: die Notwendigkeit, es zu glauben, fühlen. So kann der Glaube freilich oft auch zur Plage werden, zur „Gottesqual“. Das hat noch nichts mit einem Zweifel an Gott zu tun, sondern zeugt vielmehr für das Unablegbare, das Notwendige, als das sich der Glaube an Gott geltend macht, wider den seit dem Sündenfall die Mächte dieser Welt im Menschen sich regen.

Ich glaube in meinen Schriften ersichtlich gemacht zu haben, daß die aufgreifbare, die offizielle Kirche Weltbildung ist, daß sie mit dieser Welt paktiert, an ihr bauen hilft und so zum Bestand dieser Welt, von der sie unterhalten wird, beiträgt; daß sie als der Welt Freund sich erweist und zugleich als eine Macht, deren Reich von dieser Welt ist. Wenn mich solcher Darstellungen wegen die Apologeten der Kirche als kirchenfeindlich ansehen, so berufe ich mich darauf, daß ich diese meine Kirchenfeindlichkeit aus dem Neuen Testament geschöpft habe, das ja die von mir zitierten Worte Christi wie auch die des Jakobus enthält. Es läßt mich das Neue Testament, oder vielmehr den existenziellen Glauben eines Menschen an dieses Testament, als das größte Verhängnis für die

Kirche ansehen, weil es, so geglaubt, wahrnehmbar macht, daß die Kirche als ein Offizielles in dieser Welt diesen Glauben nicht hat, woraus zu folgern ist, daß sie etwas lehrt, an das sie existenziell nicht glaubt. So kann sie aber auch die Autorität in den Fragen der christlichen Lehre und Sitten nicht haben, die allein bei Christus ist, dessen Erdendasein, dessen Menschwerdung, dessen Gottesverhältnis in seiner Vorbildlichkeit für den Menschen durch eben dieses Neue Testament für alle Zeiten festgehalten ist. Das Vorbildliche aber, das die Kirche als die Papstkirche gegeben hat und das von den späteren „christlichen“ Kirchen nur übernommen worden ist, ist eben das Offiziellsein in dieser Welt und somit Weltlichkeit. Es brachte mit sich, daß diese Welt gerade im Bereich der Kirche immer mehr zu dieser Welt wurde, daß gerade innerhalb der geographischen Christenheit der verweltlichteste Teil der Schöpfung anzutreffen ist. So ist diese durch die offizielle Kirche aufgekommene christliche Welt wohl die Welt, die Christus Gott, aber Gott nicht Gott sein läßt, dem zum Feind wird, wer dieser Welt Freund ist; und so hat sie sich Ihn zum Vertrauten gemacht und läßt Ihn mittun bei allen Frevel- und Gewalttaten, die sie unternimmt zur Befriedigung ihrer Machtgelüste. Aber ein Gott, der dieser Welt nicht entgegen ist, ist *n i c h t G o t t*, und eine „christliche“ Welt, die sich als diese Welt behauptet, kennt nicht den wahren Christus. Vielmehr ist anzunehmen, daß den Menschen dieser christlichen Welt alle Innerlichkeit und mit ihr alle Unbegrenztheit verloren gegangen ist, und mit dieser der Zugang auch zu Gott und zu Christus. So sind sie auf das bloße Äußerliche angewiesen, und so kommt es, daß in ihnen die Begrenztheit und Beschränktheit des bloßen äußeren Erkennens dominiert, das seine unzulängliche Beschaffenheit nicht mehr wahrnimmt und der Gier nach Macht und Ehre und nach äußerem Besitz immer

weniger Grenzen und Schranken zu setzen weiß. Wenn aber der Mensch das Unbegrenzte, Unerkennbare, das den Zugang zu Gott offen hält, aus sich verliert, so bedeutet das, daß er auch das von jeher Autoritative aus sich verloren und das Untertanseinwollen verlernt hat. Das Erbteil des Sündenfalls, das eigenmächtige Hochhinauswollen Gott gegenüber, das ihn innerlich verschließt, überwuchert ihn nunmehr. Seine Menschwerdung ist damit unterbunden, der Sündenfall erneuert. Sein Erkennen und Wissen, wertvoll, wenn es dem Nichterkennenkönnen und dem Bestand seines Unwissens dient, hat in ihm die Herrschaft, die Führung an sich gerissen. Wovor der Mensch vor dem Sündenfall einzig gewarnt worden ist mit Gottes Gebot: **Du sollst nicht essen vom Baume der Erkenntnis**, das ist nun Hauptnahrung für sein Tun geworden. Es läßt ihn der Begrenztheit und Beschränktheit seiner Einsicht völlig unterliegen. Und doch bedeutete schon jenes erste Gebot seines Gottes und Schöpfers dem Menschen: daß ihm sein eigenes äußeres Erkennen, als allzu begrenzt und beschränkt, nicht Lebensnahrung werden könne; denn er soll das Unbegrenzte und Unerforschliche, das ihm als Gottesanteil mitgegeben ist, aus sich nicht verlieren.

Die Menschwerdung des Menschen ist die Zurückeroberung dieses seines ursprünglichen Gottesanteils. Und Christ werden heißt Mensch werden im höchsten Sinne. Nun sieht es aber in dieser christlichen Welt so aus, wie ich es geschildert habe, und es war schon vor dem Weltkrieg so. Gerade innerhalb der geographischen Christenheit, insbesondere in jenem West- und Mitteleuropa der „christlichen“ Großmächte, im Zentrum der Zivilisation, in der Welt, die durch die christlichen Kirchen, die in ihr offiziell sind, zu einer „christlichen“ Welt gestempelt worden ist, haben die Menschen das Unbegrenzte und

Unerforschliche völlig aus sich verloren. Und diese so beschaffenen Menschen, die ihres Gottesanteils völlig ledig waren, machte die Kirche, zu der sie sich bekannten, noch glauben, sie seien Christen.

Das scheint mir die Situation zu sein, die man sich vor Augen halten muß, wenn man Dostojewski, dessen Gläubigkeit sich mit Recht vom Osten den Aufgang eines besseren Geistigen und Religiösen erhofft hat — und sei es vorerst auch durch Herbeiführung eines Untergangs —, in seinem Wesentlichsten verstehen, wenn man seinem Schaffen in religiöser, in christlicher Hinsicht gerecht werden will. Denn erst das Gewahrwerden, daß die sogenannte christliche Welt, die Welt der Zivilisation, eben diese Welt ist, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, eröffnet uns das richtige Verständnis für Dostojewskis Menschen.

* * *

So viel auch über Dostojewski geschrieben worden ist, dadurch, daß wohl die meisten, die über ihn geschrieben haben, nicht in sich hatten, was das Wesentlichste an Dostojewski ausmacht, vermochten sie im Wesentlichen auch nicht zu geben, was Dostojewskis ist. Gegen Eduard Thurneysen freilich darf ich diesen Vorwurf nicht erheben, wiewohl auch er in seiner Dostojewski-Schrift — bezeichnet ist sie als ein Vortrag „in erweiterter Form“ — zu Anfang eine Einstellung aufweist, die gewiß nicht dazu beiträgt, dem Verständnis für die Menschen Dostojewskis den richtigen Weg zu weisen. Thurneysens Vortrag beginnt so:

„Wer von den Gestaden gesicherter Menschlichkeit etwa der Vorkriegszeit her zu Dostojewski kommt, dem muß zumute werden wie einem, der von der Anschauung der Haustiere, des Hundes etwa und der Katze, der Hühner oder der Pferde her plötzlich die Wildnis vor sich aufgehen sieht und sich unvermutet der noch ungezähm-

ten Tierheit gegenüber findet, Jaguar und Puma, Tigern und Krokodil, dem Gewürm der Schlangen und dem Geflügel der Steinadler und der Kondore. Unheimliche Wildheit, Fremdheit, Rätselhaftigkeit noch nicht bezwungener, noch nicht eingefangener und eingehogter, noch nicht durch hundertfache Sicherungen gelähmter und gefesselter Natur umfängt ihn. „Urweltlandschaft hat er betreten“ (Stefan Zweig); weit zurück liegen alle bewohnten, heimischen und milderer Gegenden. Er ist hinausgeführt über die äußersten Grenzpfähle, die Enden der bekannten Menschheit, und schaut mit Beklemmung das unbekannt-bekannte Antlitz eines Menschen, der mit ihm wohl den Namen „Mensch“ gemeinsam hat, und der doch jenseits aller mit diesem Namen verbundenen Begriffe, jenseits von Gut und Böse, klug und töricht, schön und unschön, jenseits von Staat und Familie, Schule und Kirche zu wohnen scheint. Und wie derjenige, der aus der Wildnis zurückkehrt zum gezähmten Getier, nun auch in den vorher so gemütvoll betrachteten vierfüßigen Hausgenossen die Züge ursprünglicher Wildheit wieder entdeckt und sich mit einem Male sogar in seinen vier Wänden gefährlichen, ungeahnten, schlummernden Möglichkeiten gegenüber sieht, so geht auch von der Begegnung mit der Welt und den Menschen Dostojewskis etwas wie ein geheimes Grauen und Erbeben aus. „Der Blick ins Chaos“ hat seine Folgen, und der von heimlicher Besorgnis erfüllte Wächterruf Hermann Hesses, der auf den Zusammenhang zwischen dem russischen Menschen Dostojewskis und dem Untergang des Abendlandes so eindringlich hingewiesen hat, ist nicht ohne Grund laut geworden.“

Hätte Thurneysen einen Hermann Hesse und Stefan Zweig (in dessen Studie er später auch noch etwas findet, das er „wundervoll ausgeführt“ nennt) nicht in solcher Weise erwähnt, müßte mich das Zitierte glauben machen,

er wolle vorerst eine landläufige Auffassung kennzeichnen, um sie dann, den Wesensspuren Dostojewskis folgend, seinerseits zu widerlegen. Denn Dostojewski entspricht es gewiß nicht, das Zivilisierte, das Gezähmte, das Haustier- und Tierbudenmäßige als das Bessere anzusehen und die vermeintlich ursprüngliche Wildheit für gefährlicher zu halten als jenes; vielmehr ist er beständig beflissen, die ganze Zivilisation als Trug, als Lüge, als Verderbtheit hinzustellen, und darzutun, daß sein Glaube an das von Gott dem Schöpfer ursprünglich Gesetzte so ist, daß dieses immer und immer unendlich vorzuziehen ist allem, was bloß von den Menschen gesetzt und geschaffen worden ist. Dem Ausspruch Vinzenz Gredlers, des in meinen Schriften schon mehrmals erwähnten Franziskaner-Ordenspriesters und Naturforschers, der sagt: „In Tierbuden werden die Tiere mutlos, feige, schlechter; die Menschen nennen das Zähmtheit und bei ihresgleichen Zivilisation“, hätte Dostojewski sicher zugestimmt. Und es ist auch nicht gegen die Erfahrung, zu glauben, daß Haustiere — besonders Hunde und Pferde — leicht die Feigheit, Tücke und Bössartigkeit der Menschen annehmen, wenn sie solchen Menschen unterstellt sind. Dadurch, daß ein Tier Haustier wird, wird es noch nicht ungefährlich. Selbst Schoßhündchen können bissig werden. Andererseits ist es gewiß, daß die ungezähmte Tierheit ursprünglich dem Menschen nicht gefährlich war, daß sie ihm erst gefährlich wurde durch das gewalttätige Verhalten des Menschen zu ihr; ist es doch immer wieder so, daß der Mensch, der seine ganze geistige Ursprünglichkeit und mit ihr sein Gottesverhältnis und mit ihm sein Verhältnis zur ganzen Schöpfung sich gewahrt hat — er wird uns in der Schrift als der Heilige Gottes, im Taoteking als der Vollendete oder der Reine Mensch vor Augen gestellt —, auch ein Verhältnis zur ungezähmten Tierheit aufweist, das das Verhältnis der

Menschen zu den Haustieren an Machtvermögen weit überbietet. Wenn aber — ist nun, auf den Menschen angewandt, zu folgern — der Heilige, der Vollendete, der Reine Mensch über die vermeintliche ursprüngliche Wildheit soviel Macht hat, ersichtlich viel mehr Macht als über alles sogenannte Zivilisierte und Gezähmte, muß sie es, diese vermeintliche Wildheit sein, die dem Heiligen, dem Reinen Menschen bildsamer erscheint als das Gezähmte, — muß sie es sein, die den Menschen dem Reinen Menschentum und auch Gott näher sein läßt. So muß sie Gott auch wohlgefälliger sein. Ich sage das ausdrücklich in Hinsicht auf Dostojewskis Menschen. Nicht also soll es so sein, daß wir durch die Entdeckung einer ursprünglichen Wildheit in uns uns „mit einem Male gefährlichen, ungeahnten, schlummernden Möglichkeiten“ gegenübersehen, sondern vielmehr so, daß wir mit der Entdeckung der „Züge ursprünglicher Wildheit“ in uns doch auch zu wissen, jedenfalls zu ahnen beginnen — und sei es noch so dumpf — von unserer ursprünglichen Zugehörigkeit, was immerhin genügen sollte, etwas in uns zur Rebellion zu bringen gegen die tierbudenmäßige Art, wie diese Welt die Menschen hält, und uns abzuziehen von einer Zivilisation, der lauter eigenmächtiges Hochhinauswollen Gott gegenüber zugrunde liegt; denn dieses hat eine Menschengestalt geschaffen, die Gott ein Greuel sein muß. Ja, ich stehe nicht an zu behaupten, daß Dostojewski erkannt, wenn auch nicht ausgesprochen hat, was ich hier ausspreche: daß der völlig verweltlichte Mensch, der Vollrepräsentant dieser Welt, in dem diese Welt und mit ihr die Zivilisation am anmaßendsten auftritt, das gefährlichste Raubtier auf Gottes Erden ist.

Bedenkt man nun noch, daß diese Welt, wie schon erwähnt, gerade innerhalb der geographischen Christenheit zu ihrer größten Entfaltung gekommen ist, also gerade

auf dem Erdenraum, auf dem die Lehre Christi, der lehrte, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, durch die Kirche gelehrt worden ist und gelehrt wird, erhält man Einblick genug, um zu erkennen, was dem Menschen genommen wurde mit dem Beispiel, das die Kirche als ein Offizielles in dieser Welt, das als Kirche Christi auftritt, gegeben hat. Und was dem Menschen genommen wurde, ist nicht weniger als Christus selbst, ist Christus als der Reine Mensch, der seinen ganzen Gottesanteil, und mit ihm das Absolute, dieser Welt der Bedingtheiten entgegen vollendet gelebt hat. In Dostojewski dominiert dieser Christusglaube, der den Glauben an Gott und an den Geist der Wahrheit in sich begreift. Es ist der Glaube an den Christus, zwischen den und die Gläubigerschar sich die Kirche gestellt hat, und das nachgerade in so anmaßender Weise, daß Christus von ihr ganz verdeckt wird und als Erstem und Letztem nur mehr von ihr selber die Rede ist. Und doch müßte jeder berufene Lehrer dessen, was Christus gelehrt und gelebt hat, ohne Ausnahme zu jedermann sagen können: Wenn du glaubst, was Christus gelehrt und gelebt hat und redlich nach diesem Glauben zu handeln strebst, brauchst du mich weiter nicht mehr; denn was ich jederzeit anstreben muß als berufener Lehrer der Lehre Christi, ist: in den Menschen den Glauben an Christum wachzurufen, und so wachzurufen, daß er mit sich bringt zu glauben, was Christus gelehrt und gelebt hat, und ernstlich darnach zu handeln. Punktum. —

Dadurch, daß die Kirche ein Offizielles in dieser Welt ist, ist auch die Aufgabe der Kirche eine ganz andere geworden. Und dadurch, daß diese offizielle Kirche als Kirche Christi auftritt, ist die Lehre Christi, die entweltlichen soll, zu etwas gemacht worden, das mithilft, den Menschen zu verweltlichen. Mit der Aussage: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, ist deutlich genug gesagt, daß,

wo Christi Lehre betätigt wird, sie den Bau dieser Welt hinfällig machen muß. Was aber offiziell in dieser Welt ist, hilft an ihr bauen; die offizielle Kirche hilft somit an dieser Welt bauen, an ihr, die durch die Lehre Christi hinfällig gemacht werden soll. Was Christus gelehrt und gelebt hat, ist aber die Menschwerdung des Menschen. Darum: Wer an dieser Welt bauen hilft, verbaut sich den Menschen. So gesehen, zeigt sich aber auch das Abendland mit seiner ganzen Kirchenchristlichkeit als in geistiger und religiöser Hinsicht gerichtet.

Dostojewskis Schaffen zielt auf die Erschließung und mit ihr auf die innere Festigung des Menschen. Dabei ist in ihm sein Christusglaube führend, der ihn lehrt, den Bau dieser Welt in seiner Hinfälligkeit durchsichtig zu machen. Und er sieht das Vorhandensein dieser Welt wahrlich auch dort, wo sie am anmaßendsten auftritt. Er sieht sie besonders in der westeuropäischen Zivilisation, die mit ihrer bloßen Kirchenchristlichkeit, diesem immensen geistigen Betrug, wirklich nicht genug abgelehnt werden kann, wenn man sein ganzes Sinnen und Trachten auf den Menschen gerichtet hat und will, daß der Mensch so werde, daß er Gott, dem Schöpfer, nicht ein Greuel ist. Doch das sind diese westeuropäisch-zivilisierten Kirchenchristen, die sich mit Gewalt die ganze Erde, also Gottes Schöpfung, untertan machen wollen wider Gottes ausdrückliches Gebot. Im Vergleich zu ihnen, die in ihrer Gezähmtheit viel tückischer und besitzgieriger sind als jedwede ursprüngliche Wildheit, sieht Dostojewski in dem Verbrecher — schon dadurch, daß er von dieser Welt, dem Ausgangspunkt der Verwirrung, die alle Verbrechen auslöst, als Verbrecher angesehen wird — immerhin noch eine wertvollere Menschenbeschaffenheit. (Das hat auch schon Nietzsche erkannt, der in diesem Sinne auf die Menschen Dosto-

jewskis aufmerksam machte. Wenn er dabei zu dem Schluß kommt, daß alles Gute seine Kehrseite habe, und diese das Böse sei, so ist das freilich arg verfehlt. Zu schließen wäre nur, daß das Gute dort, wo das Böse vorherrschend ist, mit diesem in Kollision geraten muß, wobei es sich als gar nicht gut genug erweisen kann, um bei der Auflehnung gegen das Böse sich nicht zu vergreifen in der Wahl der Mittel.)

Dostojewskis Menschen geraten in Kollision mit dem Gang und Gäbe dieser Welt, weil sie ihrem Inneren nach doch nicht von dieser Welt sind, jedenfalls nicht so sehr von dieser Welt wie die Menschen der westlichen Zivilisation. Dies ist es, was Dostojewski felsenfest glaubt, aus keinem anderen Grunde, als weil er es gewahr wurde. Es macht seinen Glauben an Rußland aus, der sein sekundärer Glaube ist und die Folge seines Glaubens an den Christus des Evangeliums, den er eben von der ganzen westlichen Zivilisation mit ihrer Kirchenchristlichkeit verleugnet sieht. Aber „Urweltlandschaft“ hat Dostojewski mit seinem Menschen nicht betreten. (Der Ausdruck zeigt mir Stefan Zweig, der ihn gebraucht, als einen Ästheten, der wohl den Glanz, doch nicht die Tiefe dieses Wortes wahrnimmt.) Die Urumwelt des Menschen war gewiß dieser Welt noch nicht so ausgesetzt wie die Umwelt, in die Dostojewskis Menschen gestellt sind. Immerhin aber ist in diesen Menschen noch soviel Ursprünglichkeit, daß sich ihr Inneres gegen die Moral dieser Welt aufbäumt, wobei freilich zumeist jedes Maßhalten verloren geht und das Aufleben ursprünglicher Wildheit gegen den weltlichen Betrug, selber bereits verwirrt durch den Einfluß dieser Welt, die gewalttätigsten, die verbrecherischsten Formen annimmt. So geraten diese Menschen nicht nur mit dieser Welt, sondern mit sich selber, mit ihrem besseren Selbst in Kollision, mit dem Ursprünglichen in sich, das sie nicht

zur Ruhe kommen läßt, bis sie wiederum mit ihrem Streben wenigstens annähernd ihren Gottesanteil zurück-erlangt haben, der ja, Gottes Willen nach, jedem Menschen in seine Erdenexistenz mitgegeben ist. Eben diese Beschaffenheit läßt die Menschen Dostojewskis in ihrer ganzen Ungezähmtheit Gott auch näher sein als die Menschen dieser Welt, die die größten Gewalttaten und Verbrechen begehen können, ohne mit sich selber in Kollision zu geraten, und die auch immer etwas — sei es das Wohl der Nation, des Staates, der Kirche oder der Allgemeinheit — vorzuschützen wissen, um ihre Missetaten nicht nur beschönigen, sondern geradezu als ein notwendiges Bedürfnis hinstellen zu können. Dostojewskis Menschen sind nicht so; ihr Schöpfer weiß, daß die Menschen dieser Welt alles ursprüngliche Eigenleben verloren haben und mit ihm das wahre Sein, daß sie nur ein Scheinleben führen, gestützt auf diese Welt, die selbst nur Schein ist und deren Wirklichkeit der großen Wirklichkeit, die als das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich von jeher geltend macht als das waltende Gesetz, niemals Stand hält und nicht Stand halten kann. Darum will er, der wahre Realist, mit der Vorführung seiner Menschen dem Menschen wiederum zum festen Stand, zum wahren Sein verhelfen; er will, daß dem Menschen wieder zu eigen werde, was von jeher des Menschen ist: der ihm in dieser Welt abhanden gekommene Gottesanteil.

„Was ist das: — der Mensch? Eben dies ist die Frage Dostojewskis“, sagt Thurneysen und fügt hinzu: „Weil wir dieser Frage nicht ausweichen können, heute weniger als je, darum können wir auch der Begegnung mit Dostojewski nicht ausweichen.“ Mit diesem Satz dringt Thurneysen wohl auch zum Kern von Dostojewskis Schaffen vor. Und es erweist sich, daß er die Frage, die seines Erachtens von Dostojewski gestellt ist, von diesem

auch einer Lösung, die dem religiösen und christlichen Sinn entspricht, zugeführt sieht. Das drückt Thurneysen so aus: „Mit der Frage nach dem Menschen sind wir an Dostojewski herangetreten, und er hat uns Antwort gegeben, indem er uns unsere Frage zurückgab im Bilde des Menschen, der selber nichts anderes ist als eine einzige, große Frage, Frage nach dem Ursprung des Lebens, Frage nach Gott.“ Weiters: „Gott ist Gott: das ist die eine, die zentrale Erkenntnis Dostojewskis. Diesen Gott niemals zu einem, wenn auch in noch so großer Höhe thronenden Mensch-Gott, zu einem, wenn auch noch so idealen Stück menschlicher Seelen- oder Weltwirklichkeit werden zu lassen, ist sein einziges Bemühen.“ Und „das ist das Ergebnis“ aus allen Romanen Dostojewskis, wie es Thurneysen sieht: „Noch größer geworden ist die Fragwürdigkeit alles Menschlichen, und erst recht erschütternd schreit die Problematik alles Daseins nach ihrer letzten Lösung in Gott.“ Und im Einklang damit zeichnet er die Haltung Dostojewskis gegenüber dieser Welt scharf umrissen also: „Daher der erhobene Finger gegen den Sozialismus, daher die geballte Faust nach der Kultur des Westens.“

(Beide Mächte, diese ungleich mehr als jene und aus ungleich niedrigerem Beweggrund, sind eben davon abgekommen, für die Lösung ihrer Probleme die Frage nach Gott in Betracht zu ziehen; sie sind, wiewohl sie vom Neuen Testament wissen, als selbst innerhalb der geographischen Christenheit davon abgekommen, für ihre Wege und Ziele die Richtlinien zu beachten, die mit Gottes Geboten und den Weisungen Christi dem Menschen für alle Zeiten gegeben sind; sie sind von dieser Welt unterjocht worden: die „Kultur des Westens“, die ihren Imperialismus, Nationalismus, Chauvinismus und ruchlosen Materialismus mit Kirchenchristentum bemäntelt hat, der wahre Wolf im Schafpelz, freilich ungleich mehr als der

Sozialismus, der schon dadurch, daß er das falsche Christentum der offiziellen Kirche nicht mitmacht, dem Betrug dieser Welt ferner und dem wahren Christlichen zumeist näher ist.)

Eduard Thurneysen, der evangelischer Pfarrer ist, verknüpft mit dem Vortrag über Dostojewski auffällig auch die Darlegung des Gottesbegriffes, entsprechend seinem Glauben an Gott. Das mag seine Berechtigung haben, da im Schaffen Dostojewskis die Gottesgläubigkeit wirklich das Führende ist. Als Laie im Religiösen, der ich bin, dem Theologen gegenüber, kann ich aber vielleicht manches an Dostojewski, der ja auch Laie ist, gewahrwerden, das der Theologe übersehen oder zu wenig beachtet hat. So bemängle ich an Thurneysen, daß er die Erde als Gottesschöpfung von dieser Welt, dem Menschenwerk in Eigenmächtigkeit Gott gegenüber, zu wenig sich abheben läßt. Für das Diesseits, insoweit es Gottesschöpfung ist, ist der Hinweis auf die alles Zeitliche und Vergängliche umspannende Ewigkeit wohl eine Selbstverständlichkeit. Diese Welt aber geht nun einmal darauf aus, das Diesseits als Gottesschöpfung so zu entstellen, daß jener Hinweis in seiner Wirkung aufgehoben wird. „Liebe die Erde und bedecke sie mit deinen Küssen“ — (es könnte der Erde zu Dank gesagt sein eben für ihren Hinweis auf ihren Schöpfer) — drückt ein Gefühl aus, das für diese Welt zu haben Dostojewski sicher unmöglich gewesen wäre. Er hat in seinen Romanen den Unterschied zwischen dieser Welt als Menschenwerk und der Erde oder dem Diesseits als Gottesschöpfung immer hervortreten lassen, und zwar so, daß sich eine Definition erübrigte.

Thurneysen verweist auch auf Lebedeff und General Iwolgin im „Idiot“; er sagt: „Die Ungeheuerlichkeit ihrer Lügen übersteigt alles Maß. Aber Dostojewski weiß, was er tut, wenn er sie dergestalt lügen läßt. Sie sind die

Repräsentanten einer Menschheit, die die Wahrheit ihres Lebens vergessen hat, die Repräsentanten einer zur Lüge gewordenen Gesellschaft, Repräsentanten der zur Hölle sich wandelnden Welt.“ (Vollrepräsentanten dieser Welt, würde ich einfach sagen.) „Und so ist denn auch hier die Hölle geschildert als diese unsere Welt“ fügt Thurneysen hinzu. Aber nicht als unsere Erde an sich, nicht als die Diesseitigkeit an sich; denn die Erde als diesseitige Gottesschöpfung kann niemals von dieser Welt so in Besitz genommen werden, daß sie Menschenwerk wird. Ja, keine Diesseitigkeit an sich kann von dieser Welt so in Besitz genommen werden. Darum bleibt der Diesseitigkeit auch immer der Hinweis auf Gott, den Schöpfer. Und der Mensch, der der Erde als der diesseitigen Gottesschöpfung verbunden bleibt, bleibt mit dem Hinweis, den sie in ihm auslöst, auch Gott verbunden.

Insoferne wir aber alle noch Menschen von dieser Welt sind, sind wir freilich auch alle noch schuldig, und es kann und darf daher von einer „Solidarität der Sünde“, von einer Solidarität der Schuld an dem Zustandekommen dieser Welt die Rede sein. Aber diese Solidarität soll nicht unsere bleibende sein, und sie ist gewiß nicht die einzige, die es auf Erden gibt, weil der Mensch, wie die Erde, auch Gottesschöpfung ist und als solche auch den Hinweis auf Gott, seinen Schöpfer, in sich haben muß, und sei er noch so verschüttet durch Weltlichkeit. Die Möglichkeit muß immer vorhanden sein, diesen Hinweis im Menschen wieder freizumachen, und damit die Möglichkeit, auch eine Solidarität des Hinweises auf Gott, den Ewigen und Unbedingten, wieder herzustellen, und dieser Hinweis muß mit sich bringen, daß die Menschen auch wieder zu einander finden und sich wahrlich als Menschen erkennen können. Es ist aber immer die Arbeit des Menschen an sich selber, und nicht die einer Ge-

meinsamkeit, die ihn kraft des erwachten Hinweises auf Gott befähigt, ein Leben aufzunehmen, das alles Bedingte im Dasein auch nur bedingt mitsprechen läßt, ein Leben, das ihn der Führung des Unbedingten und Ewigen sich anzuvertrauen nötigt, um der „tiefen Not und Verlegenheit des Lebens“ Stand halten und sie überwinden zu können.

Dieser Welt gegenüber, die Menschenwerk ist, „gemeinsam harrend und wartend der gemeinsamen Errettung“ zu bleiben, erschiene mir als eine Passivität, die von Illusion gespeist wird. Wer sich dessen bewußt ist, daß Christi Reich nicht von dieser Welt ist, hat als Erstes und Letztes für sein Mensch- oder Christwerden sich so zu betätigen, daß er sich wohl zur ganzen Schöpfung, aber nicht zu dieser Welt als Freund erweist. In dieser Aktivität verharrend, mag jeder der Errettung wartend bleiben. Das Gemeinsame kann dabei nie ein Entscheidendes sein noch werden. Denn der Mensch bleibt in dieser Welt ausgesetzt, und zwar so, daß er, je mehr er Mensch wird, umso weniger Gemeinsamkeit findet. Die Solidarität der Schuld muß freilich für ihn immer soweit bestehen bleiben, daß er sich niemals anmaßt, zu richten. In diesem Sinne glaube ich, hat auch Dostojewski auf diese Solidarität verwiesen, er, der entschieden in sich trug den Glauben an Christum, der das Richteramt von den Menschen genommen hat. Aber einer Sache oder einer Person Feind oder Gegner sein und ihr Verwerfliches aufzeigen, heißt noch nicht über sie die Strafe verhängen wollen.

* * *

Im Taoteking ist gesagt: „Wie der Fisch nicht leben kann außerhalb seines Elementes, des Wassers, so auch der Mensch nicht außerhalb der Unerforschlichkeit seines Wesens.“ Mit diesem Satz ist ausgedrückt, daß der

Mensch sich erst lebt als Mensch, wenn er sich der Unerforschlichkeit als seines Lebenselementes bewußt wird. Dieses Aufleben der Unerforschlichkeit gehört demnach zur Menschwerdung des Menschen; es begreift in sich das Gewährwerden der Zugehörigkeit zu etwas, das der Mensch nicht ergründen kann.

Dostojewski verweist mit der Vorführung seiner Menschen auf diese Unerforschlichkeit; dabei zeigt er sich als der Mensch, der sich lebt als Mensch; als der Mensch, der um seine Zugehörigkeit weiß und folglich auch um das Unerforschliche, das Unbedingte und Ewige weiß, also auch um Gott. Und darum erweist er sich auch als der Mensch, der so denkt und redet, daß man von ihm sagen kann, er verkündige Gott. Ja, Dostojewski verkündigt Gott, und wie er dies tut, läßt ihn augenfällig als einen Menschen erscheinen, der ein Fremdling ist in dieser Welt, ja als einen, der dieser Welt im Tiefsten feind ist.

„In Dostojewskis vielleicht tiefsinnigster Schöpfung, im ‚Idiot‘“ sieht Thurneysen diese Beschaffenheit, die ich wesentlich in Dostojewski selber vorfinde, besonders hervortreten; so sagt er von der Hauptgestalt dieses Romans: „Ja, das ist das Höchste, das eigentlich Positive, das sich von ihm sagen läßt, sein wahres Geheimnis: Er verkündigt Gott.“ Die Frage nach dem Menschen, und was der Mensch ist, ist wirklich bei Dostojewski zur Frage nach Gott geworden. Und da der Gottesglaube Dostojewskis, wie jeder wahre Gottesglaube, festhält, daß Gott ist, wird die Frage: was ist der Mensch? zur Forderung, daß der Mensch ist; und diese Forderung sieht auch Dostojewski erst einlösbar, wenn der Mensch lebt, was von Gott gesetzt ist, und er erkennt zugleich, daß das von dieser Welt Gesetzte der ständige Widerpart des von Gott Gesetzten ist. Daher „das rätselhaft Unreale“ in allem scheinbaren „Realen“, daher die Fragwürdigkeit in allem

scheinbar Feststehenden, daher die Unsicherheit in allem scheinbar Gesicherten. Denn es gibt, geistig und religiös gesehen, eben nur eine Realität, und die ist das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz. Sich ihm erschließen und es sich erschließen, daß der Anschluß in Kraft tritt, bewirkt im Menschen das Sein. So reicht sein Diesseits in das Jenseits seiner Wahrnehmung und zeigt damit, daß es diesem nicht Widerpart und nicht Trennung und nicht Gegensatz ist. So bleibt auch die Erde als Gottesschöpfung immer hineinreichend in ein Jenseits, als in den Anteil des Schöpfers, von dem sie ausgegangen ist. Darum aber kann die Erde, die ganze Schöpfung als das Diesseitige an sich, auch nicht zu Gott in Gegensatz gestellt werden. Alles Problematische, alle Fragwürdigkeit, aller Trug und Schein, ist erst durch das Aufkommen dieser Welt im Dasein zustande gekommen. Sie bejahen heißt das Absolute, das Unbedingte verneinen; so wird eine Position geschaffen, die gerade das, was den Menschen verhindert, eine Position dem Unbedingten und Ewigen gegenüber einzunehmen, für das Positivste hält. Darum sind es aber auch jene, die von dieser weltlichen Position „hinausgedrängt“ werden, und „solche, die selber irgendwie draußen stehen, Dirnen, Mörder und Wahnsinnige“, die dem wahren Realen eher „auf die Spur kommen“ und es verstehen und in sich aufnehmen oder frei machen können.

„Weil keine der vielen Positionen“ in dieser Welt — nicht „auf Erden“, wie Thurneysen sagt — „groß, weit und tief genug ist“, um mit dem Unbedingten den Kontakt herzustellen, darum kann der Mensch diesen nur erreichen, wenn er „jene alle immer wieder aufhebt“, ja aufgibt. Thurneysen hat im Grunde wohl dasselbe wahrgenommen; daß er aber das Diesseits an sich zu wenig von dieser

Welt, dem eigenmächtigen Eindringling in das Diesseits, sich abheben läßt, trübt auch hier seine Darstellung. Das Wesentlichste ist jedoch von ihm erkannt worden; er zitiert den „Idioten“ so, daß aus dessen Worten auch das Verhältnis des Menschen, der sich als Mensch lebt und demnach auch mit Gott als dem Unbedingten in Kontakt ist (als ein solcher Mensch erweist sich ja „der Idiot“) zu dieser Welt ersichtlich wird. Und so sagt Fürst Myschkin, der Idiot: „Jetzt gehe ich zu den Menschen, ... vielleicht werde ich es schwer haben unter ihnen und mich einsam fühlen; ich will aber gegen alle ehrlich und offen sein.“ Er wird es gewiß schwer haben, nicht nur vielleicht. (Vor den Menschen dieser Welt ist ja auch schon im Evangelium gewarnt.) Denn der Mensch, der mit dem Unbedingten in Kontakt ist, fühlt sich wohl unwiderstehlich gedrängt, wahr und offen zu sein, da ja alles, was als Ausfluß des Unbedingten anzusehen ist, auch unbedingt wahrhaft sein muß, was aber dieser Welt des Scheins zu sein unmöglich ist, ohne sich selbst zu vernichten; weshalb sie das unbedingte Wahrhaftsein auch nie wird begreifen können.

Dieser Welt gegenüber gestellt, die ihrer Einsicht nach, die eine Sperre des geistigen Schauens ist, es in allem Erforschen so herrlich weit gebracht zu haben vermeint, erweisen sich die Menschen Dostojewskis als Leibeigene der Unerforschlichkeit. So haben sie aber auch Gottesanteil. Und so wird gerade an ihnen, an dem Wachsein ihres Inneren, sichtbar, daß dieses der „Kultur des Westens“ verloren gegangen ist; stattet doch diese Kultur den Menschen mit einer solchen Anmaßung, ja Verblendung aus, daß es ihm nachgerade unter seiner Würde zu sein schiene, etwas an sich und um sich zu haben, das sich seiner Erforschung entziehen könnte. O, diese Welt, die in ihrer Kurzsichtigkeit der Unendlichkeit einen Grund

legt und so sich selber weismacht, daß sie alles ergründet! Dostojewski hat im Menschen die Unerforschlichkeit wieder zu Ehren gebracht, und von ihr, als dem Wesentlichsten am Menschen ausgehend, hat er alle Errungenschaften dieser Welt, alle sogenannten Kulturgüter, zu einem ganz Unwesentlichen für den Menschen gestempelt. Ja, im Hinblick darauf, daß durch diese Errungenschaften der Mensch dazu verführt wird, sich als Herrn der Schöpfung anzusehen, erscheinen sie Dostojewski mit Recht als ein Verwerfliches.

Thurneysen erkennt wohl dasselbe als die Tat Dostojewskis, er sagt es aber so: „Weil die Menschen ohne Gott klug, gerecht, weise und fromm geworden sind, darum steht Gott in einem Winkel“ in dieser Welt (nicht „auf Erden“ oder nur insoweit, als diese von dieser Welt besetzt ist). „Das ist die Empörung des Menschen gegen Gott. Und mit jener Scharfsichtigkeit letzter, durchdringender Lebenserkenntnis und Lebenseinsicht hat Dostojewski diese Tendenz zur Rebellion, diese Verfinsterung des Auges für den wahren Sinn des Lebens gerade in den positivsten Leistungen des Menschen erkannt.“ Diese positivsten Leistungen sind es eben, die im Menschen die Anmaßung Gottes gegenüber so zu steigern vermögen, daß er ungescheut den Wahlspruch betätigt: „Alles ist erlaubt“ und damit die größte geistige Untat begeht.

Thurneysen sagt: „Weil die ganze Weisheit des Menschen, alles was an Welt- und Lebensanschauung unter uns umgeht“ (ich müßte sagen: weil die ganze Weisheit des Menschen dieser Welt, alles, was in dieser Welt Geltung hat) „nichts anderes ist als der Versuch, der Gottesfrage zu entrinnen, während ihr nicht zu entrinnen, sondern standzuhalten die göttliche Torheit des Idioten wird“... und die eigentliche Lebensaufgabe des Menschen ist, muß ich hinzufügen. Aber wenn Thurneysen

sagt: „So tief charakteristisch für das Leben des Menschen sein Geschaffensein auf Gott hin ist, so tief charakteristisch für den Menschen ist auch sein Nichtanerkennen dieser letzten Beziehung, seine prometheische E m p ö r u n g dagegen“, so ist wohl dagegen zu sagen: nein, so tief nicht! denn diese Empörung hat sich erst eingestellt, als der Mensch seine ursprüngliche Tiefe einbüßte.

Und wenn ich der Wahrnehmung Thurneysens, daß die Gottesfrage die Frage aller Werke Dostojewskis ist, auch zustimme und zugestimmt habe, so muß ich seine Auffassung von Gott, er sei „die Wurzel alles Lebens und der alles begründende Grund der Welt, aber eben damit auch ihre Aufhebung, ihre Bedrängnis, ihre Unruhe, das rätselhafte Unreale in allem Realen, das Unirdische, auf das alles Irdische hinaus will“, doch insoweit ergänzen und klären, daß diese Welt und ihr Reales von der Erde und dem im unbedingten Sinn Realen sich abhebt, und also sagen: Gott die Wurzel alles Lebens und der alles begründende Grund des wahren S e i n s des Menschen, und darum für diesen eben die Bedrängnis, die Aufhebung, die Außerkraftsetzung dieser Welt des Scheins, von der die Erde, welche Gottesschöpfung ist und als solche immerfort mit ihrem Irdischen in das Überirdische hineinreicht, besetzt gehalten wird.

Völlig zutreffend aber ist, wenn Thurneysen von Dostojewski sagt: „Einen besonders kräftigen Keim des Verderbens sieht er in der . . . m a t e r i a l i s t i s c h e n W i s s e n s c h a f t und Weltanschauung“ (wohl weil sie, denke ich, eigentlich ein Selbstbetrug ist, da sie sich die Dinge verschließt, wobei sie der Täuschung verfällt, sie habe sie ergründet). Dostojewski sieht in ihr, meint Thurneysen, „im wesentlichen . . . den törichten und doch so unendlich klugen Versuch, die Züge der Jenseitigkeit in

allem Diesseitigen, des Unirdischen“ (zutreffender wohl: des Überirdischen) „in allem Irdischen auszutilgen“.

„Doch der furchtbarste Angriff, den Dostojewski geführt hat, richtet sich gegen Religion und Kirche.“ Das erkennt Thurneysen und er bekennt auch, daß die Kirche es ist, „die Christus verraten“ hat. „Und“, sagt er, „unschwer ist zu erkennen, daß Dostojewski die abgöttisch gewordene Kirche vor allem in der römischen Kirche gesehen hat.“ Mit vollem Recht, ist hinzuzufügen; denn von ihr aus hat ja die sogenannte christliche Kirche als ein weltlicher Begriff ihren Ausgang genommen.

So bleibt die Schrift „Dostojewski“ von Eduard Thurneysen gewiß die beste von den Dostojewskischriften, die ich kenne. Was ich aber nicht glaube, ist, daß Dostojewski die Forderung stellt, daß der Mensch auf „Brot“, auf irdische Sättigung, individuelles Glück“ verzichten müsse. „Denn ‚der Mensch lebt nicht von Brot allein‘“. Dieser Ausspruch Christi fordert aber nicht den Verzicht auf „Brot“; er sagt vielmehr, daß mit leiblicher Sättigung, mit dem Wohlleben des Leibes noch nicht das wahre Leben erreicht ist. Und individuelles Glück kann auch ein geistiges sein. Franz von Assisi gehörte sicher zu den Glücklichen auf Erden, wohingegen bloßes Wohlleben noch lange nicht glücklich macht.

Zweifelhaft ist auch, ob Dostojewski im Verhältnis von Mann und Weib je das Ziel so sah, daß „die Einsicht in die ganz besonders tiefe Gefangenschaft des Mannes als Mann und des Weibes als Weib sich Bahn bricht“ und „der Schritt nicht mehr weit ist zu dem Seufzen nach einer neuen, ganz und gar anderen Gestalt des Menschen, wo weder Mann noch Weib sein wird“. Und zweifelhaft, ob dieses Seufzen „das Seufzen nach Auferstehung“ ist. Denn dieses Seufzen ist nicht nötig, der ursprünglichen Bestimmung des Menschen nach, da ursprünglich von Gott

das Weib dem Manne zur Gehilfin gegeben ist. Sagt doch die Schrift: „Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei.“ Es ist daher wohl nur die Entartung des Liebestriebes durch die Moral dieser Welt, die in lüste-übersattten ausgehöhlten Menschen jenes Seufzen hervorruft nach einer Auferstehung, die auch für den Christen auf Erden nicht gefordert ist, und die dem Evangelium nach erst nach dem Tode den Gerechten zuteil werden soll. Auch müßte im Menschen, je mehr er Mensch und Christ wird, gerade die Einsicht sich Bahn brechen von der tiefen Freiheit des Mannes als Mann und des Weibes als Weib, indem sich hier die Willigkeit und dort der Wille zu etwas aufraffen kann, das ihnen nicht mehr gestattet, ihre Befriedigung in der allzu endlichen körperlichen Hingabe zu suchen.

Was ich aber nicht begreifen kann, ist, daß Thurneysen auf die Schriften über Dostojewski von Stefan Zweig und Hermann Hesse so lobend hinweist, wiewohl sie beide mit dem, was auch er als das Wesentlichste an Dostojewski erkannt hat, nichts zu tun haben, nämlich: „mit der Erkenntnis der Bibel“.

* * *

Ich will Stefan Zweig nicht Unrecht tun; seine Vorzüge mögen in seiner Diktion liegen, und die mag für weltlich zugespitzte Ohren glänzend sein. Aber es ist nicht alles Gold, was glänzt, und mein widerweltliches Gehör kann sich mit derartigem nicht befreunden, wenn es gilt, das Wesentliche eines Menschen und Schriftstellers vom Range Dostojewskis aufzuspüren. Denn ich höre aus der Diktion die wesentliche Beschaffenheit ihres Eigners heraus und erhöhe in diesem Fall, daß der Artist, der Zweig ist, mit seiner Darbietung dem Menschen Dostojewski nicht gerecht wird. Seine Schreibweise macht manchmal obenhin

an Nietzsche denken, ja auch an Hölderlin, wenn der Rhythmus so ohrenfällig wird, wie in dem folgenden schönen, aber nicht sehr selbständigen Satz: „beruhigter Aufblick aus dieser Landschaft zu ihrem Himmel spürt erst die unendliche Tröstung dieser unendlichen irdischen Trauer und ahnt im Grauen die Größe, im Dunkel den Gott“. Man sieht, daß es Zweig an grenzenlosen Worten nicht fehlt, doch sie vermögen nicht die Grenzen zu verwischen, die ihn als Menschen einschließen und ihm verwehren, in das Wesentlichste des Menschen Dostojewski einzudringen. Die hohe intellektuelle Hitze, die er in seinen Ergüssen aufbringt, vermag die natürliche Wärme nicht zu ersetzen, die in einem nötig ist, um zu erfüllen, was Dostojewski schließlich mit seinem Werk, das seine Tat ist, will. Es nützt kein Versuch, „von seiner unendlichen Weite in seine unendliche Tiefe“ zu dringen, wenn man vorher nicht in sich selber so weit eingedrungen ist, daß man die Grenzen, die einem diese Welt entgegensetzt, von sich entfernt hat. Dann aber hätte Zweig, der an Dostojewski schon erkennt: „als Mensch, als Dichter, als Russe, als Politiker, als Prophet: überall strahlt sein Wesen vom ewigen Sinn“, sich wohl gestehen müssen, daß es zutrëffender wäre zu sagen: als Dichter, als Russe, als Politiker, als Prophet: überall offenbart sich sein Menschentum, das mit dem Ewigen in Berührung ist. Und anstatt im Hinblick auf Dostojewski zu sagen: „Wer viel von sich selbst weiß, weiß auch viel von ihm, der oder keiner das letzte Maß aller Menschlichkeit gewesen“, hätte er besser getan zu sagen: Wer wenig von sich selbst weiß, weiß schon viel von ihm, der die Unerforschlichkeit, das letzte Maß aller Menschlichkeit, zum Maß für die Wertung des Menschen genommen hat.

Wohl vieles, was Zweig über Dostojewski äußert, verdient die Bemerkung: Mit Übertreibungen kommt man

weder zur Wahrheit noch zur Klarheit. So sagt er: „Fedor Michailowitsch Dostojewski wird im Armenhaus geboren. Mit der ersten Stunde ist ihm so schon die Stelle seiner Existenz angewiesen, irgendwo im Abseits, im Verachteten, nahe dem Bodensatz des Lebens und doch mitten im menschlichen Schicksal, nachbarlich von Leiden, Schmerz und Tod. Niemals bis zum letzten Tage... ist er dieser Umgürtung entronnen, alle die sechsundfünfzig schweren Jahre seines Lebens bleibt er in Elend, Armut, Krankheit und Entbehrung im Armenhaus des Lebens.“ Der Russe Strachoff, der Dostojewski nahestand, weiß wohl auch von sehr schweren Jahren, die Dostojewski durchmachen mußte, aber das letzte Jahrzehnt seines Lebens, berichtet er, brachte ihm doch eine „Besserung der Verhältnisse, die ihm eine gesündere Lebensweise und Freiheit in der Wahl seines Aufenthaltsortes gestattete... Im Frühling des Jahres 1876 kauften sich Dostojewski und seine Frau in Staraja Russa, wo sie seit einigen Jahren den Sommer verbracht hatten, ein Haus mit einem großen alten Garten... So sehen wir denn, daß das Leben Fjodor Michailowitschs zu guter letzt in vollkommen geregelten Verhältnissen verlief und aus einem mehr oder weniger unsteten ein seßhaftes wurde“. Es mag sein, daß Dostojewski, um sich seinen Gläubigern zu entziehen, ins Ausland ging und sich dort, bei seiner Liebe zu Rußland, wie in Verbannung fühlte. Undenkbar aber ist, daß ihm das Leben im Ausland: in Deutschland, Frankreich, am Genfer See und in Italien nichts als ein Leiden war, da doch seine junge Frau, eine Russin, stets fürsorglich um ihn war und willig alles mit ihm teilte. Zweig sagt aber: „Wie ein Verbrecher flüchtet er vor seinen Gläubigern eines Nachts hinaus in die Welt. Nun beginnt jene jahrelange ziellose Wanderung durch das europäische Exil, jene grauenhafte Abschnürung von Rußland, dem Blutquell seines Lebens, die ärger seine Seele

beengte als die Pfähle der Katorga War Sibirien das Purgatorium, der Vorhof seines Leidens, so ist Frankreich, Deutschland, Italien sicherlich seine Hölle.“

Mit Pathos geht es so weiter, und der Aussage: „Voll stärkster Begeisterung zur Menschheit ist er doch bis ins Krankhafte menschenscheu und verschlossen, Glut und Eis zugleich, ein Fanatiker gefährlichster Einsamkeit“ liegt wohl nur die Einsicht zu Grunde, daß Dostojewski, der glühend fühlende Mensch, in den Menschen dieser Welt, die in die „Kultur des Westens“ aufgingen, nichts fand, das ihn anzog, und um sie von sich abzuhalten, genötigt war, sich ganz in sich selbst zurückzuziehen und der frostigen Atmosphäre jener Umgebung mit frostiger Starrheit zu begegnen. Und wenn Zweig sagt: „die Nächte hindurch arbeitet er und schreibt, während seine Frau nebenan in den Wehen stöhnt, während die Epilepsie schon die Krallen spannt, ihm das Leben aus der Kehle zu pressen, während die Hausfrau mit der Polizei um ihre Miete droht und die Hebamme um ihre Bezahlung keift — schreibt er ‚Raskolnikoff‘, den ‚Idioten‘, die ‚Dämonen‘, den ‚Spieler‘,“ so ist, um die Aussage zu mildern, zu bemerken, daß das Schaffen dieser gewiß „monumentalen Werke des neunzehnten Jahrhunderts“ doch immerhin eine ungleich längere Zeitdauer erforderte, als Geburtswehen und epileptische Anfälle haben. Der weltliche Intellekt des Artisten Zweig vermeidet in seiner Aussage geradezu ängstlich alles, was auf das Wesentlichste an Dostojewski, auf seine wahre Religiosität, aufmerksam machen könnte; so ist ihm „das Leben Dostojewskis moralisch eine Errungenschaft ohnegleichen, weil Triumph des Menschen über sein Schicksal, eine Umwertung der äußeren Existenz durch die innere Magie“.

Aber lassen wir uns nichts vormachen von glänzenden Worten, die keine goldenen sind! Was Zweig von Dosto-

jewski sagt, ist oft genug ganz unzutreffend; so auch das folgende: „Richtig leben heißt für ihn: stark leben und alles leben, beides zugleich, das Gute und das Schlechte, und beides in seinen stärksten berauschendsten Formen.“ Oder gar: „Fünfundzwanzig Jahre ist Dostojewski alt, aber er hat die Qual von Jahrtausenden erlebt.“ Gesagt ist auch, daß Dostojewski „sich nicht verändern, nicht verbessern“ will, „nur immer eines: sich verstärken“. Sich innerlich verstärken, wie es Dostojewski erstrebt, heißt aber sicherlich nicht das Schlechte gleich leben wie das Gute, weil das Schlechte leben den Menschen innerlich schwächt. Und wenn Dostojewski bekennt: „Überall und in allem mein ganzes Leben lang habe ich die Grenze überschritten“, so weist das nichts Erschreckendes, ja nichts Unzulässiges auf, da es ja des Menschen Aufgabe ist, die Grenze zu überschreiten, die ihm diese Welt gestellt hat.

So erscheint es auch als ein durchaus Notwendiges, daß die Menschen Dostojewskis „nicht friedlich eingeordnet sind in unsere Welt“ (das heißt also: in diese Welt), insofern sie alle mit der Menschwerdung zu tun haben, der diese Welt entgegen ist. Der bloße Artist hat wohl zu wenig Auge und Ohr, so raffiniert er auch zu sehen und zu hören scheint, für den Hauptvorgang im Menschen als Menschen, der diesen mit der Herrschaft des Bedingten in Widerspruch geraten lassen muß. So sagt Zweig: „Die Helden Dostojewskis suchen aber und finden überhaupt kein Verhältnis zum wirklichen Leben: das ist ihre Sonderheit. Sie wollen gar nicht in die Realität hinein, sondern von allem Anfang an über sie hinaus, ins Unendliche. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt und der russische Mensch geht auf das Ganze.“ Hier übersieht Zweig völlig, daß die Sonderheit, die diese Menschen kein Verhältnis zu dieser Welt des Scheins, die nie das wahre wirkliche Leben ist, suchen und finden läßt, gerade dafür zeugt, daß sie dieses

wahre Leben suchen und in eine Realität, die wahrhaft Realität ist (nämlich jene, die auch dem Ganzen entspricht und die ein Teil, ein Bedingtes nie sein kann), hinein wollen. „Ihr Reich ist nicht von dieser Welt“, das sagt auch über sie wahr und klar genug aus; aber den naheliegenden Schluß zu ziehen, daß sie mit der Mensch- und Christwerdung zu tun haben und zu tun haben wollen, das geht wohl wider das gute Verhältnis Zweigs zu dieser Welt und ihren Machenschaften, und so korrigiert er sich gleich wieder: „Ich sagte früher: sie wollen nichts von dieser Welt. Schlecht gesagt. Sie wollen nichts einzelnes davon, sondern alles; ihr ganzes Gefühl, ihre ganze Tiefe: das Leben.“ Nun, das ist wohl Absicht, daß er diese Welt für das Ganze, für das Leben ausgibt. Denn soviel muß auch für einen Weltmenschen und Artisten wahrnehmbar sein, daß diese Welt nicht das Ganze, nicht das Leben ist, und daß in Bezug auf die Menschen Dostojewskis so etwas nicht gesagt werden darf, da doch überall in Dostojewskis Romanen deutlich genug hervortritt, daß er entschieden mehr zu Christus als zu dieser Welt steht, Christus aber mit seiner Aussage zu dieser Welt in bewußtestem Gegensatz war und ist und sein wird. Der Ausweg, auf den nun ein Artist verfällt, der Dostojewski überlaut rühmt, wiewohl er ihm im Wesentlichsten völlig fremd bleibt, ist der, daß er im weiteren von Dostojewskis Menschen als von russischen Menschen und von einem neuen russischen Christus spricht. So sagt er: „Wir Europäer wohnen in unserer alten Tradition wie in einem warmen Haus. Der Russe des neunzehnten Jahrhunderts, der Dostojewski-Zeit, hat hinter sich die Holzhütte der barbarischen Vorzeit verbrannt, aber sein neues Haus noch nicht gebaut. Entwurzelte, Richtungslose sind sie alle“, und er rechnet es ihnen als Mangel an, „daß sie nicht wissen, wer sie sind“. Dagegen wäre nur zu sagen,

daß in Rußland doch noch mehr Menschen und Christen zu finden sein dürften als bei uns, wo die „Kultur des Westens“ dominierend ist, eben weil dort der Mensch im allgemeinen noch nicht so verweltlicht ist, das heißt, daß unter den Menschen dort das Streben nach Menschwerdung mehr wach sein dürfte als bei uns; jenes Streben eben, das mit sich bringen muß, daß der Mensch der Unerforschlichkeit als seines Lebenselementes sich bewußt wird und somit nicht weiß, wer er ist — aber doch zugleich erkennt, daß sein größter Widersacher diese Welt ist. Mag sie, die aus dem Artisten Zweig redet, der oft nur redet, um zu reden, am „russischen“ Menschen auch noch wahrnehmen: „Nirgends Kirchtürme der Gewißheit, Brücken der Zuversicht: alles heilige Urwelt“; den Menschen Dostojewskis verbleibt mit der Gewißheit ihrer Unerforschlichkeit — auch wenn sie in die heilige Urwelt nicht hineinkommen, sondern sie nur schauen dürfen wie Moses das gelobte Land — doch immer noch jene gewisse Zuversicht, die ihnen eine Brücke schlägt, lang und gesichert genug, um sie schwindelfrei über alle Kirchtürme der Gewißheit, die ja alle Bauten dieser Welt sind, hinweg ins gewissere Ungewisse zu tragen. Diese Zuversicht aber gibt Dostojewski, dem Schöpfer dieser Menschen, die er alle in sich erlebt hat, der Glaube an Gott und der Glaube an Christus als den Mittler zwischen Gott und Mensch, an Christus, der mit seinem Leben und seinen Weisungen den Willen Gottes den Menschen vollendet vermittelt hat. „Das Chaos des Anfangs“ ist für niemanden erreichbar, also auch für die Menschen Dostojewskis nicht, weil der Anfang, der durch alle Zeiten für den Menschen gilt, der Anfang ist, der das Wort war, das bei Gott war und durch das alles gemacht ist. Wenn die Menschen Dostojewskis zu irgend etwas hin wollen, so ist es zu dem Aufdämmern dieses Anfangs, also ein Zurück

zum Ursprung, fort von dieser Welt des Scheins, um zum wahren Sein zu kommen, das der Erde wieder das Licht gibt, das ihr mit Vollendung der Schöpfung gegeben war und das nicht von dieser Welt ist. So sind diese Menschen aber nicht „Verkünder eines neuen Christus“ und auch nicht „Märtyrer und Verkünder eines dritten Reiches“; wohl aber ist von ihnen zu sagen, daß sie nach dem Reich streben, das nicht von dieser Welt ist, dessen Verkündigung aber schon mit dem Neuen Testament eingesetzt hat, also nahezu 2000 Jahre alt und somit nicht neu ist, wie auch, daß sie, da sie immerwährend irgendwie von dieser Welt umringt sind, mit ihr in Kollision geraten müssen, mit ihr und — insoweit diese Welt in sie eingedrungen ist — auch mit sich selbst; weshalb ihr Leben und ihr Streben natürlich leidvoll sein muß. Das Gerede vom „neuen Christus“ scheint aber von der Voraussetzung auszugehen, daß der alte, der wahre Christus bei uns, in unser Leben und Streben längst Eingang gefunden habe, wohl weil wir in unserer alten Tradition wie in einem „warmen Haus“ wohnen, und der Russe „sein neues Haus noch nicht gebaut“ hat. Das Merkwürdige, das seltsam Verfängliche, ist dabei nur, daß wir trotz Tradition und warmem Haus den Weltkrieg bei uns aufkommen ließen, und daß diese Welt, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, gerade bei uns zur größten Anerkennung und Entfaltung gekommen ist; daß wir also, wenn wir schon Christus haben, doch nicht den w a h r e n haben können. Anstatt von den Menschen Dostojewskis als von „Verkündern des neuen Christus“ zu fabulieren, sollte und könnte im Ernst von ihnen gesagt werden, daß sie den wahren Christus, der uns verloren gegangen ist, neu verkünden. Doch die Lust zu fabulieren läßt den Artisten noch sagen: „Seine Helden sind Wegebahner einer neuen Welt: Der Roman Dostojewskis ist der Mythos des neuen Menschen und seiner

Geburt aus der russischen Seele.“ Daß ihr Wegebahnen zunächst ein Sichloslösen von dieser Welt ist, eine Abkehr von ihrer Herrschaft, wie es eben der erste Schritt zur Menschwerdung erfordert, will Zweig nicht wahrhaben; so erkennt er auch nicht, wieviel absolutes Wirklichkeitsgefühl in diesen Menschen wach sein muß, wenn sie einander in dieser Welt erst im Leiden gewahr werden, und sagt: „Es ist ihr stärkster Existenzbeweis: statt des cogito, ergo sum, ‚ich denke, also bin ich‘, setzen sie das: ‚ich leide, also bin ich‘. Und dieses ‚Ich bin‘ ist bei Dostojewski und allen seinen Menschen der höchste Triumph des Lebens. Der Superlativ des Weltgefühls.“

Dostojewski gegenüber, der sich entschieden zu Christus bekannt hat, muß aber Geltung haben, daß der Mensch erst ist, wenn er sich angeschlossen fühlt an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz, also als das Absolute. Dann aber wäre wohl herauszufinden, daß Leiden in dieser Welt zurückzuführen ist auf Leiden an dieser Welt als an der Herrschaft eines Bedingten, und daß dieses Leiden Eingang ist zum Aufnehmen des wahren Sein, das höchstes Realitätsgefühl auslösen muß. Mit „Weltgefühl“ ist Dostojewski gegenüber nichts gesagt, und der höchste Triumph des Lebens ist kein „Superlativ des Weltgefühls“, sondern die innere Wahrnehmung bis zur Gefühlsgewißheit, daß man ist, ob diese Welt will oder nicht will.

Zuweilen glücken dem Artisten die Aussagen auch dem Inhalt nach, so wenn er von Dostojewskis Menschen sagt: „Alle leben sie Varianten eines einzigen Erlebnisses: der Menschwerdung.“ Dem aber geht der Satz voran: „Das Mysterium der Selbstgeburt: so nenne ich in der Kosmogonie, in der Weltschöpfung Dostojewskis, die Erschaffung des Neuen Menschen“, der wiederum eine weltlich vage Deutung dem Ereignis der Menschwerdung andichtet, die

mit der Erschaffung eines neuen Menschen doch nur insofern zu tun hat, als sie die Erschließung des Menschen erfordert, seine Rückkehr zum Ursprung, da er noch war, wie ihn Gott gewollt hat. So ist Menschwerdung immer eine geistige Wiedergeburt; sie als „Selbstgeburt“ anzusehen und mit Kosmogonie in Verbindung zu bringen, ist insofern verfehlt, als sie mit dieser wirklich nichts zu tun hat und durch eigenmächtige Führung im Verhalten auch nicht herbeigeführt werden kann.

Welch ungereimte Denkart aber ist es, zu sagen: „Obwohl Dostojewski den Menschen tiefer kennt als irgend einer vor ihm, so ist ihm doch Shakespeare überlegen als Kenner der Menschheit.“ Denn wer den Menschen tiefer, also auch besser kennt, ist auch der bessere Kenner der Menschheit, selbst wenn er diese als Widerpart zum vollendeten Menschen ansehen muß. Der Wert der Menschheit bleibt immer, daß jeder aus ihr Mensch werden kann. Was die Menschheit ihrem Tun nach ist, ist leicht erkennbar, aber schwer zu erkennen ist, was der Mensch sein soll. Artistische Denkweise aber erkennt noch: „Shakespeare hat die Welt im Fleisch erkannt, Dostojewski im Geist. Seine Welt ist vielleicht die vollkommenste Halluzination der Welt, ein tiefer und prophetischer Traum von der Seele, ein Traum, der die Wirklichkeit noch überflügelt. Überrealismus, der über sich selbst hinaus ins Phantastische reicht. Der Überrealist Dostojewski, der Überschreiter aller Grenzen, er hat die Wirklichkeit nicht geschildert: er hat sie über sich selbst hinaus gestelgert.“ Hier hat die Phantasie eines Artisten die Wirklichkeit wirklich weit überflügelt. Denn wie es keine Überwirklichkeit gibt, so gibt es auch keinen Überrealisten, und wir müssen uns damit abfinden, in Dostojewski zu sehen, was er selbst von sich behauptet hat: „Ich bin Realist im höhern Sinn.“ Das heißt: nicht im Sinne dieser Welt des

Scheins, die das Wahrnehmbare in seiner Bedingtheit für das Reale nimmt; wohingegen festzuhalten ist, daß, was wirklich ist, auch unbedingt wirklich sein muß. Damit begeben wir uns aber in die geistige und religiöse Sphäre, in die eben auch die Menschen Dostojewskis hineinreichen, und die mit sich bringt, daß sie alle mit dem Unendlichen zu tun haben. Als „Überschreiter aller Grenzen“ kann demnach Dostojewski auch nur dieser Welt gegenüber gelten, in Wirklichkeit überschreitet er keine Grenzen, weil der Mensch, dessen Lebelement die Unerforschlichkeit ist, in sich keine Grenzen vorfindet. Dostojewski ist also Realist im wahrsten Sinn des Wortes.

Mit dem Folgenden versuche ich den Begriff Realist zu verdeutlichen. Nehmen wir an, ein Mensch, der nur von einem ganz begrenzten Gebiet, in dem er sich beständig aufgehalten hat, die Wohnungs- und Lebensmittelpreise kennt, kommt in ein ihm fremdes Land, in dem alles eine andere, weit höhere Preislage hat, und nimmt dort ohne weitere Erkundigung Pension. Am Zahltag bereitet er für sich die Rechnung vor, wobei er mit den Preisen der Gasthöfe von daheim rechnet. Ist der Realist? Nein, denn es wird sich herausstellen, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat.

Nun sind wir alle in ein Dasein gesetzt, das mit seinem Woher und Wohin in das Unendliche und damit in das Nichtwahrnehmbare und völlig Unbekannte hineinreicht, und was wir kennen, ist nur das begrenzte Gebiet, in dem unsere Wahrnehmung zu Hause ist. Wenn wir nun für unser Dasein nur mit diesem Wahrnehmbaren rechnen, geschieht uns so, daß wir die Rechnung ohne den Wirt machen; wir sind also nicht Realisten. Gott, der Schöpfer des Daseins der ganzen Schöpfung ist aber auch der Wirt des Daseins, und mit Ihm als dem Unbedingten und Absoluten muß die Rechnung machen, wer Realist sein will.

Also: Realist ist, wer mit dem Absoluten rechnet. Dostojewski ist Realist, er rechnet überall mit dem Absoluten; so ist er aber auch jener verfänglichsten Halluzination unzugänglich, die diese Welt für das Absolute ansieht.

Wem das Wesen des wahren Realismus nicht ganz fremd ist, der müßte es als selbstverständlich und nicht als „abweichend von allem Bisherigen“ empfinden, daß sich in den Büchern Dostojewskis „jenes sanfte rhythmische, einwiegende Gefühl der Behaglichkeit“ nie einstellt. Denn das Sich-Ergehen in der Wirklichkeit, die von dieser Welt des Scheins besetzt ist, läßt Behaglichkeit nicht aufkommen. So könnte man vielleicht sagen, alle Romane Dostojewskis sind geschrieben um einer Säuberung willen: der Säuberung der Wirklichkeit von dieser Welt des Scheins. Wie Stefan Zweig es sieht, ist aber „das Gefühl“ — nämlich „die Seligkeit des tötlichen Niedersturzes vorempfindend zu genießen“ — „in dem man mit dem ganzen Leben auch noch den Tod empfindet, immer auch die unsichtbare Spitze der großen epischen Pyramiden Dostojewskis“, dessen Romane, meint er, „vielleicht nur geschrieben sind um dieser Augenblicke der weißglühenden Empfindung willen“. Und was Dostojewski gestaltet hat „ist längst nicht mehr ein Kunstwerk im irdischen engen Sinne, sondern das Evangelium des dritten Reiches, irgend ein Mythos der neuen russischen Welt... Kunst war dem ewig Ungenügsamen nur im Anfang, und sein Ende war im Endlosen“. Als ob nicht jede wahre realistische Gestaltung im Endlosen enden, das heißt: das Nichtendende auslösen müßte! Und wenn vom Werke Dostojewskis als von einem Evangelium gesprochen werden kann, so ist es das Evangelium vom Reiche, das nicht von dieser Welt ist, und somit auch nicht irgend ein Mythos der neuen russischen Welt, sondern ein Wegwei-

ser zur großen Wirklichkeit, mit der zu rechnen für die Menschen Wiens ebenso notwendig ist wie für die Menschen des alten und des neuen Rußland. Mit der aber der Artist Zweig, der sich wie ein Zweig am Baume dieser Welt ausnimmt, nicht rechnen will. So sieht er sich zwar irgendwie gezwungen, Dostojewskis Größe anzuerkennen, und ist darum bestrebt, ihn und sein Werk mit Worten von geradezu mystischen Dimensionen zu erschöpfen, aber er gewahrt nicht, wie sehr er sich selbst dabei erschöpft und daß es gar nichts nützt, in Dostojewski den „Überschreiter aller Grenzen“ zu sehen, wenn man selber nicht einmal die Grenze, die diese Welt um einen gezogen hat, zu überschreiten imstande ist.

Dostojewskis Wort, daß ihm als Menschen „das Unermessliche und Unendliche so notwendig war wie die Erde selbst“, das für jeden Menschen gelten muß und nichts anderes aussagt als der Taoteking, der das Unerforschliche als das gleich notwendige Lebenselement für den Menschen erkennt wie das Wasser für den Fisch, macht aber Dostojewski in den Augen Zweigs schon zum Überschreiter der Grenzen. Ich schließe daraus, daß Zweig noch nicht in sich wach hat, was im Sinne Dostojewskis erst zum Menschen macht. Es ist auch wirklich zu platt, wenn der Artist ergründet, daß Dostojewski „seine Nation für die Welt entdeckt hat“, daß „Dostojewski der Psychologe der Psychologen“ ist, daß „ihn die Tiefe des menschlichen Herzens magisch anzieht“, daß „das Unbewußte, das Unterbewußte, das Unergründliche seine wahre Welt ist“, ja daß „Dostojewski tiefer in die Unterwelt des Unbewußten gedrungen ist als die Ärzte, die Juristen, die Kriminalisten und Psychopathen“. Welch eine Konkurrenz! Nein, Zweig hat Dostojewski im Wesentlichen nicht erkannt. Lassen wir darum, wo von diesem Wesentlichen die Rede ist, das Unbewußte und Unterbewußte als un-

wesentlich aus dem Spiel. Von diesem als dem Wesentlichen reden, kennzeichnet den weltlichen Wissener, von dem Dostojewski nichts wissen wollte. Halten wir uns an den Satz Goethes, den Zweig zitiert: „Daß Du nicht enden kannst, das macht Dich groß.“ Es will besagen: Daß Du nicht enden kannst, macht Dich zum Menschen; und das erfordert Bewußtheit. Denn so ist der Mensch erst Mensch und als solcher auch groß. Damit, daß Zweig in großen Worten von der Größe Dostojewskis spricht, hat er noch nicht zu zeigen vermocht, daß er dessen Größe erkannt hat. Aber was seine Darstellung erkennen läßt, ist, daß ihm entschieden fehlt, was an Dostojewski das Wesentlichste ist. Ja, wenn man alles glauben müßte, was Zweig über Dostojewski aussagt, wäre dieser gewiß nicht groß. So behauptet der Artist Zweig, daß auch Dostojewski „innerlich der bewußte Artist“ ist, der „fanatisch die Goldschmiedearbeit, den Filigran der Vollendung“ liebt. „Noch unter der Peitsche der Not feilt und bosselt er stundenlang an einzelnen Seiten.“ Selbst wenn Wahres daran sein mag, hat Dostojewski, der vielleicht manchmal zum Vielschreiben genötigt war, da er „pro Druckbogen“ so und so viel erhielt, sicherlich nur darum „gefeilt und gebosselt“, um in der Darstellung seiner Menschen klar genug zum Ausdruck zu bringen, was an ihm selbst das Wesentliche war; nicht aber um Sätze zu gestalten wie etwa den folgenden, in dem Zweigs blühende Phantasie Dostojewskis Zustand nach einem epileptischen Anfall zu kennzeichnen versucht: „Ein grauenhafter Zusammenbruch klirrt die kristallinen Sekunden in reißende Scherben, mit zerbrochenen Gliedern und stumpfen Sinnen stürzt er, ein anderer Ikarus, in die irdische Nacht zurück.“

Der Russe Strachoff berichtet über dieselbe Sache: „Als Folge der Krämpfe stellten sich bei Dostojewski nach

einem Anfälle Schmerzen in den Muskeln ein, abgesehen von den Schmerzen der Verletzungen, die er sich manchmal beim Fall zuzog... Doch das Schlimmste war, daß der Kranke die Besinnung verlor und für zwei bis drei Tage sich wie zerschlagen fühlte.“ Doch hören wir auch von Strachoff, Dostojewski habe sich mehrmals geäußert. „daß er vor dem Anfall Augenblicke der größten Verzückung und Begeisterung erlebe“.

Was ich aber hier hervorzuheben habe, ist meine Überzeugung, daß selbst die gefeilteste und gebosselteste Diktion Dostojewskis — falls er an einer Person seiner Romane denselben Zustand zu schildern gehabt hätte (und er hat ihn, wie ich mich nachträglich überzeugen konnte, im ‚Idiot‘ geschildert) — ungleich mehr von der Sprache Strachoffs als von der des Stephan Zweig an sich haben müßte.

Zum Wesentlichsten an Dostojewski, dem Menschen, gehört seine Gläubigkeit. Er glaubt an Gott und glaubt an das Neue Testament. Ohne diesen seinen Glauben ist seine Darstellung der Menschen, die er uns in seinen Romanen vor Augen führt, undenkbar. Der wache Glaube an das Neue Testament aber löst ein Nichtglauben an diese Welt aus, das heißt: ein Nicht-daran-glaubenkönnen, daß es dem Menschen zum Heile gereicht, wenn in ihm diese Welt mit ihren Errungenschaften das Führende wird. So meldet sich der Widerweltsinn, der bei Dostojewski in der Anfeindung der sogenannten ‚Kultur des Westens‘ als der Frucht dieser Errungenschaften, mit denen es diese Welt so herrlich weit gebracht zu haben vermeint, zum Ausdruck gelangt.

Hat man aber einmal erkannt, daß bei Dostojewski der Glaube gleichsam das geistige Rückgrat seines Schaffens ist, sollte man auch mit einer Geisteshaltung, die die Freundschaft zu dieser Welt nicht verleugnen kann, nicht

mehr an ihn herantreten, um sein menschliches und geistiges Konterfei für die Nachwelt festzuhalten; denn die Darstellung wird verfehlt sein. Das hat Zweig gezeigt. Ihr Verfehltes und Versagendes wird man auch dort am meisten gewahr, wo er vom Gottesglauben Dostojewskis spricht. Was Dostojewski in einem Roman bemerkt: „Gott hat mich mein ganzes Leben lang gequält“, diese Bemerkung, die geradezu dafür zeugen könnte, daß Dostojewski immer mit Gott zu tun und somit seinen Glauben wach hatte, nimmt Zweig für einen Beweis von Dostojewskis Zweifel an Gott. „Dostojewskis Gott“ ist nach ihm „das Prinzip aller Unruhe, weil er Urvater aller Kontraste, zugleich das Ja und das Nein ist . . . Er ist, wie seine Menschen, wie der Mensch, der ihn schuf, ein ungenügsamer Gott.“ Und von der Gläubigkeit Dostojewskis weiß er zu sagen: „Das Gehirn verbrennen im Gefühl, hinströmen in die Gottesruhe, tierhaft dumpf, das ist sein Traum“ . . . Und dann wieder: „Während er schon ganz aufgelöst scheint, ganz überirdische Trunkenheit, bleibt jener grausame Geist der Analyse mißtrauisch auf der Lauer und mißt das Meer aus, in das er versinken will.“ Weiters: „Er ist der Gläubigste aller und der äußerste Atheist in einer Seele, er hat in seinem Menschen die polarsten Möglichkeiten beider Formen gleich überzeugend dargestellt (. . ohne sich selbst zu entscheiden).“

Das zuletzt Gesagte ist unwahr; Dostojewski hat sich für den Glauben an Gott und an Christus entschieden, und was seine überzeugende Darstellung des „Gläubigsten aller“ wie „des äußersten Atheisten“ anlangt, so zeugt das eben für Dostojewskis entschiedenen Glauben. Wer, wie Zweig, nur erweist, daß er an sein eigenes artistisches Können glaubt, kann das freilich nicht verstehen. Ich aber behaupte, daß es unmöglich ist, den Atheismus eines Iwan darzustellen, wenn der Darsteller nicht im Glauben an

Gott fest verankert ist. Nur der wahre und feste Glaube an Gott kann sich einen Widerpart schaffen, in dem ein so grandioser Atheismus zur Darstellung gebracht ist. Aber auch der zeitweilig eintretende Zweifel am eigenen Glauben setzt voraus, daß man im Grunde gläubig ist. Für einen Artisten ist darum das Thema „Die Gottesqual“ (wie das betreffende Kapitel bei Zweig heißt), gewiß nicht glücklich gewählt. Es ist auch nicht sehr ernst zu nehmen in seinem Ergebnis, das als „das Ideal Dostojewskis“ hinstellt: „zu sein, wie er nicht ist; zu fühlen, wie er nicht fühlt; zu denken, wie er nicht denkt; zu leben, wie er nicht lebt“. Freilich fragt sich Zweig: „Aber irre ich denn nicht: ist Dostojewski nicht den Menschen der große Prediger des Glaubens? Geht nicht durch seine Werke der große orgelnde Hymnus an Gott? Bezeugen nicht alle seine politischen, seine literarischen Schriften einhellig, diktatorisch, unzweifelhaft seine Notwendigkeit, seine Existenz, dekretieren sie denn nicht die Rechtgläubigkeit, verwerfen sie nicht den Atheismus als das äußerste Verbrechen?“ Die Affektationssucht des Artisten kann es auch hier nicht unterlassen, uns ein gründliches Auf-den-Grund-sehen vorzutäuschen, und so fügt er hinzu: „Aber man verwechsle hier nicht Wille mit Wahrheit, nicht den Glauben mit dem Postulat des Glaubens. Dostojewski, der Dichter der ewigen Umkehrung, dieser fleischgewordene Kontrast, predigt den Glauben als Notwendigkeit, predigt ihn umso inbrünstiger den anderen als — er selbst nicht glaubt“.

So grünt heute die Erkenntnis an den kultiviertesten Zweigen des Baumes dieser Welt! Man entdeckt, daß ein Gläubigster unter den Menschen an seinem Glauben gezweifelt, ja, daß er selbst nicht geglaubt hat und darum nur umso inbrünstiger den anderen den Glauben gepredigt hat. Man sieht nicht oder will einfach den Vorgang nicht

so sehen, wie er ist, nämlich: daß Dostojewski, der wahrhaft Gläubige, seinen Glauben so inbrünstig predigt, weil er selbst alles aus dem Glauben geschöpft hat, aus den Stunden des Glaubens: Stärke und Zuversicht, Kraft und Sicherheit, Demut und Frieden, alles, was ihm die Stunden des Zweifels nie geben konnten. Ja, die wahre Gottesgläubigkeit muß wohl ein Mensch wie Zweig an jedem Großen in Frage ziehen, denn sie ist es, die das gründlichste Losgelöstsein von dieser Welt herbeiführt. Und so erklärt sich auch, daß die Weltklugheit sich scheut, das Verhältnis eines Dostojewski zur Kirche zu berühren, um seine Abkehr von dieser, die als ein Offizielles in dieser Welt unabweislich selber Weltbildung ist, nicht erwähnen zu müssen. Immer wieder wird ersichtlich, daß der Nichtglaubende, ja der Atheist mehr mit der Kirche zu tun und auf sie Rücksicht zu nehmen hat als der wahre Gläubige, und es ist durchaus nicht absurd, zu behaupten, daß unter den Anhängern und Apologeten der Kirche mehr Zweifler an Gott und an Christus, ja mehr nur Weltgläubige sind als solche, die restlos an Gott und an Christus glauben. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn ein Artist wie Stefan Zweig den Ausklang des Gesamtwerkes Dostojewskis als „Vita triumphatrix“ feiert und, um ja keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, welcher Triumph des Lebens da gemeint ist, seiner Feier die Worte Goethes vorsetzt: „Wie es auch war, das Leben, es ist schön“ — Worte, die, auf das Lebenswerk Dostojewskis bezogen, geradezu ungehörig platt anmuten. Denn wenn man schon bei Dostojewski von einem „amor fati“ als dem Grundzug seines Wesens spricht, muß man auch gewahr werden, daß ihm mit der Lebensliebe auch die Ablebensliebe zutiefst verliehen ist, und daß das Leben, das von ihm gemeint und geliebt ist, nicht mehr nur dieses Leben ist, sondern das Leben, das auch sein Ende, den Tod in sich

begreift, ja das sein Ende, den Tod, nicht mehr als Tod, als Ende, in sich begreift. So liebten mit dem Leben die wahren Großen, die Gerechten, immer auch ihr Ableben, das Sterben, wie ja von einigen in der Bibel auch gesagt ist, daß sie starben „alt und lebenssatt“. Und es ist nicht nur Mühsal und Leid, was sie des Lebens satt machte, sondern weit mehr noch irdischer Freuden Fülle, die ihnen im Leben anhaltend zu teil wurde. So auch dem Dulder Hiob, der ob seines Gerechtseins nach all seinem Elend noch des größten Wohlergehens sich erfreute und „Kinder und Kindeskinde sah bis ins vierte Glied“.

Dostojewski hat die Liebe zum Leben in ihren verschiedenen Arten geschildert, so auch jene, die sich krampfhaft nur an dieses Leben hält und, da sie immer einer Verschuldung entstammt, als Begleiterscheinung eines Schuld-bewußtseins anzusehen ist. Auch die Lebensliebe des konstanten Zweiflers ist eine fragwürdige; sie entspringt zu-meist dem Umstand, daß man mit sich und seinem Innern sich an nichts Festes zu halten weiß und so die Nötigung empfindet, sich schließlich nur an dieses Leben zu halten. Aber denken wir uns die Worte: „Wie es auch war, das Leben, es ist schön“, der Leidensgeschichte eines Märtyrers der ersten christlichen Zeit als Motto vorgesetzt, und wir werden sie, also gesetzt, gewiß unpassend, ja ungehörig finden. Und doch liegt Lebensliebe, amor fati, auch dem Verhalten des Märtyrers zugrunde. Aber sie ist bei ihm ausgelöst vom Glauben an Christus, wobei der Glaubensaffekt so stark sein mag, daß er dieses Leben ganz zu einem von Gott Gegebenen, mit der Bestimmung, Gott zu dienen, macht — gleich dem zu erleidenden Leid und allem, was einem solchen Leben noch bevorstehen mag; so daß eigentlich alles als ein von Gott Zugelassenes geliebt wird mit dem triumphierenden Gedanken und Gefühl, daß man, getreu dem Heros und Vorbild Christus, ein-

zig Gott nur angehört. Dies also ist's, was den Märtyrer und Liebenden zuletzt auch über dieses Leben mit seinen Qualen triumphieren läßt. Nun ist Dostojewski gewiß kein Märtyrer in diesem hohen, für Christus zeugenden Sinn, aber immerhin ist seine Lebensliebe seinem ganzen Verhalten nach so, daß sie nicht allein diesem Leben, sondern auch dem Ableben als einem von Gott Gegebenen gilt, dem man sich nicht widersetzen darf. Und so hat seine Lebensliebe doch so viel Überzeugendes an sich, daß man sie als Liebe zum Leben im Sinne eines Absoluten auffassen darf — so, wie sie jedem Menschen, der ernstlich die Menschwerdung und mit ihr das Christsein anstrebt, eignen, und zwar umso gründlicher eignen soll, je mehr einer Mensch und Christ wird; bis es ihm beschieden sein mag, mit der vollendeten Menschwerdung eine Beschaffenheit zu erlangen, die ihn — wie ihm verheißen ist — den Tod nicht mehr schmecken läßt. So weit brachte es Dostojewski nun freilich nicht. Aber er hat dem Kommen des Todes Einlaß gegeben ohne Widerstreben, erkennend, daß der Tod ihm beschieden sei wie ihm das Leben beschieden war, sodaß er in seiner Sterbensbereitschaft einigermaßen an das Verhalten der fernöstlichen „Reinen Menschen der Vorzeit“ erinnert, die den Anschluß an das waltende Gesetz und mit ihm auch das von jeher Geistige und Religiöse vollendet lebten. Berichtet uns doch Strachoff von Dostojewskis Tod: „In entscheidenden Augenblicken seines Lebens pflegte Fjodor Michailowitsch die Bibel, die er in seiner Sträflingszeit bei sich gehabt, auf Geratewohl aufzuschlagen und die ersten Zeilen der aufgeschlagenen Seite zu lesen. So tat er es auch jetzt“ (am Tage vor seinem Tod, nach einem Blutsturz, der einen raschen Kräfteverfall nach sich zog): „er schlug die Bibel auf und bat seine Frau, ihm die aufgeschlagene Stelle vorzulesen. Es war der vierzehnte Vers aus dem dritten Ka-

pitel Matthäi: „Johannes wehrete ihm und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von Dir getauft werde; und Du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Halte mich nicht auf; also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ Als er diese Worte hörte, sagte er zu seiner Frau: „Hörst Du — halte mich nicht auf — also werde ich sterben.“ Und er schloß das Buch.“ Am folgenden Tag gegen Abend verschied er.

Die erwähnten Worte Goethes mögen dort am Platze sein, wo sie Goethe hingestellt hat; sie benützen, um mit ihnen gewissermaßen das Finale des Lebenswerkes Dostojewskis zu bezeichnen, dessen Gefühls- und Mitgefühlsströmungen entschieden reißender und tiefer waren als jene Goethes, ist gründlich verfehlt. Es ist auch, wenn man jenen als Motto gesetzten Goetheschen Ausspruch berücksichtigt, völlig unzutreffend, ja unwahr, von den Menschen Dostojewskis zu sagen: „Alle, alle sind sie zur Stelle, die Märtyrer, das Leben zu lobpreisen.“ Es ist doppelt verfehlt und unwahr — immer in Berücksichtigung jenes Mottos — zu sagen: „Und aus ihren Mündern, den rauhen und verletzten, schäumt als großer Choral der Hymnus des Leidens, der Hymnus des Lebens mit der Urgewalt der Ekstase.“ Denn erstens werden die rauhen und verletzten Münder das Leben nie mit jenen Goetheschen Worten lobpreisen, und zweitens ist in den Worten: „Wie es auch war, das Leben, es ist schön“, keine Spur von der Urgewalt der Ekstase. Was aber Zweig und jeder bloße Artist von Goethes Worten über das Leben lernen könnte, ist, den Mund nicht zu voll zu nehmen, und Worte nicht mehr, als die Gefühle kundtun, sprechen zu lassen. Es spricht ja auch für die Größe Goethes, Worte, die von seiner Lebensliebe — dem Leben entsprechend, das er gelebt hat — aussagen, so bescheiden gehalten zu haben. Diese Worte zur Kennzeichnung

der Lebensliebe Dostojewskis zu verwenden, soweit sie sich in seinem Lebenswerk (das zweifellos dem innern Leben entspricht, das Dostojewski gelebt hat) ausspricht, wäre Goethe sicher nie eingefallen.

So wenig ich auch von den Romanen Dostojewskis kenne — vollständig kenne ich nur „Raskolnikow“ — es ist genug, um mir die Gewißheit gebracht zu haben, daß man, um das Wesentlichste an Dostojewski zu erkennen und in allem Wesentlichen ihm zustimmen zu können, dieser Welt Feind sein muß. So erweist sich aber auch die Grundlage seines Schaffens als religiös, ja als wahrhaft christlich. Darum auch ist es unzutreffend, in ihm bloß einen eminenten Psychologen zu sehen, der die verborgensten Vorgänge der Menschenseele aufzudecken versteht. Noch viel weniger zutreffend ist freilich, in ihm den Erlöser der Menschen „von ihrem Ich“ zu sehen und wie Stefan Zweig zu sagen: „so verwandelt der höchste Individualist die Weisheit Goethes“ — nämlich dessen Variante: ‚höchstes Glück der Erdenkinder ist die Unpersönlichkeit‘ — „in einen neuen Glauben“. Ebenso ungereimt ist es, in Dostojewski „die Vernichtung des Ichmenschen um des Allmenschen willen“ verkörpert zu sehen und zu sagen: „Er spaltet sich gleichsam in zwei Hälften: in Stolz und in Demut“, und zu fabulieren, daß er „aus dem Unglauben an Gott Gottesprediger“ wird und „aus dem Unglauben an sich der Verkünder seiner Nation und der Menschheit“. Ja, so verfangen ist der Artist Zweig, wie wohl er Jude ist, in dieser unserer christlichen Welt, daß er Dostojewskis Botschaft: „Statt der Macht wird die werktätige Liebe sein“ als völlig neu nimmt und seine eigene neueste Wahrnehmung also ausspricht: „Der neue, der russische Christus wird die Allversöhnung bringen, die Auflösung der Gegensätze.“

Es ist für mich kein Zweifel mehr: das Christliche ist durch die angeblich berufene Lehrmeisterin des Christlichen, durch die offizielle Kirche, mehr oder weniger zu einem Weltlichen geworden. Und so erscheint ein Mensch wie Dostojewski, dessen Schaffen das wahre Christliche als das Führende aufweist, als Verkünder eines neuen Christus, der natürlich ein russischer ist, weil Dostojewski Russe ist. Ja, wie sollten Weltleute es anders sehen! sie, die als Freunde dieser Welt der Kirche die Stange halten, weil ihnen die Kirche die Zuflucht der Besitzenden und Besitzgierigen ist, die Trösterin der von Schuld Nichtbedrückten und als Helferin für ihre Macht- und Ehrgewinne die beste Fürsprecherin auch für den allerzeitlichsten, den Presse- oder Tageserfolg. Darum trifft alles zumeist vorbei, was diese Weltleute sich aushecken, um Benennungen zu schaffen für einen, für den sie die richtige Benennung doch nie finden können, weil, was er schafft, wohin er zielt, was er erstrebt, nicht von der Art dieser Welt ist; von der aber sie sind, so daß ihr ganzes Forschen und Werten auch vom Standpunkt dieser Welt aus einsetzt. Und doch ist damit, daß Dostojewski sich selbst als „Realisten im höheren Sinne“ bezeichnet hat, eigentlich alles gegeben, um ihn richtig sehen und werten zu können. Vorausgehen muß freilich die Erkenntnis, daß bereits das Neue Testament, jedenfalls was Christus gelehrt und gelebt hat, so beschaffen ist, daß dort, wo es betätigt wird, „statt der Macht die werktätige Liebe sein wird“ — ja, daß dort die werktätige Liebe eben die Macht sein wird, und wo diese die Macht ist, auch „die Allversöhnung“ und „die Auflösung der Gegensätze“ erbracht sein wird. Denn wo alle Macht werktätige Liebe ist, kann das Unversöhnliche nicht aufkommen. Weil das Aufgehen in das von Gott Gewollte, wie es mit Christus, dem Mensch gewordenen Wort, vorbildlich gegeben ist, ein

Aufgehen in das Unbedingte und Absolute bedeutet, das Gegensätze, die erst durch das Aufkommen eines Bedingten möglich werden, ausschließt.

So ist immer wieder wahrzunehmen, daß wir, wenn wir es mit dem Wesentlichsten an Dostojewski zu tun haben wollen, es auch mit dem wahren Christlichen, als mit dem von jeher Geistigen und Religiösen, zu tun haben müssen; was auch wahrlich einzusehen ist, wenn wir erst einmal die Aussage Dostojewskis über sich als Realisten richtig verstanden haben. Dieses richtige Verstehen aber gibt der Glaube. Der Glaube an Gott und an Christus. Der Glaube an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und sich geltend macht als das waltende Gesetz. Der Glaube an die Wahrheit im absoluten Sinn, die mit Christus als dem Fleisch gewordenen Wort gegeben ist: der Glaube an die Herrschaft des Absoluten. Und wenn nun Realist — also Wirklichkeitsmensch im höheren Sinne — erst ist, wer mit dem Absoluten und seiner Herrschaft rechnet, so heißt das wiederum: daß man als Realist damit zu rechnen hat, daß das Wort, das im Anfang und bei Gott war, von jeher und ewig sich geltend macht als das waltende Gesetz, trotz allem eigenmächtigen Wollen und Tun dieser Welt, und daß man innerlich wahrgenommen hat, daß es so ist. Es besagt, daß man geistig und religiös sieht, daß man wesentlich als Mensch nicht anders sehen kann, daß dem Wesentlichen nach der Mensch so und nicht anders eingestellt sein muß, um Mensch sein zu können.

Demnach erlöst der Realist Dostojewski den Menschen nicht von seinem Ich, sondern er führt dieses Ich immer tiefer in es zurück, vertieft es bis ins Endlose, bis zu seiner Mündung ins Absolute, und man könnte sagen: so lehrt „der höchste Individualist“ auch das persönlichste Sein, nicht das Glück der Unpersönlichkeit; er verfolgt

das Persönliche bis zu seinem Ausgang zurück und findet da, daß es erst i s t, wenn es Anteil hat an seinem Schöpfer, von dem es ausgegangen ist — wie ja auch ein Kunstwerk nur insoweit Kunstwerk ist, als es Anteil aufweist vom Wesen seines Schöpfers. So gestaltet die Erschließung des Persönlichen das Ich so, daß ihm sozusagen das Persönliche nichts Entscheidendes mehr anhaben kann; so erscheint es dem Außenstehenden als unpersönlich. Aber errungen wird dieses Unpersönliche immer nur durch Persönlichstes. Es besagt, daß man gar nicht genug Ichmensch sein kann, um Allmensch werden zu können; deutlicher: daß man sein wahres Ich dem Weltmenschen, das heißt: dem Menschen, in dem die Beschaffenheit dieser Welt führend ist, gar nicht genug entgegensetzen kann, um M e n s c h zu werden. Einzig in diesem Sinn — also von der Vernichtung des Weltmenschen — kann bei Dostojewski die Rede sein, wenn von Vernichtung die Rede ist. Weltleute können das nicht sehen und können es darum auch nicht so meinen. Und es ist gewiß ein Weltmensch, der durch und durch Weltliches und Ungeistiges behauptet, wenn einer glauben machen will, daß ein redlicher Mensch „aus dem Unglauben an Gott Gottesprediger“ wird und „ein Verkünder aus dem Unglauben an sich“.

* * *

Der wahre Glaube des Menschen an sich selbst ist abhängig von seinem Glauben an Gott. Und dieser wiederum schließt den Glauben in sich, daß einzig Gott lenkt, soviel der Mensch auch denken mag und kann. Vom Anfang her, da Gott das Wort war, das sich geltend macht als das waltende Gesetz, erweist sich Er allein als das Unbedingte und Absolute. Also ist auch nur Seine Lenkung unbedingt, und jede eigenmächtige Lenkung seitens der Menschen Gott gegenüber entspringt einem Beding-

ten, ist also eigentlich keine eigene Lenkung, sondern ein schwankes Treiben — umso schwankender, je eigenmächtiger der Mensch lenken will. Daraus folgt, daß der Mensch umso mehr Festigkeit in sich aufbringen muß, je mehr er Gott untertan ist; und er wird Gott umso mehr untertan sein, je mehr er davon überzeugt ist, daß einzig Gott lenkt. So zeitigt und festigt im Menschen der Glaube an Gott den Glauben an sich selbst.

Diesen Glauben kennt die Welt, die „diese Welt“ ist, nicht und kann ihn nicht kennen, weil sie, die eine eigenmächtige Schöpfung der Menschen Gott gegenüber ist, Gott auch nicht untertan ist (wäre sie es, würde sie ja nicht diese Welt sein). Und sie ist Gott nicht untertan, weil sie nicht glaubt, noch glauben will, daß Gott lenkt; und das will sie nicht glauben, weil sie selbst lenken, das heißt: Gott außer Kraft setzen will, um ihre Eigenmächtigkeit zur Herrschaft zu bringen. So zwingt sich diese Welt zum Glauben an ihre Eigenmächtigkeit, die, wo immer sie hervortritt, ihre Bedingtheit verrät und so den Glauben an sie — das heißt aber: den Glauben dieser Welt an sich selbst — immer wieder als Aberglauben erweist. Was zur Folge hat, daß diese Welt genötigt ist, den unbedingten Gott und alleinigen Schöpfer durch Götzen zu ersetzen, die ihre Schöpfung sind und das Merkmal der Beschaffenheit dieser Welt untilgbar an sich tragen. Als Staat und Kirche treten diese Götzen am anspruchsvollsten in Erscheinung. Gott aber schuf den Menschen — und keinen Staat und keine Kirche — und gab ihm die Erde als Aufenthalt, die ihm das Paradies war, solange in ihm keine Eigenmächtigkeit Gott gegenüber rege war. Und er schuf den Menschen nach seinem Ebenbild, als das der Mensch seit dem Sündenfall, seit der Weltbildung, freilich nicht mehr anzusehen ist, das er aber immer wieder werden kann, wenn in ihm das Wort, das im An-

fang war, entscheidend zum Aufleben kommt. Darum ist auch Christus, als das Mensch gewordene Wort, das vollendete Ebenbild Gottes, aus dem der Geist Gottes spricht wie aus dem vollendeten Kunstwerk der Geist seines Schöpfers. Und diesem Geist, den Christus lebt, liegt der Widerweltsinn in seiner Vollendetheit zugrunde, wie er in Christi Worten sich kundgibt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und mit dem Leben, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, hat Christus vorbildlich für alle Zeit das Leben gelebt, das den Menschen den Herrschaft dieser Welt entzieht, das heißt: ihn von der Herrschaft der Bedingtheiten befreit, ihn so erlöst und Gott, dem Schöpfer, zurückgibt, indem es in ihm das Unbedingte wieder zur Herrschaft bringt.

Das Grundlegende für das Aufkommen dieser Christlichkeit ist und bleibt somit der Widerweltsinn. Das ist aber gerade innerhalb der geographischen Christenheit — zunächst also innerhalb der europäischen Zivilisation, der Dostojewski als der „Kultur des Westens“ so feindlich gegenübersteht — in Vergessenheit geraten und zwar durch die führende Schuld der Kirche, die selbst Weltbildung ist und vom Neuen Testament als dem geistigen Kapital zehrt, das freilich an sich, als Fülle dessen, was Christus, der die Wahrheit ist, gelehrt und gelebt hat, nie weniger wird noch mehr werden kann. Aber durch die Art und Weise, wie die Kirche von ihr Gebrauch gemacht hat und Gebrauch macht, indem sie als Kirche Christi und somit als Kapitalseignerin auftritt, wiewohl sie als Weltbildung nicht hat, was haben muß, wer vom Neuen Testament so Besitz zu nehmen vermag, daß es in ihm existenziell zur Geltung kommt — andernfalls hat er eben nichts von ihm — ist das Neue Testament tatsächlich immer mehr außer Kraft gesetzt worden. Und darum wird der Kirche, die als ein Offizielles in dieser Welt nicht gehabt

hat noch hat, was nötig ist, um zu besitzen, was mit jenem gegeben ist und immer gegeben wird, noch genommen werden, was sie hat und für alle Zeit zu haben vorgibt, nämlich: die Berufenheit, das Neue Testament zu verkünden. Und früge man mich: Wer nimmt ihr diese Berufenheit?, müßte ich antworten: Es wird ihr genommen werden durch ihr Verhalten; und so ließe sich sagen: Ihr Verhalten nimmt es ihr.

Ich stelle mir das so vor: daß durch das offizielle weltliche Verhalten der Kirche der Mensch, je mehr er Mensch und Christ wird, auch umso mehr gedrängt wird, den Weisungen des Neuen Testaments als der christlichen Wahrheit abseits der Kirche zu genügen. Ich betone hier nochmals, daß es der Weltkrieg der christlichen Welt ist, den ich miterlebt habe, der mich der offiziellen Kirche gegenüber ohne Scheu so aussagen läßt — mich so auszusagen nötigt, wiewohl Menschen, die als Christen zweifellos außerordentlich hervorragend waren — ich nenne nur: Kierkegaard, Tolstoi, und auch Dostojewski — schon vor dem Weltkrieg Ähnliches gesagt und auch erkannt haben, daß die offiziellste der Kirchen immer noch die von Rom ist, zu der überzutreten und sich zu bekennen eben ihre christliche Art nicht zuließ. Ich stehe also diesen Menschen und Christen auch nach in Bezug auf den Mut zur Aussage, da es für mich noch jenes ganz außerordentlich unchristlichen Ereignisses in der christlichen Welt bedurfte, um endgültig einzusehen und es aussprechen zu müssen, daß die offizielle Kirche nicht imstande ist, das Christliche, das wahre Christliche, dieser Welt entgegen zu setzen; ihr fehlt das Grundlegende hiefür, der nötige Widerweltsinn.

Die heutigen Apologeten der Kirche, Theodor Haecker nicht ausgenommen, können diese Lage der Dinge nicht ändern. Sie werden vielmehr mit ihrem Eintreten für die

Kirche der Verweltlichung des Christentums, also seinem Verfall durch die Kirche, nur Vorschub leisten. Und sie werden, wo wahre Gläubigkeit in ihnen vorhanden ist, dieser immer Zwang antun müssen, um glauben zu können, daß eine Kirche, die in dieser Welt offiziell ist, tatsächlich die Kirche Christi sei. Was ich überdies noch fest glaube, ist, daß die großen Einzelnen, die berufen sind, der Menschheit das wahre Christliche und mit ihm die Menschwerdung vor Augen zu führen, immer wieder gerade jene sind, denen ihr wacher Widerweltsinn verbietet, an eine vorhandene offizielle Kirche als an die Kirche Christi zu glauben. Ein solcher Einzelner war Dostojewski.

Sein Werk ist revolutionär der herrschenden Moral dieser Welt gegenüber, die sich die christliche nennt; ist revolutionär im wahren christlichen Sinn, der die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein läßt, das Niedrige erhöht und das weltlich Hohe, das Hochmütige, erniedrigt. Der Widerweltsinn geht in diesem Werke überall um, unterwühlt jeden weltlichen Standpunkt und deckt seine Unhaltbarkeit auf. So deutet es auf das Absolute hin, das es gleichsam ausgräbt und emporhebt, bis sich dieses vor einem ausbreitet als das Unerforschliche, das Unermeßliche, das Unendliche, in das der Mensch hineingestellt ist als in sein ursprüngliches Lebens-element. Und insoferne sind die Menschen Dostojewskis auf dem Wege der Menschwerdung, als sie sich immer von Unruhe befallen zeigen, wenn ihnen dieses Lebens-element irgendwie vorenthalten wird, sei es deshalb, daß in ihnen zeitweilig Bedingtheiten dieser Welt zur Herrschaft gekommen sind, oder daß sie, von weltlicher Eigenmächtigkeit angesteckt, in ein Tun verfallen, das Zweifel an der Herrschaft des Absoluten voraussetzt. Aber das alles ist nicht andauernd und ist nicht imstande, zutiefst

jenes flackernde Licht auszulöschen, das sich als Gewissen geltend macht; jenes Licht, das ihnen ihr Abkommen vom Wege der Menschwerdung anzeigt und sie nicht rasten noch ruhen läßt, ehe sie nicht wieder zurückgefunden haben zu ihrem besseren Selbst. So erschließt sich ihnen der Weg, auf dem sie sühnen können, was sie verbrochen haben; und mit ihm die Möglichkeit, den Anschluß an das Absolute zu gewinnen, der sie nötigt, sich zu beugen vor dem Unerforschlichen in und um sich, dessen sie sich nun auch als ihres Lebenselementes wieder bewußt werden; und so fühlen sie sich wie auferstanden zu neuem Leben — zu einem Leben, das mit dem Aufkommen der Herrschaft des Absoluten auch ein Untertansein dem Wort, das am Anfang und bei Gott war und mit Christus Mensch geworden ist, betätigt und so als das innere Leben in ihnen mehr oder weniger triumphiert. So predigt Dostojewski mit der Vorführung seiner Helden den Glauben an Gott und Christus aus eben diesem selben Glauben, zu dem er sich immer wieder durchgerungen hat inmitten der Mühseligkeiten und Gefahren des Lebens in dieser Welt, von der die Erde, die Gottes Schöpfung ist, auf so verhängnisvolle Weise besetzt gehalten wird.

* * *

Von den großen Schöpfungen Dostojewskis ist „Raskolnikoff“ eine der frühesten. Sie, die ich gründlich kenne, scheint mir über die Beschaffenheit ihres Autors genug auszusagen, um aus dem Eindruck, den sie macht, folgern zu dürfen, daß auch Dostojewskis weitere Schöpfungen, die ich nicht genug kenne, diesem Eindruck nichts Wesentliches hinzufügen können. Und was ich dem Roman entnehme, ist: daß sein Autor mit der Ordnung dieser Welt in Widerspruch steht, daß er ihr Konventionelles in Religion und Moral verurteilt, daß er in Verbrechern un-

Ausgestoßenen mehr inneres Leben, also Wertvolleres wahrnimmt als in jenen, die in dieser Welt allzu leicht zu Ehren, Amt und Reichtum kommen, daß vor allem ein reger Widerweltsinn in ihm umgeht, der sein Religiöses aus dem Neuen Testament und nicht aus einer Kirche schöpft und es so wirksam in sich aufgenommen hat, daß — wenn schon von einem Grundton, Ziel und Ausklang des Romanes die Rede sein kann — diese Dreiheit auf das wahre Christliche, wie es aus dem Evangelium hervorgeht, verweist und auf die Notwendigkeit, daß der Mensch es beherzige, soll er dem Leben in dieser Welt mit seinen Gefahren nicht völlig unterliegen. Ja, es ist geradezu erstaunlich, wie der Ausklang von Raskolnikoff an die Weisungen Christi wie auch an die des Taoteking erinnert, so daß, wenn nach dem „Epilog“ noch die Frage gestellt würde: und was ist die Moral davon? die Antwort wohl lauten müßte: Diese: daß der Mensch nur Gottesfurcht und keine Menschenfurcht kennen soll, daß dieser Welt gegenüber „Schande dasselbe wie Furcht ist und Ehre dasselbe wie Ichwahn“, daß alles Hochhinauswollen eitel und verwerflich ist und nur Geringsein zur Vollendung führt.

Natürlich gehen im Roman noch zahlreiche Nebenideen und Erörterungen um, die auf Welt und Mitmenschen ihr Licht werfen, aber wenn man sich seine Hauptpersonen, Sonja und Raskolnikoff, vor Augen führt, muß zutreffen, was ich gesagt habe. Schon einmal, irgendwo in meinen Schriften, habe ich von der Sonja Dostojewskis als von einer kleinen Heiligen gesprochen. Sie ist es auch; und angenommen, sie hätte wirklich gelebt, so wie sie Dostojewski zeichnet (der ihr ja zweifellos vom Besten seines Ich mitgegeben hat) — angenommen also, sie lebte wirklich, und es wäre eine Kirche Christi, die wirklich nur ein im Sinne Christi hervorragendes Leben als heilig gelten

ließe, so müßte auch diese Sonja als eine kleine Heilige gelten, so stark zeigt sich ihr inneres Leben dem Evangelium erschlossen. Schon ihr erster Schritt in die Verkommenheit dieser Welt ist eine völlige Aufopferung ihres äußeren Selbst. Als die einzige Tochter eines armen Beamten, der der Trunksucht verfallen ist und als Witwer wieder heiratet, bekommt sie eine Stiefmutter mit drei kleinen Kindern. Größter Mangel im Hause. Ihrer Hände Arbeit reicht nicht für das nötige Brot; manchmal wird ihr der karge Lohn noch vorenthalten. Die Stiefmutter jähzornig und schwindsüchtig. Die Not im Wachsen. Schon erkundigt sich eine Frau in schlimmer Absicht bei der Hauswirtin um die erwachsene Sonja.

Der Student Raskolnikoff trifft in einer Schenke mit Sonjas Vater zusammen, der in seiner Trunkenheit ihm folgendes erzählt: „Ich lag damals — was soll ich verbergen? — ich lag damals ganz betrunken und hörte wie meine Sonja spricht (sie ist wortkarg und ihre Stimme ist so sanft und das Gesichtchen immer blaß und mager): ‚Soll ich mich denn wirklich, Katharina Iwanowa‘, spricht sie, ‚soll ich mich denn wirklich zu so etwas hergeben?‘ ‚Nun was?‘ antwortet Katharina Iwanowa mit boshafem Hohn, ‚was hast du so sehr zu bewahren? Auch ein Kleinod!‘ Aber — mein Herr, richten Sie sie deshalb nicht! Sie hatte dieses Wort nicht bei voller Besinnung gesprochen, sondern in großer Aufregung, in krankem Zustand, beim Weinen der kleinen hungrigen Kinder ... Und da sehe ich nun, wie ungefähr um sechs Uhr Sonjetschka aufsteht, ihr Tuch nimmt, ihren Mantel anzieht und ausgeht; ungefähr um neun Uhr kam sie wieder. Sie kam, trat geradeaus auf Katharina Iwanowa zu und legte dreißig Rubelscheine vor ihr auf den Tisch hin. Sie sprach dabei kein Wort, sah nicht einmal auf, nahm nur unser großes grünes wollenes Tuch (wir besitzen ein solches gemeinschaftliches wolle-

nes Familientuch), bedeckte mit ihm das Gesicht und den Kopf und legte sich aufs Bett, mit dem Gesicht nach der Wand zu; nur die Schulter und der ganze übrige Körper zuckten von Zeit zu Zeit... Und da sah ich, junger Mann, da sah ich, wie Katharina Iwanowa ebenfalls ohne ein Wort zu sagen an Sonjetschkas Bett trat und den ganzen Abend hindurch ihr zu Füßen auf den Knien lag, ihr die Füße küßte und nicht aufstehen wollte, wie sie sich dann umarmten... beide, beide — und ich — ich lag da, ganz betrunken... Seit dieser Zeit mußte Sonja infolge von Denunzationen seitens feindseliger Personen ein gelbes Billet nehmen und durfte nicht mehr mit uns zusammen wohnen.“ —

Aber diese Sonja, die sich ehrlos macht, die das Ausgestoßensein in dieser Welt erwählt, um der kranken Stiefmutter und deren Kindern das nötige Brot zu verschaffen, das sonst nicht zu haben ist, hat damit den Weg größter Selbsterniedrigung, des gewollten Geringseins betreten, der von dieser Welt fort sie in sich hineinführt. So kommt etwas in ihr auf, das ihre Innerlichkeit stark macht. Es nötigt einen unwillkürlich, an die den Pharisäern geltende Äußerung Christi zu denken: „Wenn ihr wüßtet, was das sei: ‚Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer‘.“ Denn hier ist es, in Sonjas Tun ist es zu finden. Das Opfer an sich braucht nicht gutgeheißen zu sein, es hat nicht das Wohlgefallen; aber dieses erlangt die Barmherzigkeit, da Barmherzigkeit aus ihm spricht, sicherlich. Und darum wäre das Tun Sonjas auch christlicher zu nennen als das eines Kirchenchristen, der, um sich bei Gott Liebkind zu machen, von seinem Reichtum der Kirche opfert. Denn das Opfer, die Opfergabe an sich, hat nie das Wohlgefallen Gottes, und Barmherzigkeit ist im Tun eines solchen Opfernden nicht aufzufinden.

Auf Sonja aber liegt das Wohlgefallen wie Gnade; es erhält ihr das innere Leben trotz ihres Lebens, und was andere zugrunde richtet, hebt sie empor. Ja, es haftet ihr etwas Paradoxes an. Indem sie sündigt, entschündigt sie sich mehr als jene, die nicht so sündigen. Ihre Leiblichkeit scheint sich gleichsam abzulösen von ihrem Innern, sodaß sie jenen am entrücktesten wird, denen sie sich leiblich überläßt. Und wie beschreibt Dostojewski das Aussehen dieser Sonja! „Sie hatte ein sehr blasses, ziemlich unregelmäßiges Gesichtchen mit etwas scharfen Zügen... Man durfte sie gar nicht einmal hübsch nennen; dafür waren aber ihre blauen Augen so klar und der Gesichtsausdruck, sobald sich die Augen belebten, so gut und brav, daß es unwiderstehlich einen anzog. In ihrem Gesicht und in ihrer Figur war außerdem noch ein charakteristischer Zug: trotz ihrer achtzehn Jahre sah sie aus wie ein ganz kleines Mädchen, bedeutend jünger, als sie in Wirklichkeit war, beinahe wie ein Kind“... Und dieses Kind, diese Sonja, die ihre Weiblichkeit zu so heroischer Tat zwingt, findet die Kraft zu dem allen im Glauben an Christus, wie er aus dem Evangelium zu ihr spricht, ist es doch dieser Glaube, der ihre ganze seelische und geistige Existenz durchdringt und beherrscht.

Das geht aus der Schilderung Dostojewskis hervor in der großen Szene, die uns in Sonjas Zimmer eine Aussprache zwischen ihr und Raskolnikoff vermittelt. Es ist schon elf Uhr nachts. Das Zimmer ist groß, aber ungewöhnlich niedrig. Beinahe keine Möbel. Ein Bett, ein Tisch, zwei ausgesessene Stühle. „Ferner stand an der Wand eine Kommode aus groben Brettern. Das Elend war überall sichtbar.“ Und doch kommt Raskolnikoff zu Sonja, um irgendwie Trost bei ihr zu finden; sein Verbrechen, der Doppelmord, lastet allzuschwer auf ihm.

„Ich komme zu Ihnen zum letztenmal“, sagte Raskolnikoff finster, obwohl er heute zum erstenmal da war, und sehe Sie vielleicht nicht mehr...“

„Sie fahren weg?“

„Ich weiß nicht morgen alles!“ — — —

Im Verlauf des Gespräches zeigt er sich bemüht, Sonja zu quälen; so sagt er von ihrer kleinen Stiefschwester:

„Polenka wird es gewiß auch so gehen“.

„Nein, nein, das kann nicht sein!“ schrie Sonja laut auf, als hätte ihr jemand einen Messerstich versetzt. „Gott, Gott wird so etwas Entsetzliches nicht zulassen“.

„Und wie, wenns überhaupt keinen Gott gäbe?“ sagte Raskolnikoff mit einer gewissen boshaften Schadenfreude.

Sonjas Gesicht veränderte sich plötzlich furchtbar; die Züge verzerrten sich krampfhaft. Mit unaussprechlichem Vorwurf blickte sie ihn an, wollte etwas sagen, konnte aber kein Wort herausbringen und schluchzte nur plötzlich bitterlich und verdeckte das Gesicht mit den Händen.“ Raskolnikoff erkennt immer mehr: „Die ganze Schändlichkeit ihrer Lage hatte sie nur oberflächlich, gleichsam mechanisch gestreift; die Verderbnis war noch mit keinem einzigen Tropfen in ihr Herz gedrungen: das sah er: sie stand ja vor ihm.“ Das Gespräch geht weiter:

„Betest Du sehr viel zu Gott, Sonja?“ fragte er sie...

„Was wäre ich ohne Gott?“ flüsterte sie leise, energisch und warf ihm einen blitzenden Blick zu.

„Und wie zahlt Dir Gott dafür, was tut er für Dich?“ fragte er, weiter forschend.

„Schweigen Sie! Fragen Sie nicht! Sie sind nicht wert...“ rief sie plötzlich, ihn streng und zornig anschauend... „Alles tut er,“ flüsterte sie dann schnell und versank wieder in Grübeln. — — —

Auf der Kommode lag ein Buch. Er hatte es schon vorher beim Auf- und Abgehen bemerkt; jetzt nahm er

es in die Hand und besah es. Es war dies das Neue Testament in russischer Übersetzung. Das Buch war alt, zerlesen, in Leder gebunden.

„Woher hast Du das Buch?“ rief er ihr zu.

„Man hat es mir gebracht,“ entgegnete sie.

„Wer hat's Dir gebracht?“

„Lisaweta hat es mir gebracht; ich bat sie darum.“ — —

„Wo steht das vom Lazarus?“ fragte er plötzlich.

Sonja schaute hartnäckig zu Boden und antwortete nicht.

„Wo steht das von der Auferweckung des Lazarus?“

„Such es mir auf, Sonja! — — Such es auf und lies es mir laut vor!“ sagte er, setzte sich, stützte sich auf den Tisch, blickte düster zur Seite und schickte sich zum Zuhören an. — — —

Sonja trat zögernd an den Tisch und nahm die merkwürdige Bitte Raskolnikoffs mißtrauisch auf. — — „Lies!“ rief er plötzlich dringend und gereizt.

Sonja zögerte noch immer. Das Herz pochte ihr. Wie sollte sie ihm laut vorlesen. — —

„Was soll Ihnen das? .. Sie glauben ja doch nicht“ — — flüsterte sie mit stockender Stimme.

„Lies nur! Ich will's so“, drängte er; — „der Lisaweta hast du doch laut vorgelesen!“

Sonja öffnete das Buch und suchte die Stelle auf. Die Hände zitterten ihr, die Stimme versagte ihr. Zweimal fing sie an und konnte das erste Wort nicht herauspressen. —

Raskolnikoff verstand zum Teil, warum Sonja nicht laut ihm hatte vorlesen wollen... Er verstand es nur zu gut, wie schwer es ihr fallen mußte, jetzt ihr ganzes inneres Leben bloßzulegen, zu verraten. Er begriff, daß diese Gefühle in der Tat ihr eigentliches, schon lang im Innern verborgen gehaltenes Geheimnis ausmachten... zugleich aber begriff er jetzt, und begriff es klar, daß, wie sehr sie auch zögerte, ihm die Stelle vorzulesen, sie doch

selbst von dem Verlangen gequält wurde, die Stelle zu lesen und zwar 'gerade ,i h m', damit ,e r' sie anhörte, gerade ,j e t z t' — — das las er ihr an den Augen ab. — — Sie überwand sich, unterdrückte den Kopfschmerz, der am Ende des ersten Verses krampfhaft ihre Stimme gebrochen hatte und fuhr jetzt im Lesen des elften Kapitels des Evangeliums Johannis fort. So kam sie bis zum neunzehnten Vers:

„Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder. Als Martha nun hörte, daß Jesus kommt, geht sie ihm entgegen... Jesus spricht zu ihr: Dein Bruder soll auferstehen. Martha spricht zu ihm: ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage. Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer da lebet und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Sie spricht zu ihm...‘ (als ob es sie schmerzte, holte Sonja Atem und las dann laut und deutlich, als lege sie ein Bekenntnis ab, das alle hören sollten:) ‚Herr, ja, ich glaube, daß Du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.‘

Sie hielt einen Augenblick inne, und erhob ihre Augen zu ‚i h m', beherrschte sich aber bald wieder und las weiter. — —

Raskolnikoff drehte sich zu ihr um und sah sie erwartungsvoll an: ‚Ja, so ist's!‘, sie bebte am ganzen Leibe in wirklichem, wahren Fieber. Er hatte das erwartet. Sie näherte sich dem Worte von dem größten, unerhörten Wunder und das Gefühl des Triumphes ergriff sie. Ihre Stimme wurde klangvoll wie Metall, der Triumph und die große Freude klangen hindurch und verliehen der Stimme Kraft. Die Zellen verschwammen vor ihren Augen, denn es war dunkel, aber sie konnte das, was sie las, auswendig.

„Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: Vater ich danke dir, daß du mich erhöret hast; doch ich weiß, daß du mich allezeit hörst; um des Volkes willen, das umher steht, sagte ich es, daß sie glauben, Du habest mich gesandt. Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus“ (las sie laut und triumphierend, als sähe sie alles mit eigenen Augen an), gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweiß Tuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und laßt ihn gehen. Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubeten an ihn.“

Weiter las sie nicht und konnte auch nicht lesen: sie schloß das Buch und stand vom Stuhle auf.

„Das ist alles von der Auferweckung des Lazarus“, sagte sie leise und stand regungslos ein wenig abseits von ihm. Das fieberhafte Zittern hörte noch immer nicht auf. Der Lichtstumpf in dem schiefen Leuchter war schon am Abbrennen und beleuchtete mit mattem Schein mitten in diesem Elend den Mörder und die Buhlerin, die so sonderbar beim Lesen des heiligen Buches zusammen gekommen waren.“

Ich habe das Wesentlichste dieser großen Szene — für mich die schönste des ganzen Romans — hierher gesetzt, um ersichtlich zu machen, was ihren Autor bewegt. Denn ohne innere Bewegtheit kann man so etwas nicht schreiben. Und das, wovon der Autor bewegt ist, muß das Erkennen der Macht sein, die aus dem lebendigen Glauben an Christus hervorbricht. Und dieses Erkennen hat man nur, wenn man in sich selber die Macht des Glaubens fühlt; und fühlt man sie, dann glaubt man auch. Darum behaupte ich, daß einzig diese Szene schon den Glauben

des Autors an Gott und an Christus bekundet, weil ohne diesen Glauben sie nicht so geschrieben werden kann. Und es sind gewiß noch mehrere solche Stellen im Gesamtwerk Dostojewskis. Wie ödet darum der Ausspruch des Artisten an: „Aus dem Unglauben an Gott wird er Gottesprediger.“

Auch daß Dostojewski diese Glaubensmacht in einer Dirne vorhanden zeigt, also — äußerlich wenigstens — in einer Angehörigen jenes Standes, den diese Welt in ihrer Verächtlichkeit der allgemeinen Verachtung preisgibt, wiewohl nur sie ihn geschaffen hat, spricht für das wahrhaft christliche, für das evangelische Empfinden des großen Russen, der Christus nachzufühlen imstande ist, daß Gott gerade in das äußerlich Niederste mit Vorliebe Hohes und Höchstes verlegt. Sonja, die der Tendenz dieser Welt nicht im geringsten Einlaß gewährt, nimmt Anteil an dem Stand, der der ganzen Erbärmlichkeit dieser Welt den Zutritt zu ihr freigibt und läßt doch nur das Hohe in sich hinein. Eine solche Auswirkung des Christlichen Christi — ich sage es nochmals — vermag nur darzustellen, wer selber wahrhaftig an Gott und an Christus glaubt.

Die Aussprache mit Sonja, die Raskolnikoff eine innere Verankerung an ihr gewahr werden läßt, an der nicht zu rütteln ist, bewirkt auch in ihm, daß er den Weg zur Sühne seiner Schuld nun deutlicher vor sich sieht. So sagt er noch, bevor er geht, zu Sonja: „Sollte ich morgen kommen, so sage ich dir, wer Lisaweta ermordet hat.“

* * *

Raskolnikoff, der eigentliche Held des Romans, erscheint zunächst in seiner ganzen Verfassung Sonja völlig entgegengesetzt. Sie, die sich, um ihren Nächsten zu helfen, preisgibt und alle Erniedrigung auf sich nimmt; er, der im

Hochhinauswollen andere opfert. Sonjas ganzes Tun ten-
diert mit Notwendigkeit nach innen, so festigt sie ihr Sein
trotz äußerer Preisgegebenheit; Raskolnikoffs Hochhinaus-
wollen, das ihn auch das Ziel äußerlich hoch zu stecken
nötigt, führt zu einer Tat, die sein inneres Sein zermürbt.
In das Milieu dieser Welt gestellt sind beide. Urwelt-
landschaft umgibt sie leider nicht. Aber in Sonja hat diese
Welt nur äußerlich Geltung erlangt, in Raskolnikoff auch
innerlich; so gerät er in Kollision mit sich selbst. Und daß
er in Kollision gerät mit sich, nachdem diese Welt in ihm
zur Macht gekommen ist, zeugt für ihn als Menschen; er
ist als Mensch noch ursprünglich genug, um sich dagegen
zu sträuben, Schein für Sein zu nehmen. Und was sich in
ihm dagegen sträubt, ist das Gewissen; das hält immer
zum Sein und ist bemüht, dieses im Menschen wieder her-
zustellen und mit ihm die Zugehörigkeit zu etwas, das
war, bevor diese Welt war. Das ist's, was Raskolnikoff
und die Menschen Dostojewskis von den Menschen dieser
Welt unterscheidet: sie haben noch Gewissen, und dieses
erhält in ihnen mehr oder weniger den Hang nach ihrem
Sein wach. Für sie ist nicht das Entscheidende, was diese
Welt über sie denkt, ob und wie sie vor ihr bestehen
können, sondern ob und wie sie vor sich selber bestehen
können. Und wenn sie das nicht können, wird ihnen ihr
Leben eine Flucht vor sich selber und zu einer immer-
währenden Qual, Angst, Rat- und Rastlosigkeit, sodaß sie
sich wie zu Tode gehetzt vorkommen. Ein solcher Mensch
ist Raskolnikoff.

Sein Ursprüngliches macht sich zunächst als lebenver-
neinendes Prinzip geltend; es verneint das verschuldete
Leben, das, wenn es nur gehörig bemäntelt wird, von die-
ser Welt eben nicht verneint wird. Er ist als Student in
Petersburg, also in jener Stadt Rußlands, die dem Einfluß
dieser Welt am meisten ausgesetzt ist. So entsteht in dem

jungen Menschen auch ein falsches Bild von Napoleon, das ihn nicht mehr unterscheiden läßt, was der große Korse, dem die groben Verfehlungen der „allerchristlichsten“ Könige und das Wüten der Revolution vorhergingen, als Werkzeug der Vorsehung und was er eigenmächtig vollbracht hat. So läßt er ganz außer Acht, daß auch einem Napoleon nur jenes gelang und alles andere mißlang und daß der Lebensabend dieses Mächtigen der Welt kein beneidenswerter war. So kommt in ihm die Anschauung auf, die er willentlich nährt, daß alles erlaubt sei, daß das Recht zu Gewalttaten nur vom Mut zu Gewalttaten abhängt. „Der Mutigste ist der Stärkste“, heißt es in seinem Bekenntnis zu Sonja. Die Fähigkeiten, die Raskolnikoff sich zutraut, und seine Mittellosigkeit fördern das Aufkeimen solcher Anschauungen in ihm. So versenkt er sich in dumpfer Stube in ein Denken, das ihn immer mehr in die Irre gehen läßt, bis er sich gedrängt fühlt, an sich selber zu erfahren, ob — wie er später Sonja gesteht — er eine Laus sei „wie alle anderen“, ob er imstande sein werde, sich „über die Schranken hinwegzusetzen, oder nicht“, ob er „den Mut haben werde, die Macht an sich zu reißen“. So reift in ihm der Entschluß, eine alte Wucherin zu ermorden und zu berauben. Es kommt auch zur Tat — aber wie? Er zwingt sich förmlich dazu, entfacht in sich Affekte, von denen er sich treiben läßt, ist in höchster Aufregung und läßt in seiner Kopflosigkeit bei der Ausführung der Tat die Türe zur Wohnung seines Opfers offen. Nach vollbrachter Tat steckt er hastig, was er findet, zu sich. Da hört er Schritte im Vorzimmer, er stürzt hinaus und sieht Lisaweta. Da gilt kein Bedenken mehr: wenn er bestehen soll, muß auch sie sterben, und so erschlägt er sie mit dem Beil. Das zweite Opfer, dieses wider seinen Willen — aus indirekter Notwehr.

Das ist gleichsam nur das Vorspiel zu dem zweibändigen Roman, der den Seelenzustand des Mörders in jede mögliche Beleuchtung rückt, um ersichtlich zu machen, daß es für den Menschen, der sein Menschsein noch nicht gänzlich aus sich verloren hat, keinen Ausweg für ein begangenes Verbrechen gibt, als es zu sühnen. So zeigt eben Dostojewski auch hier, daß seine Menschen das Menschsein noch nicht aus sich verloren haben, im Gegensatz zu den Menschen dieser Welt, denen ein Verbrechen eigentlich erst als Verbrechen gilt, wenn es sich dieser Welt als solches aufdrängt und es von ihr geahndet wird. So verwerflich die Tat Raskolnikoffs ist: im Hinblick auf das Tun dieser Welt und ihrer Machthaber, die oft genug gewissenlose Emporkömmlinge sind und als solche vor keinem Verbrechen zurückschrecken, um sich in Macht zu setzen; deren Maul von großen Worten trieft, die nichts als Trug und Lüge sind; die, wenn sie morden oder zum Mord und Massenmord, dem Kriege, anregen, nur darauf sehen, daß ihr Name nicht an Glanz und Ansehen einbüße — im Hinblick also auf das Tun dieser Welt, die dem abgefeimtesten Bösewicht, dem größten Verbrecher ihre Ehrenbezeugung leistet, wenn er nur gehörig in Macht steht, ist das Verbrechen Raskolnikoffs, das ja schon in seiner Entstehung vom Beispiel dieser Welt mitverschuldet ist, nicht groß. Der zweite Mord ist ganz wider seinen Willen: eine fatale Notwendigkeit, eine nackte Existenzfrage für ihn. Mit der Beraubung der alten Wucherin aber, deren Habsucht er kennen gelernt hatte, konnte er sich — es kann wenigstens so gedacht werden — die Mittel verschaffen, um seine Studien fortzusetzen und seine verarmten Angehörigen, Mutter und Schwester, zu unterstützen. So konnte er unter Umständen noch ein Wohltäter der Menschheit werden. Nehmen wir in diesem Falle an, Raskolnikoff hätte den Satz „Der Zweck heiligt

die Mittel“, den sogar die Kirche als Weltbildung, wie-wohl sie unsere Lehrmeisterin im Christlichen sein soll, betätigte, sich als Richtschnur genommen. Was dann? Hier wird ersichtlich, wie alles grundfaul ist in dieser Welt und daß man sich sogar gegen die Lehrmeisterin des Christlichen, die offizielle Kirche, behaupten muß, wenn man das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse zur Geltung bringen, wenn man einigermaßen existenziell christlich, also religiös sein und bleiben will.

Es ist die Macht der Gewöhnung an die Moral dieser Welt, die mit sich bringt, daß man tatsächlich die großen Verbrechen ruhig, ja billigend hinnimmt im Vergleich zu den kleinen, und der Spruch, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt, ist eine große Wahrheit unter den kleinen Wahrheiten dieser Welt.

* * *

Ich verweise hier auf den Vertrag von Versailles. Er ist so, daß er immer wieder neue Übel auslösen muß. Lloyd George ist als sein Hauptmacher anzusehen, und wie schuldig er als solcher ist, bezeugt wohl die Tatsache, daß er selbst, um den Vertrag für Deutschland annehmbar zu finden, Deutschlands Alleinschuld am Kriege geltend machen mußte, wiewohl er wußte, daß es sich nicht so verhielt. Es ist — sage ich — nur die von Dostojewski mit Recht verworfene „Kultur des Westens“, die es möglich macht, daß der gewesene englische Staatsmann über seine Untat keine Gewissensbisse zeigt und sich als angesehener Politiker noch immer betätigen kann.

Ich verweise auf die Ruhraktion und auf Poincaré, ihren Unternehmer; sie hat Mordtaten und Schändungen mit sich gebracht, die das Gewissen des französischen Machthabers zweifellos belasten müßten, wenn er Mensch genug wäre, um Gewissen zu haben. Aber was tut der Politiker, der das Menschsein verlernt hat: er hetzt noch immer

mörderisch gegen Deutschland und ist einzig bestrebt, sich und die von ihm ins Werk gesetzten Gewalttaten in ein günstiges Licht zu stellen.

Ich verweise auf den Fascismus und seinen Duce; seitdem er herrschend ist, ist Italien verarmt an Rechtssinn, aber reich geworden an Gewalttaten. und daß die vielen Gewalttäter straflos blieben, hat Gewalttäter und Gewalttaten förmlich gezüchtet. So kam es zum grausigen Mord an Giacomo Matteotti, und unmöglich ist es, den Fascismus und seinen Duce als schuldlos an diesem Verbrechen hinzustellen. Gleichwohl denkt diese schuldige Machtpartei nicht an ein Abtreten von der Regierung und zeigt sich nur bedrückt aus Mangel an Macht und nicht vom Gewissen. (So erklärt sich auch, daß ein Grachenmord als solcher nicht gebrandmarkt wird und eine Gewaltregierung, die von den Römern und Preußen das Schlechte übernommen hat, in einem hin sich einsetzt für die Aufrichtung des Kreuzes in den Schulen und versöhnlich auf das „Heilige Jahr“ hinweist. Solche Regierungsfähigkeiten wären im echten Römer, im ganzen Preußen und erst recht im wahren Christen freilich nie anzutreffen gewesen.)

Ich verweise auf Ludendorff, den geschlagenen Heerführer Deutschlands, dem eine Einkehr in sich die Unzahl der Toten und Invaliden ins Gedächtnis rufen müßte, die der gewiß oft ohne Notwendigkeit betätigte Leitspruch „Nur immer feste druff“ eingebracht hat neben dem gründlichen Geschlagensein. Aber dieser Mann hält nicht Einkehr, und auch ihn drückt kein Gewissen; mit seinen Erlebnissen als Heerführer verdiente er reichlich und so kehrt er sich immer wieder nach außen, der Gewaltanwendung das Wort redend, um die verlorene Heerführerstellung tunlichst wieder zurückzuerobern.

Ich verweise endlich noch auf die Hinmordung der „44 nach vierjähriger Kriegsgefangenschaft einrückend

gemachten Heimkehrer“, ein Verbrechen, das der österreichischen Kriegsjustiz zur Last fällt. „Sie hatten“ — schreibt Karl Kraus in seinem gewaltigen Nachruf auf die österreichische Monarchie — „am Abend ihrer Ankunft eine elende Menage vorgefunden und sich aus Wut darüber einen Rausch angetrunken, der sich zu einem wüsten Exzeß, ja sogar zu Beschimpfungen der Offiziere steigerte.“ Die Justifizierung beschreibt nun der folgende Bericht: „... In zwei parallelen Reihen waren je 22 Gräber aufgeworfen, die Erschießung wurde in zwei Partien vorgenommen. Zur Durchführung dieser Exekution waren Bosniaken kommandiert, die auf zwei Schritt Entfernung zu schießen hatten. Den Bosniaken jedoch zitterten die Hände, als sie ihren Kameraden ins Gesicht schießen mußten, und sie schossen schlecht. Die erste Partie wälzte sich auf dem Boden, es war beinahe kein einziger tot. Da wurde Befehl gegeben, den Opfern die Gewehrläufe an den Kopf zu setzen. Als alle Gehirne zu Brei zerschossen waren, kam die zweite Partie daran, und die gleiche Szene wiederholte sich noch einmal. Der damalige Stellvertreter des Generalstabschefs, der Oberstleutnant Suhey, sagte nach der Hinrichtung beim Abendessen, als manche schüchterne Bedenken gegen den Prozeß geäußert wurden: er hätte auch 300, nicht nur 44 hinrichten lassen. Die Opfer waren beinahe alle Familienväter, und alle waren vielfach mit allen Graden von Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnet. Sie sahen auch diesem letzten Tode ohne Scheu in die Augen, lautlos, ohne eine Miene zu verziehen, ohne eine Abwehrbewegung!“ — Gegen den schuldigen Offizier soll eine Untersuchung eingeleitet worden sein. Soviel bekannt, hat er sich die Reinwaschung seiner Ehre, aber nicht die seines Gewissens höchst angelegen sein lassen. So verloren in ein Nichts sind eben die Menschen dieser Welt. Nur so ist es möglich, daß

einer, der einen derartigen Massenmord unmittelbar begangen hat — und sei es auch in scheinbar gesetzlichem Rahmen — sich noch um seine Ehre umtut. Welch ein widerlicher Ichwahn, dem kein Sein zugrunde liegt: und das ist der Ehrbegriff dieser Welt! Wie ehrenhaft erscheint da noch das Tun der Dirne, die, um ihr Brot zu haben, sich ehrlos macht, indem sie sich den Lüsten der Ehrenmänner dieser Welt preisgibt.

Was den erwähnten Verschuldungen die verführerischste Tragweite gibt, ist, daß sie alle unter sogenannten Christen und in christlichen Staaten, in denen die Kirche, die als Kirche Christi auftritt, offizielle Geltung hat, zustande gekommen sind. Kein Angehöriger der Militärgesellschaft fühlte sich berufen, solche Schandtaten der Militärjustiz zu verhindern, ja es besteht durchaus die Wahrscheinlichkeit, daß an jenem Offiziers-Abendessen nach der Hinrichtung der 44 Heimkehrer auch der Militärkurat teilgenommen hat, wiewohl ein christlicher Priester dem Tische, dessen Ranghöchster eben erst einen vierundvierzigfachen Mord verschuldet hat, so fern als möglich zu bleiben hätte; außer er wäre eigens gekommen, um dem Übeltäter vorzuhalten, daß ihn totsicher eine höhere als die Gerechtigkeit dieser Welt zu treffen wissen werde, und daß bei der Heimkehr seiner Seele ihn ein Tribunal erwarte, vor dem die 44 Heimkehrer klagend auftreten würden. Ob ihm dann der Herr noch gnädig sein könne? — Doch der Weltkrieg der christlichen Welt hat eben erwiesen, daß die christliche Geistlichkeit in der Regel für ein solches Auftreten nicht mehr zu haben ist. Vielmehr kann man immer wieder die Erfahrung machen, daß die staatlich sanktionierten Gewalttätigkeiten gewöhnlich auch die Vertreter der offiziellen Kirche auf ihrer Seite haben. So war und ist wohl noch — wenn auch nicht allzu offen — auch der Großteil der verstaatlichten

„evangelischen“ Geistlichkeit Deutschlands sicher mehr für die „Hochziele“ Ludendorffs, schon mit Rücksicht auf die Füllung des Brotkorbs, und für seinen Machtstandpunkt, als für den Rechtsstandpunkt des wahren Christen. So haben auch den Einmarsch der Fascisten in Rom und die Huldigung, die dem Duce zuteil ward, die übervielen Vertreter der offiziellen Kirche enthusiastisch mitgemacht, wiewohl derartige Welttheateraufführungen das Moment ihrer Verflüchtigung schon in sich tragen und selbst bei ihren ersten Kräften wohl maßlose Machtgelüste, aber keine innere Festigung wahrnehmen lassen, daher sie wohl Sache der Kapitalisten, Nationalisten, Chauvinisten und aller anderen der hochhinauswollenden Weltleute werden können, aber niemals Sache jener, die sich als die berufenen Verkünder der Lehre Christi auszuweisen haben. (Zudem muß hier noch gesagt werden, daß Übergriffe und Exzesse von Seite des Volkes, das die Weltkriegsjahre hindurch despotischen Machthabern ausgeliefert war und von ihnen als „Menschenmaterial“ gehandhabt wurde, ungleich berechtigter erscheinen, als die Gewalttaten einer bewaffneten Regierungspartei, die im Solde eines herrschsüchtigen, erst recht durch den Krieg erstarkten Großkapitals steht.) — So hatte auch Poincaré mit der Ruhraktion die höchsten Würdenträger der offiziellen Kirche in Frankreich und Belgien auf seiner Seite. Die Aussagen der Kardinäle Dubois und Mercier, die die Ruhraktion gerecht fanden, lassen da keinen Zweifel übrig. — So hat Lloyd George seiner Kirche, die ja auch eine christliche sein will, und ihrer Macht das Wort geredet; aber angenommen, er wünschte ernstlich, daß diese Kirche, als eine christliche, in ihm zur Macht komme, müßte er auch wünschen, daß das Christliche in ihm zur Macht komme; und wollte er dieses in sich zur Macht bringen, müßte er doch auch die Lüge von der Alleinschuld

Deutschlands am Kriege widerrufen und die Konsequenzen des Widerrufs auf sich nehmen. Denn wenn die Behauptung von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege eine Lüge ist, was Lloyd George heute bestimmt weiß und längst gewußt hat, ist der Vertrag von Versailles ein Verbrechen, das dem zur Last fällt, der diese Beschuldigung — wider sein besseres Wissen — gegen Deutschland erhoben und es gezwungen hat, sie zu bejahen, damit der Vertrag als berechtigt hingestellt werden könne. Als Folge von Versailles sind darum auch Schandtaten zu verzeichnen, an denen gemessen ein gewöhnlicher Raubmord, den um der Beute willen ein Notleidender begeht, wahrlich ein unansehnliches Verbrechen ist, zumal die Gefahr der Entdeckung und Bestrafung, der sich der Täter beständig ausgesetzt sieht, diesem schon etwas vom Verbüßen anhaften läßt. Aber jene Schandtaten werden nicht verfolgt; ihre Urheber bleiben in Macht und Ansehen; sie haben ja reine Hände, weil sie selbst die Gewalttaten nicht begehen noch begangen haben; und weil sie kein Gewissen haben, fühlen sie auch ihre Schuld nicht. Und ihr Versagen vor dem Geistigen und Religiösen — also auch vor dem Christlichen — bezeugen sie dadurch, daß sie der Kirche als Weltbildung huldigen und damit sogar Gott zu geben glauben, was Gottes ist. So fühlen sie nicht mehr, daß sie ihr Sein unterbunden und damit allen Kontakt mit dem Absoluten aus sich verloren haben; fühlen nicht, daß sie der Herrschaft dieser Welt des Trugs, der Herrschaft der größten Nichtigkeiten unterlegen sind — eben dieser „Kultur des Westens“, der Dostojewski seine Todfeindschaft bezeugt hat.

* * *

Kehren wir nun zu Raskolnikoff zurück. Das begangene Verbrechen hat dem Mörder in einer Weise zugesetzt,

daß er sich tief unglücklich fühlt. Immer wieder kommt die Anwandlung in ihm auf, sich selber den Gerichten auszuliefern, „aus Ekel und Grauen vor dem, was er angerichtet hatte“. Auch Thurneysen vermerkt im Hinblick auf Raskolnikoff: „O dieses rätselhafte Etwas, über das er nicht hinwegkommt! Ist es außen? Ist es innen?.. War es nicht schon im Augenblick, als das Beil fiel, unendlich klar, daß das Etwas nicht überwunden sei? Warum denn sonst vollführte der Mörder seine Tat so widernatürlich gezwungen, so lahm, so gehemmt, als hätte ihn‘ — heißt es im Roman — ‚jemand bei der Hand genommen und unwiderstehlich mit sich gezogen... als würde er selber zur Hinrichtung geführt... als wäre er mit dem Zipfel seines Rockes in das Rad einer Maschine geraten und mit fortgerissen worden?‘“ Und im Geständnis zu Sonja sagt Raskolnikoff: „Ach, was ist das für ein Töten gewesen! Tötet man denn so? Benimmt man sich so, wenn man töten will, wie ich mich damals benommen habe?... Mich selbst habe ich ermordet, nicht die Alte! Mit einem Schlage habe ich mich für ewige Zeiten totgemacht!“

So beginnt auch in Raskolnikoff, dem Verbrecher, ein Hang zum Leben zu erwachen, der zuweilen so beschaffen ist, daß er als Folge der bösen Tat, also zunächst als Strafe erscheint. „Wo habe ich doch gelesen,“ — sagt Raskolnikoff einmal zu sich selber — „wie ein zum Tode Verurteilter eine Stunde vor seinem Ende spricht oder denkt, daß, wenn er irgendwo auf einer Höhe, auf einem Felsen und auf einem schmalen Streifen, wo er bloß seine zwei Füße hinsetzen könnte, leben sollte — umgeben von Abgründen, vom Ozean, von ewiger Finsternis, ewiger Einsamkeit und ewigem Sturm — und so, auf diesem ellenbreiten Streifen stehend, sein ganzes Leben, tausend Jahre, eine Ewigkeit verbringen müßte, daß es besser sei, so zu

l e b e n, als sofort zu sterben! Nur leben, leben, leben! Wie? — ganz gleich! — bloß leben!“

Thurneysen, der auch dieses Selbstgespräch vermerkt hat, läßt jedoch das Wesentliche außer Acht, daß es sich hier um einen zum Tode verurteilten **V e r b r e c h e r** handeln muß, den seine Tat so bedrückt, daß er geradezu darnach giert, es möge ihm nur noch zu leben vergönnt werden — sei es wie immer —, um ein neues Leben aufzubringen für sein durch Verbrechen verspieltes Leben. Ja, es kann so gedeutet werden, daß dem zum Tode verurteilten Verbrecher der ganze Wert des Lebens nun erst vor Augen rückt, sodaß er alles hinnehmen möchte, das äußerste Ausgesetztsein, jede Marter im Leben, um nur leben zu können, das heißt hier: um ein **L e b e n** leben zu können, das durch kein Verbrechen vertan ist. Der schuldlos zum Tode Verurteilte kennt diesen Lebensdurst gewiß nicht; Sokrates, die ersten gemordeten Christen, und auch später die redlichen Geister, die der Verfolgung durch die Kirche zum Opfer fielen, kannten ihn ebensowenig; auch wird ihn nie kennen, wer zum Tode verurteilt wird wegen eines Tuns, das kein Verbrechen ist nach Gottes Gebot und der von Ihm gewollten Ordnung, für deren Aufkommen die Bedingungen mit der Befolgung der Gebote Gottes und der Weisungen Christi für alle Zeiten gegeben sind.

Anknüpfend an die erwähnte Reflexion Raskolnikoffs „voll unersättlichen Lebensdurstes“ meint Thurneysen: „Nach **L e b e n** dürstet dieser Intellektuelle und Theoretiker, nicht nach Mord und Tod.“ Das ist hier nicht zutreffend gesagt. Denn der Mord, das Verbrechen gehört gewissermaßen doch zur Voraussetzung, um solchen Lebensdurst aufkommen zu lassen. Um ganz deutlich zu sein, müßte gesagt werden: Nach schuldfreiem **L e b e n** dürstet dieser Verbrecher. Zwei Vor-

gänge setzt dieser Zustand im Menschen voraus: das begangene Verbrechen, das mit der bevorstehenden Urteilsvollstreckung den Lebensdurst noch als innere Strafe nach sich zieht, und das Aufkommen jenes Etwas, das den Menschen bestimmt, ein schuldfreies Leben als das Begehrenswerteste anzusehen. Es macht ersichtlich, daß mit dem Wirksamwerden der Strafe auch bereits der Weg zur Sühne betreten ist, auf den sich mit dem Augenblick, da ein schuldfreies Leben als das einzig begehrenswerte wahrgenommen wird, auch schon eine schimmernde Helle legt. Jenes Etwas aber, über das Raskolnikoff wie auch die anderen Helden der Romane Dostojewskis nicht hinwegkommen, das immer rege und nicht umzubringen ist in ihnen, das sie existenziell als Menschen ausweist, als Menschen, die ihr wahres Sein nie ganz aus sich verloren haben — dieses Etwas ist das Gewissen. Nehmen wir es als Gradmesser des inneren Lebensstromes aus dem Kontakt mit dem Absoluten. So eignet ihm auch jene innere Macht, deren Aufgabe es ist, diesen Kontakt im Menschen immer wieder herzustellen. Diese verzeichnet alles, was diesen Kontakt zu schwächen, zu stören oder völlig zu zerreißen imstande ist, als ein seelisches Unbehagen, das sich bis zur Unerträglichkeit steigern kann. Es macht wohl schon verständlich, daß die willige Hinnahme der Strafe — auch der gesetzlichen — für ein begangenes Verbrechen, also die Hinnahme von Schande, Entbehrungen, äußeren Mühseligkeiten und Leiden als ein Abtragen der inneren Schuld für den Schuldigen Erleichterung sein kann, ja sein muß. Die Menschen Dostojewskis verbüßen so ihre Schuld, wie schuldig sie auch geworden sind. Daher ihr Sichbescheiden, ihre innere Frohheit, ja Freude in äußerlich mißlichster Lage. Sie tendieren alle nach innen — oft mehr oder weniger unbewußt —, zum Kontakt mit dem Absoluten. Ihre äußere Bewegtheit kann

darüber nicht hinwegtäuschen. Die Berührung mit dem Absoluten verschafft ihnen erst das Leben, das sie erstreben; es ist das Leben, von dem auch im Evangelium als dem wahren Leben die Rede ist, das in seiner Gebundenheit an die Herrschaft des Willens Gottes, eben als an die Herrschaft des Absoluten, auch das Ableben als kein Enden in sich begreift. So erstreben diese Menschen das wahre Sein im Gegensatz zu den Menschen dieser Welt, die sich an den Schein, den Trug, an das, was nicht ist, verloren haben, weil ihnen jeder Kontakt mit dem Absoluten abhanden gekommen ist, wofür sie selbst das untrüglichste Zeugnis ablegen, indem sie Verbrechen begehen können, ohne sich schuldig zu fühlen.

In Dostojewskis Romanen ist darum auch mehr wahres Christentum, mehr reines Menschentum vorzufinden als in den Verordnungen der Kirche, der es, als einem Offiziellsein in dieser Welt, nie gelingen kann, in den Menschen den Widerweltsinn, der für die Befolgung der Weisungen Christi das Wesentlichste ist, existenziell wachzuhalten. Dostojewski gibt mit dem Schicksal seiner Menschen immer wieder den Hinweis auf dieses Wesentlichste. So auch in der Darstellung des Raskolnikoff, der, von der Tendenz dieser Welt verführt, zum Mörder wird: sein Los bleibt äußerlich trüb und mißlich genug, aber die Last dieses Loses wird ihm erleichtert durch sein williges Sichbeugen vor der Botschaft Christi, das ihm ein waches Verhältnis zum Absoluten erbringt, vor dessen Übermacht alle Widerwärtigkeiten von Seite dieser Welt geringfügig, ja nichtig erscheinen.

Es spricht auch außerordentlich für Dostojewskis Christlichkeit, daß er dem Mörder Raskolnikoff die Belehrung im Christlichen nicht durch die Kirche oder einen ihrer offiziellen Vertreter, sondern durch eine Dirne erteilen läßt. Ja, es bezeichnet geradezu charakteristisch das

Wesen des Christlichen, indem er es gerade dort macht-voll sich auswirken läßt, wo der Wertung der Welt nach die Ehrlosigkeit zu Hause ist. Denn in Hinsicht auf diese Welt, den eigentlichen und beständigen Widersacher alles wahren Religiösen, gilt immer, daß ihre Ersten — also die eigenmächtigen Machthaber und Emporkömmlinge — die Letzten, und ihre Letzten — also jene, die von ihr als die Geringsten und Machtlosesten angesehen sind — die Ersten sein werden. Und daß das wahre Christliche, das nicht von dieser Welt ist, in diesen Geringsten besonders machtvoll zur Geltung kommt. Auf Raskolnikoff wirkt Sonja nahezu als vis major. Seinen stolzen, unsteten und von weltlichen Einflüssen verwirrten Geist lenkt Sonja zur Unterwerfung vor dem, dem sie sich ganz unterworfen hat. Und sie, die sich nicht für würdig erachtet, neben Raskolnikoffs Mutter und Schwester Platz zu nehmen, wird diktatorisch, wenn sie genötigt wird, zu bekennen, was ihr Inneres besetzt hält. So gewahrt Raskolnikoff in ihr, was ihm verloren gegangen ist durch das noch unge-sühnte Verbrechen: das schuldfreie Leben. Immer mehr drängt es ihn nun zum Bekenntnis seiner Schuld und zur Sühne. Und als seine Tat Sonja endlich offenbar wird, mehr erraten von ihr als aus seinem Gestammel vernehm-bar, weicht sie zunächst entsetzt vor ihm zurück. Dann aber „rief sie verzweifelt: ‚Was haben Sie sich da ange-tan!‘, sprang auf, — umarmte ihn und preßte ihn fest an sich.“ Und die Motivierung dieses Tuns bekunden ihre Worte: „Nun gibt es keinen Menschen, der unglücklicher wäre als Du!“ Dann bricht sie „In lautes Schluchzen“ aus. „Zur Zwangsarbeit gehe ich mit Dir zusammen,“ sagt sie später, wie abwesend. Aber noch ist Raskolnikoff nicht so weit zu sich gekommen, um die Kraft zu finden, sich dem Gericht zu stellen und die Strafe auf sich zu nehmen.

„Was soll ich jetzt machen, sag mir!“ fragte er plötzlich und schaute mit entsetzlich entstelltem Gesicht sie an.

„Was du machen sollst?“ rief sie, und ihre Augen, die bis dahin voll Tränen waren, blitzten auf: „Steh auf! — Komm sofort mit, bleib am Kreuzweg stehen, küsse die Erde, die du besudelt hast, verneige dich dann vor aller Welt und sage allen laut: ‚Ich bin der Mörder!‘ Dann schenkt dir Gott das Leben wieder!“

Es kostet Raskolnikoff noch einen verzweifelten Kampf mit sich, ehe er Sonjas Aufforderung Folge leistet; wohl erkennt er, daß nichts sonst nützt, um frei zu werden vom Alldruck des Verbrechens, als einzig, die Strafe auf sich zu nehmen; es gibt keinen andern Ausweg für den Menschen, der sein Menschsein nicht gänzlich einbüßen will. So leidet er furchtbar an seinem schwanken Verhalten und denkt an Selbstmord. Schließlich aber rafft er sich auf und geht zu Gericht. Schon betritt er das Amtszimmer. Da verläßt ihn wieder die Kraft. Er erfindet einen Vorwand für sein Kommen und wird wieder entlassen. „Er ging hinunter und trat in den Hof. Hier — unweit vom Eingang stand Sonja, sie war blaß und vor Angst halb erstarrt; sie schaute ihn so sonderbar, so eigentümlich an. Er blieb vor ihr stehen. Etwas Leidendes, Wehvolles, Verzweifelter sprach aus seinen Zügen... Er blieb noch eine Weile stehen, lächelte und kehrte um. Er ging wieder ins Bureau hinauf... trat dicht an den Tisch heran, stützte sich mit der Hand auf ihn, wollte etwas sagen, konnte es aber nicht... Man brachte Wasser... Raskolnikoff wehrte mit der Hand ab... dann sprach er — leise, langsam, aber deutlich:

„Ich habe die alte Beamtenwitwe und ihre Schwester Lisaweta mit dem Beil ermordet und beraubt. Ich bin ihr Mörder.“

Der „Epilog“ des Romans zeigt Sibirien. Dort sitzt im Gefängnis der zur Zwangsarbeit verurteilte Verbrecher, zweiter Klasse, Rodjon Raskolnikoff. Sonja lebt in derselben Stadt und nährt sich von ihrer Hände Arbeit. So oft sie darf, besucht sie Raskolnikoff. Alle Sträflinge kennen sie schon und nennen sie „Mütterchen Sonja“ wegen ihres gütigen Verhaltens. Raskolnikoff ist erkrankt, und erst allmählich erlangt er die Genesung an Leib und Seele, die jedes Hadern mit seinem Los von ihm nimmt. So steht er eines Tages abseits von den anderen Sträflingen am Ufer des Flusses, „wo unter einem Schuppen ein Ofen stand, in dem Alabaster gebrannt wurde... Von dem anderen Ufer weither drang kaum hörbar ein Lied an sein Ohr. Drüben in der weiten endlosen Steppe, die im Gold der aufgehenden Sonne erglänzte, gewährte er als kleine dunkle Punkte die Zelte der Nomaden. Dort herrschte Freiheit, dort lebten andere Menschen, so ganz verschieden von den Menschen dieser Welt, dort schien wie von selbst die Zeit Halt gemacht zu haben, das Zeitalter Abrahams, der Hirten und ihrer Herden schien dort noch nicht vergangen zu sein. Raskolnikoff sah unverwandt hin... Da stand plötzlich Sonja vor ihm.“ — In dieser Morgenstunde erkennt Raskolnikoff, was er Sonja zu danken hat, ihren ganzen inneren Wert und seine Zugehörigkeit zu ihr. Und Sonja begreift, was in ihm vorgeht. Und die Schlußsätze des Romans sagen von dieser Zeitspanne unsägliches Glückes zweier leidender Menschenkinder also aus: „Sie wollten sprechen, konnten aber nicht. Tränen traten beiden in die Augen. Beide waren sie bleich und abgemagert; aber in diesen kranken und bleichen Gesichtern leuchtete schon die Morgenröte einer neuen Zukunft, der Auferstehung zu neuem Leben.“ — —

* * *

Wenn Dostojewski das Resultat der ganzen Umwälzung bei Raskolnikoff als „eine neue Anschauung vom Leben“ bezeichnet, so ist das so aufzufassen, daß diese Anschauung der herkömmlichen Anschauung dieser Welt entgegentritt, und zwar so entscheidend, daß, wo jene zur Geltung kommt, diese abgetan sein muß. An sich aber ist sie keine neue Anschauung, sondern das Wiedergewahrwerden des wahren Lebens, das durch die Anschauung vom Leben, wie sie dieser Welt des Truges eignet, eben nicht mehr wahrgenommen wird. So kann, was sie bewirkt, wenn sie im Menschen volle Geltung erlangt, dem Leben der Menschen dieser Welt gegenüber wirklich ein Auferstehen zu neuem Leben sein, ein Wiederaufleben des Seins aus der erneuten Herstellung des Kontaktes mit dem Absoluten. Es besagt: daß die Herrschaft dieser Welt im Menschen begraben sein muß, wo der Mensch als Mensch aufersteht. Diese Auferstehung ist es, auf die Dostojewski in Raskolnikoff hinweist.

Alles, was Sonja spricht, und alle Beweggründe ihres Tuns müssen der Gesinnung dieser Welt so fremd und unverständlich scheinen, daß es für Menschen dieser weltlichen Sinnesart eine Befriedigung sein mag, daß dergleichen nur von einer Dirne gesagt ist. Aber diesen Weltmenschen, die diese Welt sogar für christlich halten, weil in ihr eine Kirche offiziell ist, die als Kirche Christi auftritt, müßte dann im Ernst gesagt werden, daß das ihnen so Fremde und Unverständliche gerade das wahre Christliche und Sonja eine kleine Heilige ist. Und hat sie in Wirklichkeit vielleicht auch nie gelebt, so lebte sie doch in Dostojewski, und von ihm, der als Schöpfer Sonjas doch auch deren große Christlichkeit und kleine Heiligkeit als eigen in sich wahrgenommen haben muß, hätte diese vermeintlich christliche Welt zu erhören, was das wahre Christliche ist.

Denn anzunehmen ist, daß dieses Christliche, das auf Raskolnikoff, die Hauptperson, so entscheidende Wirkung ausübt, auch auf dessen Schöpfer diese Wirkung ausgeübt haben muß, das heißt: Dostojewski ist als entschieden Gott- und Christusgläubig anzusehen, und diese Gläubigkeit verkündet er und für sie tritt er ein, weil er sie eben hat, und nicht, weil er sie nicht hat, was eine geradezu unsinnig erzwungene Annahme ist. Von Sonja — also auch von ihrem Schöpfer, dem gläubigen Dostojewski — erhören wir aber, daß, christlich, also geistig und religiös gewertet, der Verbrecher unglücklich sein muß, und zwar umso mehr, je mehr er das Menschsein noch nicht aus sich verloren hat; weil, solange er sich dieses bewahrt, auch das Gewissen in ihm wach ist und ihm das Verbrechen als qualvolle Störung des Kontaktes mit dem Absoluten fühlbar macht. Als Sonja das Verbrechen Raskolnikoffs erfährt, sagt sie nicht: Was haben Sie da getan!, sondern: „Was haben Sie sich da angetan!“ Ihre Gläubigkeit fühlt seine Tat zunächst als eine ungeheure Schädigung seines eigenen inneren Lebens. „Nun gibt es keinen Menschen in der weiten Welt, der unglücklicher wäre als Du!“, ruft sie aus. Damit erhebt sie ihn in ihren Augen; denn, daß sie ihn so unsäglich unglücklich seines Verbrechens wegen sieht, stellt ihm doch noch das Zeugnis für sein Menschsein aus und erweckt in ihr, die sich bis dahin wohl selbst für unglücklicher gehalten hat, nicht nur Mitleid, sondern macht ihn ihr auch aller Liebe wert, und so zeigt sie beides, Mitleid und Liebe, indem sie ihn umarmt und an sich preßt. Der Sinnesart dieser Welt entspricht das freilich nicht, und hatte diese auch in Raskolnikoff Eingang gefunden, so doch nur in der Theorie; denn sein ganzes Verhalten nach dem Mord zeugt für das Wachsein seines Gewissens, somit auch für sein Menschsein und — wenn man schon will — auch dafür, daß dem

russischen Menschen, insoferne ihn die „Kultur des Westens“ noch nicht bezwungen hat, dieses Menschsein eben ein Bedürfnis ist. Und Sonja, welcher mit dem Johannesevangelium doch auch das Wort, das im Anfang und bei Gott war, für ihr Tun bestimmend geworden ist, wird der Sinnesart dieser Welt wohl noch fremder und unverständlicher, wenn sie Raskolnikoff auffordert, die gesetzliche Strafe für sein Verbrechen auf sich zu nehmen, sich also dem Zuchthaus, der Verschickung nach Sibirien zur Zwangsarbeit auszuliefern, und besonders da sie dies tut, einzig um ihm wieder zum wahren Leben und so erst zum Glücklicheinkönnen zu verhelfen. Für geistige und religiöse Einsicht ist das alles auch klar und festgefügt und dem von Gott Gesetzten entsprechend, daß jede Schuld gesühnt werden muß und daß die Hinnahme der Strafe die Sühne ist, die den Zwiespalt, die wehevolle Störung des inneren Lebens aufhebt und den Menschen in eine Verfassung bringt, daß er dem Kontakt mit Gott, als dem Absoluten, nicht mehr widerstrebt. Die Verwirrung, das Chaos, hat erst durch das Aufkommen dieser Welt und ihrer Sinnesart auf Erden Platz gegriffen, das die Menschen so für sich eingenommen hat, daß sie dem Scheinleben dieser Welt mit seinen einträglichen Ämtern, Ehren und Würden ihr Menschsein geopfert haben. In Dostojewskis Romanen rührt sich dem entgegen gewaltig und machtvoll dieses Menschseinswollen; und Mensch-sein heißt an sich schon Religiös-sein, wenn auch freilich als dessen Vollendung erst das Christliche Christi anzusehen ist.

Das alles kann man aus „Raskolnikoff“ heraus hören, und in Dostojewskis späteren Romanen „Der Idiot“ und „Die Brüder Karamasoff“, von denen ich nur Bruchteile kenne, ist der Wahrnehmung des Christlichen gewiß nicht weniger Raum gegeben. So bleibt es zum mindesten unverständlich, daß Thurneysen in seiner Dostojewski-Studie,

die doch auch das Christliche will, auf die Schrift „Blick ins Chaos“ von Hermann Hesse, als auf einen „von heimlicher Besorgnis erfüllten Wächterruf“ anerkennend hinweist. Denn wenn man Dostojewskis Größe und seine Christlichkeit aus seinen Romanen erkannt und sie im Herzen anerkannt hat, kann man für eine Schrift, die uns nichts anderes bekundet, als daß ihr Verfasser bei der Lektüre Dostojewskis einen Blick ins Chaos geworfen hat, kaum noch Anerkennung übrig haben. Dem Weltmenschen mag freilich die ursprüngliche Ordnung der Dinge, wie sie von Gott gewollt ist, immer als Chaos erscheinen, insofern er nicht mehr fähig ist, eine Ordnung dort wahrzunehmen, wo die Welt nicht ihre eigenmächtige Ordnung eingerichtet hat; so steht er ratlos vor dem Satz, „daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird“, den fernöstliche Weisheit, die wahre Religiosität ist, ausgesprochen hat und der unausgesprochen in den Weisungen des Evangeliums fast noch mehr umgeht, — ratlos somit auch vor Dostojewski, und um diese Ratlosigkeit zu verbergen, muß er bekennen, daß er Chaos sieht, wiewohl er eigentlich nichts sieht, weil ihn die Ordnung dieser Welt, der er verfallen ist, verhindert, wahrzunehmen, daß erst mit dem Abkommen von der Geltung dieser Ordnung, mit dem Wegräumen des von ihr Gesetzten, sich geltend macht, was war, bevor sie war, was ist und immer sein wird, unbeirrt durch sie, deren Sein ein Scheinen ist und immer nur ein Scheinen sein wird. Denn was außen ist, ist nicht innen. Und alles gewaltsame Ordnen von außen her ist wider die Urordnung der Dinge und somit nicht Ordnung. Das gilt, auf diese Welt angewandt, mehr als anderswo, wiewohl es überall und immer seine Geltung hat; aber auf diese Welt bezogen bedeutet es, daß ihre Wirklichkeit in Wahrheit Schein ist, weil sie, die eine Schöpfung der Menschen in Eigenmächtigkeit Gott gegenüber ist, im absoluten Sinne

— also auch geistig und religiös gesehen — nicht sein kann, da ja alles, was in Wahrheit ist, durch das Wort, das im Anfang und bei Gott war, gemacht ist. Daß, was außen ist, nicht innen ist, erweist auch jederzeit diese Welt, die sich für christlich ausgibt, wiewohl erst Widerchristlichkeit, die ja im Sündenfall enthalten ist, sie geschaffen hat und erhält.

So mutet es grotesk an, wenn Hermann Hesse seinen „Einfällen bei der Lektüre Dostojewskis“ das Motto vorsetzt: „Nichts ist außen, nichts ist innen, denn was außen ist, ist innen“, — umso grotesker, als Dostojewski gerade jener große Schriftsteller ist, der in seinen Romanen, entsprechend seiner wahren Christlichkeit, überwältigend dargetan hat, daß, was außen ist, nicht innen ist. „Ist nicht das Leben mehr denn die Speise und der Leib mehr denn die Kleidung?“ spricht Jesus und setzt damit unwiderruflich ein Außen und ein Innen, und diese Zweierheit macht sich überall fühlbar, auch wenn sie nicht wahrgenommen wird. Aber wenn ein nicht gerade übler deutscher Romandichter originell philosophieren will, vergreift er sich gleich im Gedanklichen, und zwar, weil er offenbar allzu geistreich sein will, wobei seine Vorstellungskraft nicht genug von Redlichkeit gespeist ist. Sonst hätte er sich doch vorstellen müssen, daß beispielsweise ein goldener Becher, mit Gift gefüllt, zwar für die Sinneswahrnehmung eine Einheit bildet, nicht aber für die Vorsicht des wachen Verstands, der hier unterscheidet und die Einheit eines zweierlei von Außen und Innen wahrnimmt, auf deren Gegenständliches der Mensch bekanntlich sehr verschieden reagiert. Ja, es könnte schon die Einheit des leeren Bechers etwas Zweierheitliches präsentieren: er könnte nämlich aus Blech und vergoldet sein; dann wäre schon an diesem Außengegenstand nicht mehr, was außen ist, auch innen. So ließe sich wohl überall an den Dingen wie an den Men-

schen nachweisen, daß was außen ist nicht innen ist, und der Satz „was außen ist, ist innen“, könnte nur im Sinn des Spruches: „wes das Herz voll ist, geht der Mund über“ Geltung haben, also in dem Sinne, daß Wort und Tat auch vom Innern des Menschen aussagen. Aber das ist für Dostojewski und seine Ethik ein völlig Nebensächliches und im übrigen allzu selbstverständlich, sodaß es für das Charakteristische seiner Romane gar nicht in Frage kommt; denn sie alle erweisen, daß Außen nicht Innen ist und noch mehr, daß dieses Innen mit der Regelung oder Ordnung des Außen nicht im geringsten geregelt oder geordnet ist. Herr Hesse denke nur an Sonja. Dem äußeren Ausweis nach ist sie eine Prostituierte, dem Innern nach aber eine so außerordentliche Christin, daß der Romanschreiber Hesse bestimmt nicht ihr Schöpfer sein könnte, und zwar darum nicht, weil — das kann ich ruhig behaupten — weder in seinem äußeren noch in seinem inneren Leben Züge einer ähnlichen Beschaffenheit aufzufinden sind. So dürfte der Leser der Schrift „Blick ins Chaos“ allerdings zur Wahrnehmung eines Chaos gelangen, aber in der Verfassung dessen, der diese Schrift geschrieben hat.

Wiewohl ich, wie gesagt, die „Brüder Karamasoff“ nicht genug kenne, darf ich doch so, wie ich Dostojewski kenne, als gewiß annehmen, daß auch in diesem Roman wesentlich das wahre Christliche zu Entfaltung drängt. Hesse aber klagt: „Das Ideal der Karamasoffs, ein uraltes, asiatisch-okkultes Ideal, beginnt europäisch zu werden, beginnt den Geist Europas aufzufressen.“ Meiner Einsicht und Auffassung nach muß aber dieses „Ideal“ dem wahren Christlichen, das als das vollendet Geistige und Religiöse von jeher anzusehen ist, viel näher stehen als der Geist Europas; so könnte es vom christlichen Standpunkt aus nicht unerfreulich sein, zu sehen, wie jenes diesen aufzufressen beginnt.

„Uralt“ mag es gewiß sein, umsomehr, als es mit dem wahren Christlichen zu tun hat; und, insoweit es von der Ursprünglichkeit des fernen Ostens offenbar besser bewahrt worden ist als von der „Kultur des Westens“, kann es auch als „asiatisch“ gelten. Aber „okkult“ ist eher der kirchliche Katholizismus zu nennen, dem die Messe das Wesentlichste des christlichen Gottesdienstes ist, schwerlich aber das Christliche, dem Dostojewski in seinen Romanen Raum gibt.

„Aber was ist das für ein ‚asiatisches‘ Ideal, das ich bei Dostojewski finde? ... Es ist, kurz gesagt, die Abkehr von jeder festgelegten Ethik und Moral zugunsten eines Allesverstehens, Allesgeltenlassens, einer neuen, gefährlichen, grausigen Heiligkeit“, sagt Herr Hesse als Apologet des europäischen Geistes. Mir genügt, anstatt Heiligkeit Christlichkeit zu sagen. Dann frage ich: War denn der Weltkrieg der christlichen Welt nicht genug grausige Christlichkeit, um die Abkehr von der in dieser Welt festgelegten Ethik und Moral dem wahren Christen zur Pflicht zu machen? Daß die Voraussetzungen für den Ausbruch des Weltkrieges sich innerhalb der „Kultur des Westens“ entwickelten, spricht doch für Dostojewskis Wahrnehmung in allem Wesentlichen und bezeugt ihn als einen Seher, der in der Darstellung seiner Menschen und ihrer Abkehr von dieser Kultur eine Warnung aufleben ließ, die von dieser Kultur festgelegte Ethik und Moral zu betätigen. Denn so, wie diese sich zeigte, war sie gewiß nicht im Sinn des Evangeliums und doch hätte sie so sein sollen, ja müssen, wenn sie nicht Schein, Trug und Lüge war, weil ihr Festgelegtsein damit zusammenhing, daß die Kirche, die beansprucht, die Kirche Christi zu sein, in offizieller Geltung steht. Von einer festgelegten Ethik und Moral, die unter denen, die sie pflegten, den Ausbruch des Weltkrieges nicht verhindern konnte, sich abzuwenden, ist

darum jedenfalls als ein Näherkommen dem wahren Christlichen anzusehen und nicht „als ein völlig amoralisches Denken und Empfinden“, das den europäischen Geist in seinen Wurzeln bedroht und das man mit „Karamasofferei“ zutreffend bezeichnet wähen könnte. Diese Einfälle des Herrn Hesse machen seine Schrift mehr zu einem Nachwächter- als zu einem Wächterruf, der getan ist in offenkundiger Besorgnis um das Ansehen der festgelegten Ethik und Moral seiner Mitbürger. So macht dieser Ruf auch aufmerksam auf die Gefahr vor dem „russischen Menschen“, den „in seinem Wesen“ erkannt zu haben sich Hesse einbildet, wiewohl seine Darlegung zeigt, daß er noch gar nicht erkannt hat, was zum eigentlichen Wesen des Menschen gehört. Aber auf den Kaiser Wilhelm beruft er sich als auf „den Repräsentanten eines Alten, eines Gewesenen, eines jetzt untergegangenen oder doch zweifelhaft gewordenen Europa“. Und trauert ernstlich darüber, daß es mit Europa so geworden ist, und schreibt: „Die entschiedenen Anhänger des Gewesenen, die treuen Verehrer einer geheiligten edlen Form und Kultur, die Ritter einer bewährten Moral, sie alle können diesen Untergang nur aufzuhalten suchen und trostlos beweinen, wenn er eintritt.“

Ebenbürtig einer solchen Anschauung ist die Aussage: „Der Mensch, zwischen Tier und ferner Menschengeschick unterwegs, hat stets viel, unendlich viel in sich zu unterdrücken, zu verstecken, zu leugnen, um ein anständiger Kerl und zur Sozialität fähig zu sein. Der Mensch ist voll von Tier, voll von Urwelt, voll von riesigen, kaum bezähmbaren Trieben einer tierischen, grausamen Selbstsucht. Alle diese gefährlichen Triebe sind da, sind immer da, aber die Kultur, die Übereinkunft, die Zivilisation hat sie verborgen, man zeigt sie nicht, man hat von Kind auf gelernt, diese Triebe zu verstecken und zu leugnen.“ Mit einer Beschaffenheit, wie sie diese Aussage verrät, gesellt sich

der Verfasser zweifellos zu den „treuen Verehrern einer geheiligten edlen Form und Kultur“, zu den „Rittern einer bewährten Moral“, und verfißt den Geist Europas gegen den „russischen Menschen“, von dem er sagt: „diesen Menschen des Untergangs, dies furchtbare Gespenst, hat Dostojewski heraufbeschworen“. Hesse scheint so im Banne der „bewährten Moral“ zu stecken, daß er sich darüber hinaus auf moralische Bedenken nicht gerne einlassen will, etwa auf dieses: daß leugnen an sich schlecht ist, daß gefährliche Triebe verstecken sie noch gefährlicher macht, daß man also durch die „Kultur“, die „Übereinkunft“, die „Zivilisation“ von Kind auf Schlechtes gelernt und dieses Schlechte (nämlich: daß man stets viel zu verstecken und zu leugnen hat) deshalb gelernt hat, „um ein anständiger Kerl und zur Sozialität fähig zu sein“. Was noch übrig bleibt von der bezeichnenden Aussage dieses Ritters einer bewährten Moral, der für den Geist Europas sich zur Wehr und Abwehr setzt, ist die Anschauung, daß der Mensch „zwischen Tier und ferner Menschenzukunft unterwegs“ ist, eine Anschauung, die zweifellos ganz unchristlich ist und der größten Evolutionslehre das Wort redet; dabei ist völlig außer Acht gelassen, daß dem Geist Europas, in dem doch überall die Kirche, die als Kirche Christi auftritt, offizielle Geltung hat, doch auch etwas vom Christlichen innewohnen müßte, wenn alle europäische offizielle Christlichkeit nicht nur Schein, Trug und Lüge sein soll. Ist sie das, dann sind aber auch Tier und Urwelt, selbst wenn sie „von riesigen, kaum bezähmbaren Trieben“ voll sind, immer noch eher besserungsfähig als der von Schein, Trug und Lüge beherrschte Mensch, der jene Triebe versteckt hält und sie leugnet. So ergibt sich, daß der Mensch der sogenannten Zivilisation, der „Kultur des Westens“, zwischen Tier und Urwelt unterwegs sein muß, um erst Mensch, das heißt: religiöser Mensch werden zu

können, Mensch, wie er von Gott gewollt ist. Dieser Menschwerdung steht Dostojewski gewiß nicht im Wege, wohl aber das Chaos, das platte Durcheinander in der Verfassung des Verfassers dieses Blicks ins Chaos, der in Kaiser Wilhelm einen Seher und Propheten erblickt und ihm — weil er die Völker Europas ermahnt hat, „ihre heiligsten Güter“ gegen die aus dem Osten andringende Gefahr zu wahren“, und den Ausspruch getan haben soll: „Den Krieg gewinnen wird die Nation, welche die besseren Nerven hat“ — nachsagt: „So hat, in seiner Weise, auch der Kaiser zweimal den Untergang Europas vorausgeahnt und sogar prophezeit.“

Herr Hesse meint im Ernst, daß die Deutschen schlechte Nerven hatten, „höchstens bessere als die Russen“, und daß daher der Ausspruch des Kaisers seine Richtigkeit habe. „Denn, schlechte Nerven haben“, — meint er — „das ist der volkstümliche Ausdruck für Hysterie und Neurasthenie, für moral insanity und alle diese Übel... die aber in ihrer Gesamtheit genau gleichbedeutend sind mit Karamasofferei.“ Warum er das sagt, erhellt der Ausspruch: „Deutschland stand den Karamasoffs, stand Dostojewski... unendlich viel williger und schwächer offen als jedes andere europäische Volk, Österreich ausgenommen.“ Die „Karamasofferei“ kann Hesse eben nicht verschmerzen, denn sie trägt gewiß dazu bei, seine Weisheit als Nase-weisheit zu enthüllen. So hat er auch die Aussage des Kaisers falsch gedeutet. Denn unter „besseren Nerven“ verstand der Kaiser ein robustes Gewissen, also wohl eher Gewissenlosigkeit und Brutalität, die sich aus Gewalttaten nicht viel macht, auch Verstellung, jedenfalls Fernsein von Sinn für Verantwortlichkeit. Auf diesem Feld stellte er seinen Mann. (Dafür zeugt doch die Art, wie er auf der Flucht nach Holland, auf der Flucht vor den Folgen seiner Kriegsführung, die ihm begegnenden Truppen täuschend

begrüßte; zeugen seine unwahren „Memoiren“; zeugt auch seine neue Heirat in Holland. Und diese „starken Nerven“ kamen freilich noch mehr in Österreich zur Geltung unter den militärischen Machthabern und Untermachthabern, man denke an den Massenmord zu Kragujevac.) Er, als der eigentlichste Repräsentant dieser besseren Nerven, unterlag jedoch gründlich, ebenso gründlich Österreich; Rußland aber mit seinen vermeintlich allerschlechtesten Nerven ist heute noch die härteste Nuß, an der sich auch die Sieger noch die Zähne ausbeißen werden. Nein, Kaiser Wilhelm war weder Seher noch Prophet, auch nicht in „seiner“ Weise, wie Herr Hesse, der ein großer Philister ist, meint. Doch genug, schon hat er den kaiserlichen „Propheten“ wieder vergessen und faßt den richtigen ins Auge. „Ein Prophet ist ein Kranker, so wie ja auch Dostojewski wirklich Hysteriker, beinahe Epileptiker war.“ Wie albern und falsch! Dostojewski war Epileptiker, und er hat, was er war, nie verheimlicht und konnte es wohl auch nicht. Vielleicht aber darf man in Hermann Hesse, so wie er sich hier gibt, einen Hysteriker vermuten? Geht doch all der heimliche Ärger, den die Naseweisheit des Bürgers gegen das gläubige Genie im Busen birgt, ja fast etwas wie Haß in dem folgenden Satz um, der auf Dostojewski gemünzt ist: „Ein Prophet ist ein solcher Kranker, dem der gesunde, gute, wohlthätige Sinn für die Selbsterhaltung, der Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden, verloren gegangen ist.“ Und das ist das große Wissen dieses guten Bürgers: daß „die Antike, jene erste glänzende Prägung europäischer Kultur, nicht an Nero zugrunde gegangen ist, und nicht an Spartakus, und nicht an den Germanen, sondern ‚nur‘ an jenem aus Asien kommenden Gedankenkeim, jenem einfachen, alten, schlichten Gedanken, der längst da war, der aber damals die Form der Lehre Jesu angenommen hatte“.

Auch in Hesses „Gedanken zu Dostojewskis ‚Idiot‘“ geht gerade der kläglichste und hinfälligste Gedanke Nietzsches um und macht sich gespreizt geltend in der Aussage: „— ein Zug noch, ein wichtiger freilich, fällt mir an Myschkin als jesushaft auf: seine zaghafte, krankhafte Keuschheit. Die verheimlichte Angst vor dem Geschlecht und der Zeugung ist ein Zug, der dem ‚historischen‘, dem Jesus der Evangelien nicht fehlen dürfte, der auch deutlich mit zu seiner Weltmission gehört. Sogar ein so oberflächliches Jesusbild wie das von Renan entbehrt dieses Zuges nicht ganz.“ Abgesehen davon, daß auch das Jesusbild eines Renan zweifellos ungleich mehr Tiefe und Selbständigkeit aufweist, als eine Arbeit von Hermann Hesse je aufweisen wird, tut diese Aussage kund, daß Herr Hesse auch für das Evangelium keine Ohren hat, die hören; sonst könnte er den Tadel, der in seiner Aussage liegt, höchstens gegen Vertreter der katholischen Kirche, aber nicht gegen Jesus vorbringen. Es genügt der Hinweis auf Jesu Verhalten zur Ehebrecherin, zur öffentlichen Sündlerin, zum samaritanischen Weib am Brunnen, das fünf Männer gehabt und auch dem sechsten, den sie hatte, nicht vermählt war (von diesem Weibe könnte übrigens Hesse auch belehrt werden, was ein Prophet in volkstümlicher Auffassung ist), es genügt, sich zu vergegenwärtigen, wie sich Jesus über die von ihm stets gebilligte Ehe („werden die zwei ein Fleisch sein“) ausspricht: und das Erzwungene und Dumme, das in jener Annahme liegt, liegt klar zutage. Die selbstverständliche Art, wie Hesse den Tadel vorbringt, wiewohl er ihn nur von Nietzsche übernommen hat, hat etwas krankhaft Naseweises an sich, ja seine ganze Art, die gerade für Verkennungen ein so empfängliches Ohr zeigt, mutet in der Tat etwas hysterisch an. So erwähnt er auch, daß er, wenn er an Jesus denke, ihn zuerst immer „in dem Augenblick“ sehe, „wo er im

Garten Gethsemane den letzten Kelch der Vereinsamung trinkt, wo die Wehen von Sterbenmüssen und höherer Neugeburt seine Seele zerreißen, und wie Jesus da, in einem letzten rührenden Kinder-Trostbedürfnis, sich nach seinen Jüngern umsieht, ein wenig Wärme und Menschen-nähe, eine flüchtige holde Täuschung inmitten seiner hoffnungslosen Einsamkeit sucht — und wie da die Jünger schlafen! ... jetzt, im Augenblick der unerträglichen Qual, wendet er sich um nach diesen Genossen, nach diesen Einzigen, die er hat, und ist so ganz aufgeschlossen, so ganz Mensch, so ganz Leidender, daß er ihnen jetzt näher zu kommen vermöchte als jemals sonst, daß er an jedem dümmsten Wort, an jeder halbwegs freundlichen Gebärde etwas wie Trost und Aufrichtung finden könnte — aber nein, sie sind nicht da, sie schlafen, sie schnarchen. Dieser grauenhafte Augenblick,“ sagt Hesse, „ist mir schon seit sehr früher Jugend tief eingeprägt.“

Abgesehen davon, daß diese Schilderung wohl Empfindel-
delei, aber keine Christusgläubigkeit und keine Christus-
erkenntnis aufweist, ist dabei höchst merkwürdig, daß
sich dem Schilderer der Vorgang, daß Jesus seine Jünger
schlafend fand — daß sie schnarchten, ist wohl Hesses
Erdichtung — als „grauenhafter Augenblick“ eingeprägt
hat, wohingegen der Weltkrieg mit seinen Greuelthaten so
wenig Eindruck auf ihn gemacht hat, daß er ihm, der doch
in dieser Welt des Weltkriegs lebte, den Glauben an „die
Ritter einer bewährten Moral“ nicht nehmen konnte. Da
denke ich, daß es doch wahrlich gerechtfertigter ist, eine
solche Empfindel-
delei hysterisch, als Dostojewski einen
Hysteriker zu nennen. Jesus empfand es gewiß nicht als
grauenhaft, die Jünger schlafend zu finden; das besagen
seine Worte: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist
schwach“, die kaum einen Tadel enthalten. Es ist auch
beinahe selbstverständlich, daß die Jünger schliefen, war

doch die Nacht schon weit vorgerückt, und jene sich nicht bewußt, was Jesus bevorstand; so überwältigte sie die natürliche Müdigkeit.

Auch zu diesem Vorgang die Parallele bei Myschkin, dem „Idioten“, zu finden (wie Hesse es tut), ist irrig. Wohl ist an Fürst Myschkin eine Vereinsamung wie an Jesus wahrzunehmen, aber aus ganz anderem Grunde. Im Roman ist Myschkin der Repräsentant des Christlichen als des Rein-Menschlichen. So hat er schließlich beide Parteien, die sich in seiner Wohnung zusammenfinden, gegen sich: „Die Eleganten, die Weltleute, die Reichen, Mächtigen und Konservativen“ ebenso wie die gegnerisch eingestellte Jugend, „die Revolutionäre und Nihilisten“, weil die Wege und Ziele beider Parteien von dieser Welt sind, also aufgespürt sind von Weltsinn, der weltliche Aufgaben stellt. Hier ist also die Vereinsamung durch Gegnerschaft bewirkt, weil wer wahrhaft das Christliche existenziell dartut, die zu Gegnern haben muß, deren Reich von dieser Welt ist. Völlig verschieden davon ist die Vereinsamung Christi auf dem Ölberg, die Jünger sind ihm redlich zugetan und seine Weisungen ihnen Diktat, dem sie ernstlich nachzukommen streben und das in ihnen auch den Widerweltsinn wacherhält. Die Vereinsamung Christi ist die des Vollendeten, des Reinen Menschen, des Menschen, den niemand einer Schuld zeihen kann, ist die des Messias, dessen Einzigartigkeit — als die der Wahrheit im absoluten Sinn, die er ist — mit sich bringt, daß auch seine Aufgabe einzigartig ist und ihn in seinen höchsten Erlebnisaugenblicken völliger Vereinsamung aussetzen muß. So ist diese Vereinsamung nicht durch Gegnerschaft, sondern durch Anhängerschaft, die ihn nicht erreicht, bewirkt.

Sehr bezeichnend für Hesse als Weltmann und Weltchristen, der nicht weiß, was christlich ist (wiewohl das

Christentum nun beinahe 2000 Jahre bestehen soll, einer Kirche nach, die freilich selber es nicht pflegt und pflegen kann) ist, welche Art Denken er an Myschkin wahrnimmt. So sagt er: „Sein Denken ist jenes, das ich das ‚magische‘ nenne. Er leugnet, dieser sanfte Idiot, das ganze Leben, das ganze Denken und Fühlen, die ganze Welt und Realität der anderen. Für ihn ist Wirklichkeit etwas vollkommen anderes als für sie. Ihre Wirklichkeit ist für ihn schattenhaft. Darin, daß er eine ganz neue Wirklichkeit sieht und fordert, wird er ihr feind.“ Man hört doch klar aus diesen Worten, daß aus Myschkin — und mit dieser Figur hat ja Dostojewski nichts als existenzielle Christlichkeit dieser Welt gegenüber gestellt, also etwas, das von einer wahren Christenheit als das Vertrauteste, Heimischeste, Eigenste erkannt werden müßte, nämlich: als ihre wahre Wirklichkeit gegenüber dieser Welt des Scheins, des Trugs und der Lüge — daß also auch zu Hesse aus dieser Figur eigentlich etwas ganz Fremdes, Neues, Unerwartetes spricht, mit dem er nichts rechtes anzufangen weiß. So nennt er es „magisch“. Ja, es ist etwas Magisches, ganz und gar Fremdes, Unheimliches, das Christliche für die Christenheit! Und daß es sich so verhält, ist darauf zurückzuführen, daß die Kirche Weltbildung ist und für Christentum Kirchentum gesetzt hat, das die christliche Forderung zu einer formellen statt zu einer existenziellen macht. So kann sich mit ihr der größte Evolutionsglaube noch gut vertragen, indem er, wo Kirchentum gepflegt wird, auch eine Höherentwicklung wahrnehmen muß, da ja der Mensch, als vom „Ungeordneten“, vom „Tier“, ja vom „Urschlamm“ kommend, Kirchentumpfleger nicht gekannt hat. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn ein christlich-weltlich Gebildeter, der typische Hesse, seine „Gedanken zu Dostojewskis ‚Idiot‘“ also chaotisch abschließt: „Die Zu-

kunft ist ungewiß, der Weg aber, der hier gezeigt wird, ist eindeutig... Er führt über Myschkin, er fordert das ‚magische‘ Denken, das Annehmen des Chaos, Rückkehr ins Ungeordnete, Rückweg ins Unbewußte, ins Gestaltlose, ins Tier, noch weit hinter das Tier zurück, Rückkehr zu allen Anfängen. Nicht, um dort zu bleiben, nicht um Tier, nicht um Urschlamm zu werden, sondern um uns neu zu orientieren, um an den Wurzeln unseres Seins vergessene Triebe und Entwicklungsmöglichkeiten aufzufinden, um....“

Doch brechen wir ab. Was und wie immer es sei und werden wird, nie wird eine Orientierung imstande sein, die Ur-Orientierung aufzuheben, die der Glaube gibt: daß im Anfang das Wort war und das Wort bei Gott und Gott das Wort war, und daß mit Gottes Wort, daß „alles sehr gut war“, auch im Anfang die Vollendung war, die immer wieder sein wird, wenn das Wort, das im Anfang war und sich geltend macht als das waltende Gesetz, auch im Menschen existenzielle Geltung erlangt haben wird.

* * *

In den Briefen Dostojewskis an seine Frau über die Puschkinfeier (ich las sie in der Zeitschrift „Der Neue Merkur“) spricht Dostojewski auch von dem Empfang, der ihm in Moskau zuteil geworden war. Es ist die Rede von den Vorträgen im „Adelsklub“, wo auch er gelesen hatte. „Während der Pause,“ schreibt er, „ging ich durch den Saal, und eine Menge Menschen, Jünglinge, Greise und Damen, stürzten sich auf mich und sagten: ‚Sie sind unser Prophet, wir sind bessere Menschen geworden, als wir Ihre Karamasow lasen!‘ Kurz, ich konnte mich von der ungeheuren Wirkung der ‚Karamasow‘ überzeugen.“ Die

eigentliche Puschkin-Rede hielt er am folgenden Tag. Von ihrer Wirkung berichtet er: „Im Publikum weinten Viele, fremde Menschen umarmten einander und schworen, besser zu werden und einander künftig nicht mehr zu hassen, sondern zu lieben... Plötzlich kommen zwei fremde alte Herren mit den Worten auf mich zu: ‚Wir sind zwanzig Jahre lang Feinde gewesen und haben miteinander nicht gesprochen — jetzt aber haben wir uns umarmt und versöhnt. Sie haben zwischen uns Frieden gestiftet. Sie sind ein Heiliger, unser Prophet.‘“ Und Dostojewskis Freund Strachoff sagt in Bezug auf die Rede: „Ist es mir doch, als hörte ich in diesem Augenblick, wie über der atemlosen Stille der ganzen großen Versammlung seine Stimme sich erhob: ‚Demütige dich, stolzer Mensch, arbeite, müßiger Mensch!‘“; und Strachoff bemerkt ausdrücklich, daß es der „Inhalt der Rede“ war, „der die Kraft des Vortrags ausmachte“.

Auf das Zitierte verweise ich mit Bedacht. Denn mir liegt daran, daß wahrgenommen werde, wie an Dostojewski das Hinstreben zum elementar Menschlichen, zum Menschlichen vor dem Sündenfall, das ja auch das Christliche ist und für jeden — da ja jeder am Sündenfall beteiligt ist — ein Sühnenwollen in sich schließen muß, das Wesentlichste ist. Schon in „Raskolnikoff“ kommt es zum Ausdruck. „Der Idiot“ und besonders die „Karamasoff“ bringen es verstärkt — denn Dostojewski ist in seinem Wesentlichsten immer stärker geworden —, und in der Rede zur Puschkin-Feier, die in ihrer ganzen Weite wie in ihrer Tiefe bewegt ist von der Forderung: „Demütige dich, stolzer Mensch, arbeite, müßiger Mensch!“ erklingt dasselbe, es läßt ihr eine Mahnung des Christlichen zugrunde. Den Forderungen der „christlichen“ Großstaaten, der Staaten der „Kultur des Westens“, ist freilich das von Dostojewski Gewollte so entgegen-

gesetzt, daß sie, die mit ihrem eigenmächtigen Hochhinauswollen Gott gegenüber nichts als den Sündenfall beständig grandios erneuern und vermehren, jenes als „magisch“ empfinden müssen, eben weil ihnen die wahre Beschaffenheit des Christlichen völlig fremd geworden ist. Darum kann man sagen: Dostojewskis Abneigung gegen die „Kultur des Westens“ ist geradezu christlich begründet, ja eine Notwendigkeit vom christlichen Standpunkt, der nur der des vollendet Geistigen und Religiösen von jeher ist und sein kann. Oder könnte er auch ein anderer sein? Könnte sich denn Christus auf Moses und die Propheten berufen, den Glauben Abrahams gut heißen und sagen, daß er — als die Wahrheit, die er ist — war, ehedenn Abraham war? —

Wie nimmt sich nun aber, so betrachtet, das Gerede von „Karamasofferei“ aus, mit dem ein christlicher Literat — oder hat Herr Hesse Lust, sich als Nichtchristen offen zu bekennen? — der Wirkung Dostojewskis entgegenzutreten will, wobei sein christlicher Verstand seinem gewiß unchristlichen Evolutionsglauben so willfährig ist, daß er die europäische Menschheit von Dostojewski zum Urschlamm zurückgeführt sieht, freilich „nicht um dort zu bleiben, — sondern um uns neu zu orientieren?“! Ich rate Hesse, die Orientierung vorher vorzunehmen, damit er auseinander halten lerne, was „die bewährte Moral“ dieser Welt und was das Christliche ist, dem Dostojewski bewußt zugestrebt hat. Es ist auch von Dostojewski selbst bezeugt, daß er sich zu Christus bekannt hat. Zu seinen letzten notierten Gedanken, die uns Strachoff überliefert, gehören auch die folgenden:

„Ich glaube an Christus und bekenne mich zu diesem Glauben nicht wie ein Kind, sondern mein Hosanna ist durch das große Fegefeuer der Zweifel hindurch gegangen.“

„Wenn wir nicht im Glauben und in Christus eine Autorität hätten, würden wir uns in allem verirren.“

„Christus habe sich geirrt — das sei erwiesen! Doch dieses brennende Gefühl sagt: lieber bleibe ich bei meinem Irrtum mit Christus als mit Euch.“ (Das ist zu dieser Welt geredet.)

Freilich findet sich bei Dostojewski auch manche Bemerkung über das Christliche, die der Auffassung des Christlichen, wie die Kirche sie gezüchtet hat, entgegensteht. So sagt er einmal: „Der Großinquisitor“ — und mit diesem hat er ja die römische Kirche gemeint — „ist allein schon deshalb unmoralisch, weil sich in seinem Herzen und Gewissen die Idee festsetzen konnte, Menschen zu verbrennen sei notwendig.“ Weiters: „Einen Menschen, der Ketzer verbrennt, kann ich nicht für moralisch erklären, denn ich erkenne eure These nicht an, nach welcher Moral Übereinstimmung mit den inneren Überzeugungen sei. Für mich ist das Beispiel und Ideal aller Moral Christus. Ich frage: hätte er Ketzer verbrannt? — Nein. Also ist es eine unmoralische Handlung.“ Also — sage ich — hat die angebliche Kirche Christi jahrhundertlang widerchristlich und unmoralisch gehandelt! Das läßt sich nicht mehr ungeschehen machen und erklärt wohl auch die Herkunft und das Geltunghaben des Widerchristlichen und Unmoralischen in dieser christlichen Welt.

Was als das Wesentlichste aus Dostojewski spricht, hat darum auch etwas von dem Licht an sich, das nicht von dieser Welt ist; es erhellt deren Beschaffenheit so, daß all ihr Schlechtes zutage tritt. So hat Dostojewski natürlich gegen sich, was die Anwartschaft auf eine bewährte Moral für sich beansprucht, also auch die offizielle Kirche und zwar zunächst wieder die römische. Kein Wunder, daß einer ihrer neuesten Apologeten, der deutsche Professor Carl Schmitt, der sich kirchenpolitisch genügend

versiert zeigt, um für das wahre Christliche nichts mehr übrig zu haben, den potenziellen Atheisten in Dostojewski hervorkehrt und die Darstellung des „Großinquisitors“ (der bei Dostojewski bekanntlich das antichristliche Prinzip vertritt) mit der Behauptung zu entkräften sucht: „Hier hat Dostojewski mit großer Gewalt seinen eigenen, potenziellen Atheismus in die römische Kirche projiziert.“ Den eigenen, jawohl, aus dem er kein Hehl zu machen brauchte, da er zugleich sichtbar machen konnte, daß sein Glaube ihm gewachsen war. Was aber in diesem Fall das Ausschlaggebende ist: Nie konnte es Dostojewski einfallen — das geht aus seiner „Projektion“ hervor —, gerade das der römischen Kirche zuzutrauen, was nicht nur der Anlage nach, sondern wirklich in ihm mächtig und seinem potenziellen Atheismus eben völlig überlegen war: seinen unbedingten und entschiedenen, seinen unerschütterlichen Christusglauben. O, diese Welt, die sich in den Apologeten der römischen Kirche immer wieder geltend macht und sie nur darauf bedacht sein läßt, alles gegen diese offizielle Kirche Gesagte — und sei es noch so berechtigt — so zu wenden, daß ihre weltliche Machtstellung darunter nicht leide. Im übrigen begnüge ich mich damit, nochmals darauf hinzuweisen, daß die landläufig-bewährte kirchenchristliche Moral das Entstehen des Weltkrieges nicht verhindert hat und ihm noch immer kein Ende zu setzen vermag; wohingegen Dostojewski doch bisweilen durch die Macht seiner Darstellung eine Moral zu wecken vermochte, die sich in der Tat bewährt hat und weiterwirkt; man erinnere sich bloß, wie „eine Menge Menschen, Jünglinge, Greise und Damen“ auf ihn zustürzten und ihm gestanden: „Wir sind bessere Menschen geworden, als wir Ihre ‚Karamasow‘ lasen“, oder gar, wie nach der Puschkin-Rede „fremde Menschen einander umarmten und schworen, besser zu wer-

den und einander künftig nicht mehr zu hassen, sondern zu lieben“. Wenn das der potenzielle Atheismus eines gläubigen Menschen zustande bringt, dann erkläre ich und will es jederzeit vor Gott verantworten, daß so ein potenzieller Atheismus in seiner Wirkung christlicher ist als alle Massengläubigkeit einer Kirchenchristlichkeit, die das Gewissen jener nicht belastet hat, die andersgläubige Menschen als Ketzer verurteilen und verbrennen ließen.

* * *

„Dieses ganze, weite, große Rußland Dostojewskis, Bakunins, Lenins: Caliban, dessen Gesicht sich vor Wut verzerrte, als er es im Spiegel sah,“ heißt es in einer Besprechung jener Schmitt'schen Schrift, die den Titel führt „Römischer Katholizismus und politische Form“. Der Satz ist nicht apostrophiert, ist also wohl nicht wörtlich, aber dem Sinne nach vom Verfasser der Schrift. Da zudem Lenin als „der Nachfolger Dostojewskis“ bezeichnet und Bakunin mit diesem auf eine Stufe gestellt wird, ist der Leser auch berechtigt zu lesen: das Rußland Dostojewskis, Rußland als Schöpfung Dostojewskis, also eigentlich: Dostojewski; dann haben wir diesen hingestellt als „Caliban, dessen Gesicht sich vor Wut verzerrte, als er es im Spiegel sah“. Da kann ich nur mehr staunen über die skrupellose Fratze einer westeuropäischen Intelligenz, die glaubt, einer Erscheinung von der Bedeutung Dostojewskis auf solche Art heimleuchten zu können. Es bezeugt mir wiederum die „bewährte“ Moral der römischen Kirche, die sich anzueignen jeder Gefahr läuft, der heute noch als ihr Apologet auftritt.

Was aber Lenin betrifft, so ist er gewiß kein direkter geistiger Nachfolger Dostojewskis. Die Sache liegt anders. Die „Kultur des Westens“ war es, nach deren Methoden die Machthaber in Rußland trotz Dostojewskis Mahnung

weiter ihre Politik betrieben. Dafür spricht, daß auch Rußland ohne Notwendigkeit den Krieg aufnahm. Die Schuld des Zaren war Schwäche, die Schuld der operierenden politischen Machthaber aber war ihre westlich orientierte Nichtswürdigkeit. Nun erst setzt im russischen Volk die Reaktion der Bodenständigkeit ein und sagt sich: auch Dostojewski, unser Prophet, umsonst! Mit Füßen getreten, was sein wahrer Christusglaube verkündet hat! Auch wir den falschen Christen mit ihrer verlogenen Kultur und ihrer unersättlichen Machtgier ausgeliefert! Nieder mit dem allen und lassen wir Gott aus dem Spiel! Glauben wir nur mehr an uns selbst und was wir mit unserer Kraft erringen! Darum vorwärts mit Gewalt! — So machte das bodenständige Rußland die offene Gewalt zu seinem Recht, mit der es die Menschenrechte auf Erden ohne Gott festigen wollte. Das ist gewiß eine ungeheure Verirrung, aber sie wird verständlich, wenn man sich das Treiben dieser Welt vergegenwärtigt, die sich christlich nennt, wiewohl ihr Sinnen und Trachten nicht eine Spur von wahren Gottes- und Christusglauben aufweist, wohl aber oft und andauernd eine ungeheure Verletzung der Menschenrechte. Unter diesen Umständen fragt es sich doch wohl, ob „der Kampf der Scythen gegen Rom“, den unser Apologet von Dostojewski geführt sieht, nicht noch einmal ein Kampf für Menschenrechte wird, die Rom oft genug gewaltsam verletzt hat; denn dieses Rom mit „gewaltloser Autorität“ zu identifizieren, das konnte wirklich nur dem Kopf eines deutschen Professors einfallen.

Mag Dostojewski in manchem auch geirrt haben, sein Wesentlichstes stellt ihn auf Seite der Wahrheit. Sein Satz: „Man versteht Rußland nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Glauben“, ist nicht nur wahr, sondern hat Geltung für jeden Menschen, für jedes Volk, für jedes

Reich. Denn man versteht einen Menschen, ein Volk, ein Reich wirklich nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Glauben. Es besagt: man muß selber gläubig sein, um eines Menschen, eines Volkes, eines Reiches Wert und Festigkeit, die nur wahre Gläubigkeit verleiht, beurteilen zu können. So spricht auch der zitierte Satz für Dostojewski als einen wahrhaft Gläubigen. Und diese Gläubigkeit begreift auch eine Moral in sich, die sich bewährt. Das fand auch der Moralist Tolstoi, der Dostojewski sagen ließ, „daß er ihn liebe“.

Aber diese Welt der Zivilisation, der „Kultur des Westens“, in der das Christentum offiziell auftritt, bezeugt durch ihre maßlos machtgierige Politik immer wieder, daß ihre Moral sich nicht als christlich bewährt hat und sich nie als christlich bewähren wird. Ist doch leicht wahrzunehmen, daß die Völker und Staaten dieser Welt im Verkehr miteinander einzig den Grundsatz betätigen: Entweder habe ich von Dir Gewinn, oder Du bist mein Todfeind. Nochmals nach dem Vertrag von Versailles gesehen: was ist er, christlich bewertet? Ist auch nur ein Körnchen Christlichkeit in diesem Diktat, das doch das Werk der Vertreter christlicher Völker und Staaten ist? Ist es nicht vielmehr ein Ausfluß von Haß und Rachsucht, von Gewinn gier und Ausbeutertum? Und doch stieß der Vertrag bei den Siegern auf keinen Widerspruch von kirchlicher Seite, im Gegenteil. Die Politik der offiziellen Kirche zeugt eben immer wieder dafür, daß das Reich der Kirche von dieser Welt ist. Dem gegenüber hat der ausgesprochene Nichtchrist fast mehr Christliches an sich. Zumeist ist auch mehr Menschlichkeit und weniger von der unersättlichen Machtgier dieser Welt in jeder Politik gelegen, die offen als unchristlich auftritt. Im schlimmsten Falle hat man dann das Übel offen vor sich und kann sich dagegen verwahren. Aber der Anschein, den sich

diese Welt gibt, die sich christlich nennt, weil sie sich mit Hilfe der Kirche das Beste, das je auf Erden Betätigung fand, nominell angeeignet hat — denn faktisch ist sie ja der Gegensatz zu ihm —, bringt eine so maßlose Verwirrung in das Verhalten der Menschen, daß sich kein Ausweg mehr finden lassen will. So wimmelt es in den christlichen Reichen und Staaten von Gesetzen, die alle wider d a s G e s e t z sind, das in sich zu erschließen dem Menschen einzig Ordnung und Heil bringt. So ist diese christliche Welt der Herd aller Gewalttätigkeit geworden. Und ihren Fortschritt im Üblen bezeugt die Erfindung und Verwendung immer tückischerer und grauenhafterer Gewaltmittel. Hatte man vor Zeiten noch soviel Anstand, sich nur der zulässigen Kampfmittel zu bedienen, so setzt man jetzt seinen Ehrgeiz darein, sie über alle herkömmliche Zulässigkeit hinaus mit möglichst verheerender Wirkung auszustatten. Und kämpfte man früher, den Gegner vor Augen, so, daß sich die schrecklichen Folgen des Kampfes den Kämpfenden unmittelbar aufdrängten: die Leiden der Verwundeten, die Not der Sterbenden, das Starren der Toten, so kann man jetzt, auch feiernd bei Gelagen, auf riesige Entfernungen mit giftigen Gasen ungeheure Verheerungen anrichten, ohne ihrer im geringsten gewahr zu werden. So tötet man, ohne zu sehen, was töten heißt, ja man vergißt vielleicht darauf, daß man tötet und tötet; und tötet so weiter. So fröhnt man geradezu der Übertretung des Gebotes: **Du sollst nicht töten!** Es gehört zum Fortschritt dieser Welt, die einzig fortschreitet in der Entmenschung des Menschen. Der Mensch ist nicht mehr. Denn er, der in Wahrheit erst ist im Anschluß an das Wort, das im Anfang und bei Gott war, hat sein eigenes existenzloses Wort, das immer nur ist, um nicht zu sein, gegen das Wort gesetzt, das im Anfang war und ist und immer sein wird, und so

verlor er sein Sein, das ihm erst wieder wird im Anschluß an das Wort, das im Anfang war und zu dem einzig führt die Befolgung der Gebote Gottes und die Weisungen dessen, der das Wort erfüllend gelebt hat. Die „Kultur des Westens“ und ihr Kirchenchristentum, das das Reich Christi zu einem Reiche dieser Welt und damit zum Widersacher Christi, des Reinen Menschen, gemacht hat, scheint wirklich der Vernichtung preisgegeben zu sein. Von Machtgier und Hochhinauswollen besessen, erkennt sie nicht mehr die geistigen Existenzbedingungen des Menschen und tritt sie mit Füßen. Nur der Machtstandpunkt findet noch Interesse, der Rechtsstandpunkt gilt nichts mehr. Die großen Siegerstaaten: England, Frankreich, Italien, feiern Triumphe ihrer inneren Kleinheit. Aber auch das geschlagene Deutschland krankt noch immer an Eigendünkel, und doch gäbe gerade seine Niederlage die Anweisung zu seiner Gesundung. Leider scheint es nicht genug von seinem Mißgeschick gelernt zu haben. So haben auch in Deutschland noch lange nicht seine besten Männer die Führung, und es ist höchst zweifelhaft, ob es je dazu kommt, denn auch in ihm hat die „Kultur des Westens“ zu sehr Macht gewonnen. Da es leidend dasteht, steht es immerhin ungleich freier von Schuld da als England, dessen Imperialismus schamlos genug sich geltend macht und das mit der Verdrängung Mac Donalds, seines besten Mannes, aus führender Stellung nur wieder bezeugt hat, daß sein Großhandelssinn fern dem Geist ist, groß zu handeln. Je mehr einer Mensch ist — Mac Donald gab Gandhi, dem großen Führer der Inder, die Freiheit wieder — umso weniger duldet ihn die „Kultur des Westens“, in der die ruchlose Machtgier, Gewinnsucht und Heuchelei dieser Welt zum Ausdruck kommt, an führender Stelle. Und das ist überall so, wo diese „Kultur des Westens“ entscheidenden Einfluß gewonnen hat. Da-

her ist für Dostojewski, den Christen, die Ablehnung dieser Kultur — geistig und religiös gesehen — geradezu eine Notwendigkeit. Die Machthaber der europäischen Großstaaten sind heute durchwegs ungeistig und irreligiös, mögen sie sich noch so „christlich“ gebärden. Man sehe wohin man will: England, Frankreich und Italien — Deutschland als Ausbeutungsobjekt der „christlichen“ Sieger kommt zunächst weniger in Betracht, weil auch sein Schlechtes, aus Not getan, weniger schlecht ist — sie alle reden der rohen Gewalt das Wort und zeigen nur Sinn für Macht auf Kosten des Rechtssinns. Wie unmenschlich verweltlicht im Vergleich zum Verhalten Mac Donalds nimmt sich doch das seiner imperialistisch gesinnten Nachfolger aus; die Grundlagen der angeblich christlichen Staaten — nicht erst die des neunzehnten Jahrhunderts — erweisen sich als morsch und faul; so müssen sie den Staaten, die auf ihnen erbaut sind, den Untergang bringen. Der tollwütige Nationalismus mit seinem nachgerade kindischen Hochhinauswollen wird das Seine dazu tun. Ich frage, wie soll Europa sich noch halten können auf der Grundlage seiner faulen Christlichkeit, die es mit sich gebracht hat, daß seine Staaten und Völker jener wütenden Krankheit unheilbar verfallen sind? Was noch als einigermaßen gut erscheint, wird dem Schlechten ausgesetzt, bis es von ihm infiziert ist. So infizierte Poincaré den ungleich humaneren Herriot. Und in Italien infizierte der Fascismus die Jugend. Bei allen diesen Vorgängen in Europa ist die Kirche mit im Spiele. Zumeist ist es wohl so, daß gewissenlose Machthaber sich ihrer zu bedienen suchen, um sich zu halten. Dafür treten dann diese Machthaber auch für die Kirche ein. Und wo diese nicht zu sehr Gefahr läuft, bloßes Werkzeug zu werden, ist sie jenen zumeist willfährig. Leistung und Gegenleistung wirken sich im Großen und Ganzen dann

so aus, daß die Kirche, die als Kirche Christi auftritt, sich zunächst als ein Reich von dieser Welt geltend macht. An diesem Punkte, also ihrer nächsten Auswirkung nach, begegnen die verschiedenen Kirchen einander; es scheint ihnen allen mehr um einen Platz an der Sonne dieser Welt zu tun zu sein, als um die Verherrlichung Christi.

Und in dieser Zeit einer völligen Verweltlichung des Kichenchristentums glaubt die römische Kirche die günstigen Vorzeichen zu finden, um mit Aussicht auf Erfolg die Rückkehr zu ihr als zur Mutterkirche bei den reformierten Kirchen betreiben zu können. Gut! Es mag Katholiken geben, in denen dieser Glaube redlich wach ist; sie mögen es weiter glauben, sich selber zum Heile. Aber die Kirche, die als politische Institution und Weltbildung, als die sie sich zunächst geltend macht, wissen muß und auch weiß, wie weltlich es mit dem Glauben Ihrer Bekenner steht, kann diesen Glauben nicht haben, außer als Machwerk, als Spekulation, als einen neuen Akt von Weltlichkeit. Denn es ist nicht anzunehmen, daß sie, die an ihren Bekennern sehen muß, daß diese mit dem bloßen Sich-zu-ihr-bekennen noch keine Christen sind, noch glauben kann, das bloße Sich-zu-ihr-bekennen mache zu Christen. Als angebliche Kirche Christi aber muß sie Christen haben wollen, und da müßte sie sich eher zu einem entgegengesetzten Akt gedrängt fühlen, zu einer Sondierung, zu einem Ausmerzen. Denn wenn die eigenen Bekenner nicht im geringsten sind, was sie sein sollen, müssen sie durch das Hinzukommen neuer Bekenner, die kommen, um zu sein, was sie sein sollen, nämlich: Christen, zu denen sie die bloße Rückkehr zur vermeintlichen Mutterkirche jedoch noch nicht macht, darin bestärkt werden zu glauben, daß sie doch sind, was sie nicht sind. So erwüchse aus dem Vorgang nur eine Vermehrung des Trugs und Selbstbetrugs. Es ist auch ein ungeheurer Trugschluß, zu glauben, daß mit der Rückkehr

der reformierten christlichen Kirchen zur Papstkirche, als zur angeblichen Mutterkirche, in existenziell christlicher Hinsicht eine Besserung erreicht wäre. Die Besserung, das Sich-nähern dem Sein, wie es christlich sein soll, ist nur zu erreichen durch eine Rückkehr zum Vorbild, zu Christus selbst, durch eine Rückkehr zu Christi Wort und Beispiel.

Je näher man aber diesem Wort und Beispiel kommt, umso mehr muß wahrgenommen werden, wie sehr sich von ihm — und somit auch von der wahren Kirche Christi — die Papstkirche, die in dieser Welt offiziell ist, entfernt hat. Daß eine offizielle Kirche, deren Beispiel dem Beispiel Christi beständig widerspricht, nicht mehr die Mission des Christentums, den Menschen aus dieser Welt herauszuheben, zu erfüllen vermag, wie hoch man auch ihre Liturgie anschlägt, bezeugt die Christlichkeit, die in dieser Welt heimisch geworden ist. Die Urliturgie war jedenfalls auch nicht identisch mit dem katholischen Gottesdienst von heutzutage, von dessen Auswirkung in existenziell christlicher Hinsicht kaum etwas zu spüren ist. Auch die Aussage im Jakobusbrief über Gottesdienst befürwortet nicht die kirchendienstliche Anschauung der Apologeten der Kirche. Wohl aber ist Verwandtschaft mit Jakobus in jeder Geisteshaltung, die redlichen Widerweltsinn aufweist; ist dieser doch das Geeignetste, um den Menschen „von der Welt unbefleckt“ zu erhalten. An dieser christlichen Welt mit ihrer „Kultur des Westens“ gemessen, berührt schon beinahe jakobisch die Haltung Dostojewskis, wenn er sagt: „Wir werden die ersten sein, die der Welt verkünden, daß wir nicht durch Unterdrückung der Persönlichkeit und fremden Nationalitäten das eigene Gedeihen erreichen wollen, sondern im Gegenteil letzteres nur in der freiesten und selbständigsten Entwicklung aller Nationen und in der brüderlichen Vereinigung suchen.“ Dem

Machthaber, der dieses Programm zu verwirklichen strebt — wer immer er sei — erkläre ich mich gerne dienstbereit, denn ich kann mit gutem Gewissen behaupten, daß dieses Programm nicht widerchristlich ist und seine Verwirklichung für Europa eine ungleich christlichere Tat wäre als die Einigung der offiziellen Kirchen, die gewiß nicht jene Verwirklichung zur Folge hätte. Ja, je mehr ich das Ansinnen der Papstkirche, das die reformierten Kirchen zur Rückkehr zu ihr zu bewegen sucht, bedenke, umso mehr erscheint es mir als ein bloß äußerliches Vorhaben, mag es auch von redlichen Innenmenschen befürwortet sein. Ja, ich gewahre in solchem Ansinnen eine Sinnesart dieser Welt, einen weltlichen Willen zur Macht, und seine Berechtigung nimmt es oder vielmehr sein Träger, die Papstkirche, aus der Voraussetzung, die unfehlbare Kirche zu sein. Wie aber die Unfehlbarkeit dieser Kirche, die als Kirche Christi so oft wider die Weisungen Christi gehandelt hat, beschaffen ist, ob sie zu Recht besteht oder nicht, das zu erörtern, erfordert ein besonderes Kapitel.

Hier sei nur noch darauf verwiesen, daß, wenn diese Kirche in Glaubenssachen nicht irren kann, sie auch in der Beschaffenheit des Glaubens nicht irren darf und somit nur jenen Glauben als Glauben gelten lassen darf, der sich im Werke zeigt. Daß aber der Glaube, der Andersgläubige als Ketzer verbrannt hat, nicht der rechte christliche Glaube ist, das wird jeder einigermaßen redliche Mensch sich eingestehen müssen. Damit erscheint jedoch auch die Voraussetzung, die dem Ansinnen der Papstkirche Berechtigung geben soll, als nichtig dargetan.

Es ist auch gewiß: durch Einigung der offiziellen Kirchen zu einer wird die geographische — also zunächst die europäische — Christenheit nicht aus dem Sumpf dieser Welt gezogen. Das geht überhaupt nicht mehr durch Zusammen-

schluß, sondern nur mehr dadurch, daß man Einzelner wird. Die Forderung Kierkegaards ist, religiös gesehen, eine Notwendigkeit. Ist man erst Einzelner genug, hat man immer Zusammenschluß, aber nicht mehr mit dieser Welt, deren trügerische Riesenfortschritte an scheinbarer Eigenmächtigkeit den Menschen immer mehr dazu verleiten, sich Gott gegenüber auf die eigenen Füße zu stellen. Das bedeutet aber in seiner Gesamtauswirkung die *Entmenschung des Menschen*, und ihr gegenüber kommt die Tat Christi, der das von jeher Geistige und Religiöse vollendet gelebt hat, als die vorbildliche *Menschwerdung des Menschen* erst recht zur Geltung. Mit Christus ist daher für alle Zeiten bezeugt, daß das Reich des Mensch gewordenen Menschen nicht von dieser Welt ist und daß der Mensch, der dieser Welt Freund ist, Gottes Feind sein muß. Denn Gott will, daß der Mensch auch in Wahrheit Mensch *sei* und nicht bloß Mensch zu sein scheine, und er ist erst Mensch, wie er von Gott gewollt ist, wenn er *ist* im Anschluß an das Wort, das im Anfang und bei Gott war und durch das alles gemacht ist. Der frühe römische Christ setzte auch bezeichnend Verbum für Logos. So sagt der Anfang des Johannesevangeliums: „In principio erat Verbum et Verbum erat apud Deum et Deus erat Verbum.“ Verbum besagt aber mehr als „das Wort“; es drückt im eminenten Sinn ein Tun aus; so ist es das Wort, das der Zeit, als Ausfluß der Ewigkeit, und dem Raum, als Behälter des Grenzenlosen, gebietet und zwar als das Wort des alleinigen Herrn der Schöpfung, das sich geltend macht als das waltende Gesetz.

Daran halte sich der Mensch! Die Kirche, die als Weltbildung auch von der „Kultur des Westens“ in sich aufgenommen hat, vermag diesem „Verbum“ nicht mehr existenziell gerecht zu werden. Europa ist nicht ohne ihre Schuld der ergiebigste Boden für das Reich dieser Welt

geworden. Von Europa ist darum auch nicht mehr Entscheidendes zu erwarten im Sinne der Menschwerdung des Menschen. Es nötigt einen, den Blick nach Osten zu wenden. Und wahrlich, ich glaube mit Dostojewski: „Von Osten her wird die Erde erschaffen.“ Und ist uns das Wie auch noch verborgen, so ist doch kein Trugschluß der Schluß: daß, wenn der zivilisierte Mensch sich als das gefährlichste Raubtier erwiesen hat, der weniger zivilisierte, der von der „Kultur des Westens“ weniger berührte Mensch — also der Asiate, der Sarmate, der Scythe — für die Menschwerdung empfänglicher sein muß. Und wo die Menschwerdung des Menschen eher und mehr verwirklicht wird, von dorthier wird auch die Erde, als Schöpfung Gottes, eher und mehr erkannt und geheiligt werden, so daß sie wie neugeschaffen aussehen und auf ihr auch immer weniger Raum sein wird für diese den Menschen mordende Welt.

Varena, von Ende September 1924 bis Mitte Feber 1925.

Je älter der bessere Mensch wird oder je stiller und frömmere, desto mehr hält er das Angeborene für heilig, nämlich den Sinn und die Kraft; indes sich für die Menge das Erworbene, die Fertigkeit und die Wissenschaft überall prahlend vordrängt, weil dieses allgemein und auch von denen begriffen wird, die es nicht haben, jenes aber nicht. In der Dämmerung und im Mondschein treten die Sonnensterne verhüllt in den Aether zurück; aber die nahen erdigen Wandelsterne halten immerfort ihr entlehntes Lichtchen feil. Die frühern Völker, wo der Mensch mehr war und weniger wurde, hatten einen kindlicheren bescheidenen Sinn für alle Gaben des Unendlichen, z. B. für Stärke, Schönheit, Glück, und sogar alles Unwillkürliche war ihnen heilig und Weissagung und Eingebung; daher ihre Traumdeuterei der Reden der Kinder, der Wahnsinnigen, der Trunknen und der Träumer.

(Jean Paul: Anhang zu Titan)

MITTEILUNGEN

DIE HEIMFÜHRUNG GEORG TRAKLS

Allen Freunden, die zur Sammlung für ein Grabmal Georg Trakls beigetragen haben, diene zur Kenntnis, daß die Gebeine des Dichters vor kurzem aus Galizien nach Tirol überführt wurden und am Mittwoch, den 7. Oktober, auf dem Friedhof der Gemeinde Mühlau bei Innsbruck zur letzten Ruhe bestattet wurden. Es war (wie die „Innsbrucker Nachrichten“ berichteten) eine kleine, aber aufs stärkste ergriffene Gemeinde, die unter den Klängen ernster Weisen, von einem Bläserquartett in die sonnige Welte des schönen Herbstnachmittags hinausgespielt, den blumenüberdeckten Sarg durch den Friedhof geleitete. Nachdem der evangelische Pfarrer Wehrenfennig die kirchliche Einsegnung vorgenommen hatte, sprach Ludwig Ficker dem toten Freunde den folgenden Abschiedsgruß in das Grab nach:

Georg Trakl! Im Namen der Freunde, aus deren Mitte Du vor mehr als elf Jahren fortgezogen bist, grüße ich Dich, Heimgekehrter, und grüße diesen Sarg, der von der irdischen Verkörperung Deines Wesens noch jenes Grundgerüst des Sterblichen bewahrt, das — unverwüstliches Symbol des Todes inmitten immergrünenden Lebens — der Verwesung in der Erde bis zum Tag der Auferstehung trotzt. Wie wird, o Freund, vor diesem Schrein, vor diesem Deinem unbeweglichen Gebein, das einst den Umriß Deiner menschlichen Gestalt bemaß und unvergeßlich die Erscheinung eines Wesens trug, in welchem Geist und Seele — ein Geschlecht! — sich wie ein trauerndes Geschwisterpaar umfing, o wie wird nun wie ein Strom des ungeheuersten Empfindens Erinnerung an Deine Verse wach:

Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel,
Wenn er staunend Arme und Beine bewegt
Und in purpurnen Höhlen stille die Augen rollen —

und ach, wie glüht in uns noch jener Frühlingsaufschrei Deiner Seele nach:

Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,
Des grauen steinernen Schweißens, die Felsen der Nacht
Und die friedlosen Schatten? Strahlender Sonnenabgrund.

Das ist dahin, dahin mit Dir, und doch — ein zeitlos Wahrgenommenes im dunklen Augenblick des Dichters — wie das unsterbliche Schuldgesicht des Menschen im lichtgewordenen Augenblick des Ewigen bewahrt. Hinschwandst Du uns, Verblichener, ins Unverblichene Deines eigenen Gesichts. Das aber sah uns an, mitmenschlich wie vor Zeiten: ein Leidwesen, groß und gefaßt. Und was es, früh umflort vom Dämmer der Umnachtung, an Wahrnehmung behielt, bis es in Wahrnehmung zerfiel, war dies: „Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden.“

So stehe ich an Deinem Grab, noch wie entrückt in die Legende Deiner Heimsuchung, ein still Erschütterter gedenkend Deines Hingangs. Und steh' doch fest, ein Wahrnehmer des Wirklichen im Dasein dieser Stunde, o eines Immerwirklichen durch Zeit und Raum! — stehe ein Mensch und weiß nicht mehr was sagen. Allein für mich. Allein für jene, die Du Freunde nanntest. Allein für alle, denen das Vermächtnis Deiner Verse zum edelsten Besitz der abendländischen Dichtkunst zählt. Allein auch für das Andenken der Schwester, der schmerzverschwisterten, die wie ein Stern der Schwermut den Grund Deiner umnachteten Gesichte erhellte, der „Jünglingin“, die selbst ein Abglanz Deines Wesens Dir wie ein Schatten in den Tod gefolgt ist —: Allein für dies und das und alles Fremde, alle Trauer in der Welt. Doch sieh! Schon dämmert es auch uns im frühen Nachglanz Deiner Vision. Schon dämmert in das Dunkel dieser Welt Erinnerung der Erlöserspur:

So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;

Und leise rührt dich an ein alter Stein:

Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein.

O Mund! der durch die Silberweide bebt.

O Geist des toten Freundes, der es sprach! Sieh hier den alten Stein — versenkt in unsere Herzen: ein Denk-, ein Dank-

mal, aufgerichtet! Und wenn wir Dich nun, Georg Trakl, auf diesem Friedhof, den Du liebtest, beim geisterhaften Rauschen der Gebirgswasser, das du liebtest, und sieh! unter einem wundervoll verklärten Herbsthimmel—wenn wir Dich, Heimgegangener, nun in die Erde jenes Landes betten, das Dir — wie Du beim Abschied hinschriebst — mehr als Heimat war, so nimm es nicht als schuldigen Tribut einer Erkenntlichkeit, die sich in diesem Augenblick des Zeitlichen erschöpft—nein, nimm es als das Zeichen eines Unversiegten, nur in die Ewigkeit Versieglichen: ja nimm, Verewigter, es als ein Wahrzeichen der Liebe!

Hierauf trat Josef Leitgeb ans Grab und sprach die folgenden Verse zum Gedächtnis des Dichters:

Bruder, in die Nacht zurückgesunken,
— ihre Sterne krönen Dich gerecht —
von dem Wohllaut Deiner Schwermut trunken,
grüßt Dich ein entheiltes Geschlecht.

Hingeopfert und nicht angenommen,
von dem Tod verschmäht, der Dich erlöst,
sind wir aus der Schlacht zurückgekommen,
aller Liebe, aller Scham entblößt.

Unsre Brüder haben wir erschlagen,
niemand hat uns vors Gericht gestellt;
selbst der Trauer, die wir um sie tragen,
spottet das Gelächter unsrer Welt.

An dem Herzen saugende Vampyre,
auf der Stirn des Zweifels weiße Glut,
ausgestoßen aus dem Kreis der Tiere
und beschämt von ihrem edlen Blut,

einsam unter heimatlosen Horden,
jeder ein Leibeigner seiner Not —
Nacht und Winter ist in uns geworden
und der Himmel hat nur Eis und Tod.

Bruder, in den Tag zurückgefliegen
aus des Lebens dunklem Sinn und Wahn,
horchend über Deine Gruft gebogen
weht uns wieder Deine Stimme an.

Sie, die letzte, herbstlich süße, reife,
schweremuttschwere Stimme, die nicht stirbt,
holder Ton aus einer Hirtenpfeife,
goldne Hymne, die im Kot verdirbt.

Schwarze Klage der entlaubten Nächte
und der Ratten Gier und leises Schrei'n.
Gruß im trauten Flur und die gerechte,
göttliche Gestalt in Brot und Wein.

Purpurstimme aus zerbrochnen Mauern,
Wanderschritt im tauben Sternenwind,
aufgelöst, in blauen Frühlingsschauern
naht ihm Sonja, das entschlafne Kind.

Bauern treten aus den braunen Scheunen,
Pan und Tod in menschlicher Gestalt,
Sonnenblumen kreisen über Zäunen,
heilige Tiere schreiten durch den Wald.

Ungebornes und Verstorbnes weinet
im Gezweig den stillen Fluß entlang,
sanfte Fahrt und Bild um Bild erscheint
und vergeht und wird in Dir Gesang.

Heimat wird in Deiner Stimme wieder
unsre Welt, die wir in Trümmern sehn,
aus der dunklen Tiefe Deiner Lieder,
Deinem Grabe will sie auferstehn.

Mozarts „Ave Verum“ beschloß die stille Feier und „löste
mit seinen milden Klängen die harte erschütternde Stimmung an
diesem Dichtergrab in Andachtsminuten voll Zuversicht und
Glauben auf“.

Es ist dem Herausgeber des Brenner ein Bedürfnis, hier im besonderen noch jener zu gedenken, die durch ihre Hilfsbereitschaft die Durchführung dieses Liebeswerks ermöglicht haben. So sei in erster Linie und aufs dankbarste vermerkt das freundliche Entgegenkommen des Barons Fritz Schey, der zusammen mit dem Verlag Kurt Wolff in München den Grundstock der Mittel zur Verfügung stellte, die zur Verwirklichung des Vorhabens nötig waren. Bedankt sei auch das Österreichische Schwarze Kreuz, das unter Leitung seines Generalsekretärs Oberst Broch die Enterdigung und den Helmtransport in pietätvoller Weise vorgenommen, sowie die Tiroler Landesregierung, die (dank auch der persönlichen Bemühung des Herrn Landeshauptmann-Stellvertreters Dr. Peer) bei der Direktion der österreichischen Bundesbahnen einen beträchtlichen Kostennachlaß für den Einzeltransport von Wien nach Innsbruck erwirkt hat. Und unvergessen bleibe endlich das besondere Verdienst, das sich ein in Polen lebender Brenner-Freund, Herr Ernst Rosner in Dzieditz, erworben hat. Durch seine Bemühung an Ort und Stelle war es möglich, den Wunsch nach Betreuung der ganz und gar vernachlässigten Grabstätte Trakls auf dem Friedhof von Rakowice und schließlich den Plan der Enterdigung und Helmführung in die Tat umzusetzen. Diese Tat — unscheinbar wie alles Wirkliche, das jenseits dieser Welt sich auszuwirken bestimmt ist — ist nun vollbracht. Möge sie allen, die an ihr teil hatten, zum Guten dienen.

•

Da dem Fonds zur Errichtung eines Grabmals für Georg Trakl, um die Kosten der Überführungsaktion voll decken zu können, Mittel entzogen werden mußten, wird der Brenner-Verlag demnächst ein Gedenkbuch „Erinnerung an Georg Trakl“ herausgeben, aus dessen Erträgnis der Sammelfonds neuerdings so gestärkt werden soll, daß die Errichtung des Grabsteins nach Maßgabe der vorhandenen Mittel im nächsten Frühjahr erfolgen kann. Über den Inhalt des Gedenkbuchs, das bei einem Umfang von zirka 200 Seiten auch zwei Porträts, zwei Handschriftproben und ein Bild der Grabstätte des Dichters auf dem Mühlauer Friedhof enthalten wird, orientiert eine Anzeige auf der letzten Umschlagseite dieser Folge.

In dem Gedenkbuch wird unter anderem auch das Verhältnis Trakls zu Rimbaud berührt werden, das *Adolf Meschendörfer* in der beachtenswerten siebenbürgischen Zeitschrift „Klingsor“ (Kronstadt 1925, II. Jahrgang, Heft 3) zum Gegenstand einer verdienstlichen Untersuchung gemacht hat.

Eine tschechische Ausgabe von Trakls Gedichtbuch „Sebastian im Traum“ (*Sebastián v Snu*), ist 1924 in Prag erschienen. Die Übersetzung, die von Kennern gerühmt wird, stammt von dem jungen tschechischen Lyriker *Bohuslav Rynek*.

Eine gute Übertragung von Trakls „Psalm“, besorgt von *Pol Michels*, findet sich in der französischen Anthologie „*Les Cinq Continents*“.

Schließlich sei eine Zuschrift erwähnt, die der Lyriker *Oscar Walter Cisek* in Bukarest unterm 15. Oktober d. J. an den Herausgeber des Brenner gerichtet hat. Darin heißt es:

„Theodor Däubler, der sich vor drei Wochen noch hier in Rumänien befand, sandte Ihnen eine Karte, auf der auch mein Name stand. Wir sprachen nämlich von Trakl; und so wurde auch von Ihnen gesprochen, der Sie für den Dichter alles taten, was in Ihren Kräften stand. Hier in Rumänien ist Trakl ziemlich bekannt geworden; vielleicht weil es auch einen rumänischen Dichter gibt, mit dem er innerlich verwandt erscheint. Dieser heißt *Bacovia*. Trakl ist der weitaus größere.

Vor ungefähr zwei Jahren erlaubte ich mir, nachdem mir Theodor Däubler Ihre Adresse gegeben hatte, Ihnen zwei Hefte der rumänischen Monatsschrift „*Cugetul Romanesc*“ zu senden, in denen sich ein Aufsatz von mir über Trakl und 17 ins Rumänische übertragene Gedichte befanden. Die Uebertragungen habe ich gemeinsam mit dem wertvollen rumänischen Lyriker *Jon Pillat* besorgt.

Es gibt hier in Bukarest und auch in Siebenbürgen eine ganze Reihe von Menschen, die in Trakls Werk eine Gabe von seltener Herrlichkeit erblicken. Übrigens hat meine Heimat — und diese ist, wenn ich auch deutsch empfinde, doch Rumänien — so viel von der Eigenheit herbstlich vergeistigter Landschaft an sich, daß man Trakl leichter näher kommt. Dem Deutschen des Nordens ist dies doch im ersten Augenblick fremder. Meine Frau

Hortense Mateescu-Cisek hat übrigens als erste hier in Bukarest Trakl für uns entdeckt. Dies war vor ungefähr acht Jahren.

Theodor Däubler sagte uns nun, daß in einem uns nicht bekannten Brenner-Jahrbuch von ihm ein „Styx“ überschriebener Aufsatz erschienen sei, in dem auch etwas über seine Begegnung mit Trakl stünde. Und so möchte ich Sie sehr bitten, mir, wenn möglich, ein Exemplar dieses Jahrbuches zukommen zu lassen. Ich und meine Bukarester Freunde wären Ihnen dafür sehr dankbar, denn alles, was mit der Erscheinung Trakls in Verbindung steht, bedeutet uns viel.“

•

Eine Gedächtnisfeier für Georg Trakl, bei welcher der Herausgeber des „Brenner“ über den Dichter sprechen wird, findet anfangs Dezember, veranstaltet vom literarischen Klub des Lesezirkels Hottingen, in Zürich statt.

•

SPENDEN-AUSWEIS

An Spenden für Trakls Grab sind nachträglich noch eingelaufen: Felix und Robert Braun, Wien, 20.000 Kronen, Alois Jungmaier, Salzburg, 15.000 Kronen, K. E. Hirt, Innsbruck, 10.000 Kronen, Frau Dr. K. B. Heinrich-Ritcard, Einsiedeln, 20 Schweizerfranken, Dr. Heinrich Adanitsch †, Eibiswald, 600.000 Kronen. (Dieser Betrag war als Legat dem „Brenner“ zugefallen; der Herausgeber glaubte das Andenken des ihm unbekannten verstorbenen Brenner-Freundes nicht besser ehren zu können, als daß er die Spende der Sammlung für Trakls Grab zuwies.)

•

Unter dem Motto „Karl Kraus“ sind dem Herausgeber seit Erscheinen der letzten Brenner-Folge weitere Spenden in der Höhe von K 3.450.000 (= S 345) zugegangen, die im Sinne der Widmung bestimmten Hilfsbedürftigen zugewendet wurden.

Dieselbe Verwendung fanden auf Wunsch der Spender folgende Beträge, die dem Herausgeber in der letzten Zeit von Wiener Freunden des „Brenner“ überwiesen wurden: C. Stein (insgesamt) S 100.—, E. Stein S 20.—, P. Bogusch S 10.—, Motto „Dank an den Brenner“ S 10.—, Ungenannt S 10.—.

HANS LIMBACH †

Vergangenen November verschied in Luzern an den Folgen einer schweren Gehirnoperation Dr. Hans Limbach, der in der Schweiz dem Brenner in Wort und Schrift als treuer Freund gedient hat.

In der südrussischen Steppe, wohin er 1912, der heimatlichen Enge überdrüssig, geflohen war, lernte er Dallagos Bücher und den Brenner kennen. Und gleich bei seinem ersten Friedensaufenthalt in der alten Heimat machte er seine Freunde auf die neue Zeitschrift und die für sie noch neuen Namen Trakl und Dallago aufmerksam. Die erste Bekanntschaft mit dem Brenner veranlaßte ihn zu einer Reise nach Bozen und Innsbruck, die er als den größten Gewinn seines Aufenthalts im Westen beurteilte, zumal er im Hause des Herausgebers des Brenner den Dichter Georg Trakl persönlich kennen lernen sollte. Die seltsam aufglühenden und in sich versinkenden Aussprüche Trakls, wie die anderen tiefen Eindrücke der Reise hat Limbach später in einem Kapitel seiner unveröffentlichten russischen Erinnerungen schlicht und treu wiedergegeben. Als dann im ersten Kriegsjahr die Nachricht von Trakls Tod auf Umwegen zu ihm nach Rußland gelangt war, da trauerte er tief und lange, wie um einen Freund und Bruder.

Der Krieg, der ihn, den Schweizer württembergischen Ursprungs, in Rußland überrascht hatte, in einer Gesellschaft, die ganz anders dachte und fühlte als er, die stets tiefer dringende, nagende Erkenntnis, daß er aus der Heimat geflohen war, und daß diese Flucht die inneren Schwierigkeiten nicht beheben, sondern nur vertiefen und verschärfen konnte, der bolschewistische Terror, der ihn und Menschen, die ihm nahestanden, Monate lang angesichts des Todes leben ließ, das alles trieb sein Leben von einer Krisis zur andern und stellte ihn vor die tiefsten und letzten Entscheidungen. Eine kleine, nur als Manuskript gedruckte Tragödie „Der Held“ und eine Serie von Epigrammen waren die poetischen Früchte jener Entwicklung, oder besser gesagt das Wetterleuchten, das ihr vorherging. Denn daß die Krisis, durch ihre dichterische Gestaltung höchstens

schärfer umrissen, keineswegs als überwunden gelten konnte, das wurde ihm täglich klarer und machte ihm auch die Bedeutung seines Schaffens fragwürdig. Im Spätsommer 1918 kehrte er in die Heimat zurück, nicht als Fliehender, sondern als einer, der seine Aufgabe furchtlos und bis zum letzten Opfer gelöst.

Wohl alle Freunde Limbachs ahnten beim ersten Wiedersehen, welch tiefe Wandlungen in diesem Menschen vorgegangen waren. Seine schmerzlichen Züge zeugten von einem Ernst und einer Entschlossenheit, die im tiefsten Seelengrund verankert, den schwersten Schicksalsschlägen Stand halten mußten. Seit jenen Tagen erkannten wir in ihm in erhebenden Augenblicken jene Sterbensbereitschaft, ja Sterbensfreudigkeit, die ihm in Zukunft der Gradmesser seines inneren Lebens werden sollte. In unendlicher Trauer sollte er später seinem Tagebuch das Geständnis anvertrauen: „Alle meine Sterbensfreudigkeit ist geschwunden.“

Mit lebendigster Teilnahme sah Limbach der neuen Brennerfolge entgegen; und als im Oktober 1919 das erste Heft erschien, da sah er sich wahrlich nicht getäuscht. So groß war seine Freude über das Ereignis, daß er den Schreiber mitten aus der Schulstunde herausrief, um ihm das soeben eingetroffene Heft zu bringen und seine ersten Eindrücke mitzutellen, und im gleichen Geiste hat er manchem seiner Freunde die erste Lieferung zugestellt und auf ihre Bedeutung hingewiesen. Allerdings fand seine freudige Zustimmung nicht überall ein volles Echo, sondern begegnete auch mancher Skepsis, der gegenüber Limbach die Schwäche dieser oder jener Position erkannte, aber nur um sich desto tiefer dem Geist des ganzen Wagnisses verbunden zu fühlen. So ist Limbach vor allem im Kreise der Freunde immer wieder für den Brenner eingetreten, daneben auch in der Neuen Zürcher Zeitung, in der er jeweils jede neue Folge sowie die andern Publikationen des Brenner, vor allem die Tagebücher Kierkegaards, in kurzen, aber eindringlichen Artikeln besprach.

Neue Schicksale und neue Wirrungen führten einige Jahre später im Leben unseres Freundes zu einer zweiten, vertieften Krisis, die ihn dazu zwang, mit seiner Vergangenheit abzurech-

nen. Immer klarer erschien ihm, daß, wenn er jetzt nicht alles der einen Entscheidung opfere, wenn er jetzt gleich dem reichen Jüngling einen Bezirk seines Wesens dem Gerichte entziehe, daß dann das Heil für ihn verloren sei. Und als die Entscheidung gefallen war, da ward ihm aufs neue jene Sterbensfreudigkeit geschenkt, die ihn nie mehr verlassen sollte. Diese Entwicklung zeigte ihm seine bisherige, vorwiegend künstlerisch gerichtete Lebensarbeit in vollständig neuem Lichte, und kurzerhand entsagte er vorläufig dieser Tätigkeit mit dem Gelübde, erst wieder zu ihr zurückzukehren, wenn er wie Joh. Seb. Bach über jede Zeichnung, jede Schrift seiner Hand die Worte „in nomine Jesu“ setzen könnte. Zugleich aber fand er einen tiefen Ersatz aller künstlerischen Schaffensfreude in der wachsenden Gelegenheit, andern, die er früher im Gefühle eigener, selbstverschuldeter Armut stehen lassen mußte, von der Fülle seiner Freude mitzuteilen. Und doch wirkte er viel weniger durch Worte als durch seine Stille. Wie viele, denen gegenüber er kein Wort über das eine verlor, das ihm am Herzen lag, wurden durch diese Stille ergriffen, hinter der die innere Kraft leuchtete!

Ein letztes Mal hätte er gerne an einer dem Brenner verwandten Veranstaltung teilgenommen, an Theodor Haeckers Vortrag über Kierkegaard vor der Zürcher Freistudentenschaft; seine Freunde mußten am Krankenbett soweit wie irgend möglich über den Vortrag und den Eindruck, den er hervorgerufen, berichten und Limbach scheute keinen Augenblick, persönlich dazu Stellung zu nehmen und vereinzelt Einwänden gegenüber die Bedeutung Haeckers ins rechte Licht zu rücken.

Indessen machte die Krankheit rasche Fortschritte, ohne daß die Ärzte ihren wahren Charakter erkannten. Limbach trug seine Qualen still, ohne Klagen, getragen von der unerschütterlichen Überzeugung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Wie oft hat er für seine Leiden gedankt, um sich desto angelegentlicher um diejenigen der andern zu kümmern. So ist er gefaßt und vertrauend den letzten Weg gegangen, von dem er nicht zurückkehren sollte.

Es war zweifellos von hoher Bedeutung, daß der Mensch, der uns alle zuerst und hernach immer wieder auf den Brenner

hinwies, dermaßen in sich selbst das erlebte und auszugestalten suchte, was das tiefste Element, die treibende Kraft dieser nach innen gerichteten Bewegung ausmacht, daß er nicht nur die Spannung voll empfand, die zur letzten, alles verpflichtenden Entscheidung drängt, sondern auch den Mut fand, vor dieser Entscheidung nicht zurückzuschrecken. Besser als alle Freundesworte mögen seine letzten, schlichten Verse sagen, wie tief diese Entscheidung in sein Leben eingegriffen:

Selt mich traf aus Gottes Munde
Meines Lebens neue Kunde,
Sind zerbrochen meine Mauern,
Leb' ich ohne Furcht und Trauern
Keine Stunde.

Und doch will ich nicht verzagen,
Will mit keinem Worte klagen.
Trug mein Herz denn je Verlangen
Nach dem Alten, das vergangen?
Keine Stunde.

Oh wie süß ist dieses Wissen,
Dieses göttliche Vermisssen,
Diese heilsam heilige Wunde,
Bürgschaft mir von jenem Bunde
Jede Stunde.

Prof. Ernst Haerle (Zürich)

•

AUFRUF ZUR SUBSKRIPTION AUF DEN NACHLASS VON FRANZ JANOWITZ

Am 4. November 1917 ist Franz Janowitz an den Folgen einer schweren Verwundung, die er am ersten Tag der großen Durchbruchsschlacht gegen Italien bei einem Sturmangriff auf dem Monte Rombon erlitt, in einem Feldspital des ehemaligen Küstenlands gestorben.

Was er, der Fünfundzwanzigjährige, der Nachwelt zur Erinnerung hinterlassen, was er selbst noch zur Veröffentlichung bestimmte, sind Gedichte — ein knapper Auswahlband, zwei Jahre nach seinem Tod erschienen. Und in der Tat, hier war Erinnerungswertes: denn rückvergütet dem Gesicht des Allerbarmers schlen da mit einemal das schuldige Antlitz dieser Welt, und Gottes Schöpfung wieder ursprünglich bedacht. Ja, hier war Erde, hier war Himmel, noch unverrückt am letzten wie am ersten Tag, und zwischendurch im Weitblick einer tiefbeherzten Wahrnehmung — ein Firmament der Sehnsucht unter ziehenden Wolken — des Menschen Seele: Irrsal, Einsamsein und Liebe. Fürwahr, ein helles Blütenwunder menschlichster, mitmenschlicher Besinnung, ins volle Licht seiner Beschaulichkeit entfaltet von einem frischergrünten Trieb des Wortwunders am alten Stamm der Sprache, so stand dieser Gedichtband „Auf der Erde“*) über dem Grabe seines Schöpfers und der Mörderzeit, die ihn gefällt.

Aber was Franz Janowitz noch selbst, was er zuallererst für würdig befunden, von ihm zu zeugen, ist nur ein Bruchteil dessen, was sein — des Dichters wie des Denkers — bemerkenswertes künstlerisches Vermächtnis darstellt. In seinem Nachlaß fanden sich — neben Fragmenten — noch eine große Anzahl vollendeter Gedichte; des weiteren Novellen, Tagebücher und kleinere philosophische Schriften.

Der Brenner-Verlag hat nun die Absicht, diesen Nachlaß, sorgfältig gesichtet, herauszugeben. Voraussichtlich in zwei Bänden geringeren Umfangs, von denen der eine Gedichte (darunter die beiden Zyklen „Der tägliche Tag“ und „Der steinerne Tag“), der andere ausgewählte Prosa enthalten soll.

Die Entscheidung darüber, ob dieser Plan verwirklicht werden kann, wird aber bei jenen liegen, an die hiemit die Einladung zur Subskription auf den Nachlaß von Franz Janowitz ergeht. Wer bereit ist, zu subskribieren, teile dies dem Brenner-Verlag mit! Von dem Erfolg dieses Aufrufs wird es abhängen, ob ein Dichter, dessen Andenken kein Geringerer als Karl Kraus zu Ehren gebracht und öffentlich

*) Kurt Wolff Verlag, München.

betreut hat, im Gedächtnis der Nachwelt fortleben oder ob der Vergessenheit anheimfallen soll, wer ein Gedicht geschrieben wie dieses:

Über den Schläfern

Daß deine Sohlen nicht immer
waren so hart bedient,
ahnst du es, Schläfer, im Traum?
Vierwändig bannt dich ein Raum.
Aber einst war das Unten und Oben,
war das Überall dir
schwebend bewohntes Zimmer!

Daß deine Augen nicht immer
Sehnsucht um Sehnsucht verströmten,
ahnst du es, Schläfer, zur Nacht?
Weit ist, was blicken dich macht,
weit mit dem Lichte des Nachbarn Haus.
Aber einst warst du
alles Geschauten flügelschlagender Schimmer!

Und wenn du sprichst, die Brücke
baust zu des Bruders Bild,
ahnst du es, ahnst es in Leid:
Nicht immer war dies dunkle Entzweit,
nicht der Worte verzweifelter Flug.
Einst war es gut,
einst war nur eins,
jetzt erst, Stück, gibt es Stücke!

Aber einst endet das Irren im Kreis,
endet das Stoßen und Klirren der Scherben.
Ahnst du es, Träumer, das sinkende Weiß,
in das wir Farben zusammensterben?
Aber dann landen in endlichen Schlaf
auch dieser Blicke und Worte Fahrten,
heimkehr' der Blitz, der weiß jeden traf,
wenn wir, wenn wir Geliebtes gewahrten,
endet der Erdennacht Lampe und Pein.

endet, was ratlos blieb, wenn es uns bliebe.
endet im Wiederbeisammensein,
zögert am Ziel,
landet in sich,
endet in Liebe!

Daß dein Schweben einst wieder
sehnt sich hinab, hinab,
ahnst du es, Schläfer, im Traume des Traums?
Starrende Wände des Raums,
hörst du dich rufen nach ihnen?
Zieht es dich nicht in Fluch und Qual,
doch auch zur Liebe, zum zweitenmal
jetzt schon zur bitteren Erde nieder?

•

ZUR BEACHTUNG

Besorgnisse, die durch das Nichterscheinen des „Brenner“ im Jahre 1924 entstanden sind, nötigen den Herausgeber zu folgender Erklärung:

Der „Brenner“ hat eine innere Krise hinter sich, die seinen Fortbestand ernstlich in Frage gestellt hat. Dies ist der Grund, daß zwischen dem Erscheinen der letzten Folge und der heutigen eine Pause von fast zwei Jahren liegt. Nun ist es freilich nicht zum ersten Mal, daß Schwierigkeiten dieser Art die Existenz der Zeitschrift an der Wurzel bedrohten. Der Leser aber wird gerade hierin ein beunruhigendes Symptom erblicken. So bleibt nichts übrig, als neuerlich darauf zu verweisen, daß der „Brenner“ mit allem, was ihm Lebensmöglichkeit und Existenzberechtigung gibt, in jedem Augenblick und immer wieder so ins Unsichere gestellt ist, daß er wohl oder übel ein ausgesetztes Dasein führen muß. Am Ende ist auch kaum zu übersehen, daß der Prozeß der Selbstbehauptung, der sich hier, im Einzelnen wie im Ganzen, unter schwierigen Verhältnissen vollzieht, nur insolang beträchtlich und von Tragweite ist, als er ein Wahrzeichen der Selbstbesinnung bleibt und so die Möglichkeit der Nachwirkung, d. h. der Einmündung in ein Zukünftiges besitzt. Was aber

wiederum bedeutet, daß er nach wie vor und mehr denn je nach innersten Gesichtspunkten sich richten muß, um das Letztverbindliche der Sphäre, in der er sich bewegt, so eindringlich wie möglich zu Bewußtsein zu bringen, und daß er daneben nicht noch Rücksichten dienen kann, die zuletzt ins Unverbindliche führen. Es kann in dieser Hinsicht — auf manchen wohlgeneigten Wink sei dies bemerkt — keine Neuorientierung für den „Brenner“ geben, führe ihn der Drang seiner Beherztheit wohin immer. Er wird dort bleiben, wohin er sich hinausgewagt, womöglich weiter vordringen und — wenn's sein muß — lieber zugrundegehn, als sich hinter Ausflüchten verschansen. Daß aber unter solchen Voraussetzungen Widerstandsmomente innerhalb der eigenen Bewegung — Momente, die sich aus der inneren Beschaffenheit des Wagnisses, das hier unternommen ist, wie von selbst ergeben und erklären — die Bedeutung von Signalen erlangen können, von Warnungszeichen, die zu erhöhter Wachsamkeit und Vorsicht mahnen, und daß es, sobald Gefahr im Verzuge ist, vor allem darauf ankommt, sich nicht in seichtes Fahrwasser zu begeben, wird jedem einsichtig sein, der vom Wesen und vom Kurs dieses Wagnisses im Ernst etwas begriffen hat. So möge auch begriffen und entschuldigt werden, daß unser Fahrzeug, das zerbrechliche und schwachbemannte — das aber wunderbarerweise bis heute nicht gestrandet ist! —, bei unsichtiger Witterung bisweilen (und mitunter länger als seiner zeitläufigen Bestimmung zuträglich scheinen mag) im offenen Meer der Zweifel still liegen muß, bis es wieder Sicht und neue Zuversicht gewonnen hat. Dies also gibt der Leiter des „Brenner“ zu bedenken aus Erfahrungen heraus, die ihm selbst ernstlich zu denken gaben. Im übrigen will er darauf bedacht sein, daß Schwierigkeiten, die sich künftighin ergeben sollten — vorausgesetzt, daß es nicht solche sind, gegen die er schließlich machtlos ist — sich schon bei ihrem Auftauchen womöglich so beheben lassen, daß die Möglichkeit der Weiterführung dieser Zeitschrift in der Form von Jahresfolgen dadurch nicht mehr behindert ist. Hiezu erbittet er das weitere Entgegenkommen der Mitarbeiter und der Leser.



ERICH LECHLEITNER BILD- UND SCHNITZWERK

*Mit einem Begleitwort
aus Bruchstücken von Anton Santer*

* * *

112 Seiten mit 128 Abbildungen in Netzätzung M. 7.50 (S 12.—)

Prospekte mit Bildproben auf Wunsch kostenlos

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Auszüge aus Besprechungen über „Erich Lechleitner: Bild- und Schnitzwerk“:

C. Seelig in den Luzerner Neuesten Nachrichten:

Hier setzt sich der Brenner-Verlag in Innsbruck für einen begnadeten, gänzlich unbekannten Künstler ein. Wir erfahren von ihm nur, daß er 1879 in Innsbruck geboren wurde und nie vor die Öffentlichkeit getreten ist. Offenbar wünscht er, daß sich der Betrachter völlig unvoreingenommen vor seine (unbetitelten) Bilder stellt. Der seelische Kontakt soll wie ein Funke auf ihn überschlagen. Und in der Tat: man wird von diesen eigenwilligen, sehr beweglichen Schöpfungen stürmisch mitgerissen. Zum Teil, vor allem in den Schnitzwerken, erinnert Lechleitner an Barlach. Anderes wieder ist so groß und einsam gestaltet, daß sich keine Parallelen ziehen lassen. Es geht eine gewaltige, erschütternde Leid- und Erlebnisfähigkeit von diesen Werken aus.

Die Arche (München):

... Das zweite Buch, Erich Lechleitners Bild- und Schnitzwerk, ist gleichsam ein Gegenversuch, den Sinn der dingerfüllten Welt in die stumme Sprache der Linie einzufangen. Lechleitner ist mit seinen Werken nie an die Öffentlichkeit getreten. So entdeckt man erst jetzt, welch eminente Begabung in diesem Tiroler Sonderling steckt. Diese Folge titelloser Bilder von wundervoll tönender Weichheit und doch voll erdgesättigter Kraft spiegelt die Legende eines Schaffens wieder, das stumm blieb, weil es etwas zu sagen hat.

Deutscher Bücher-Bericht (Stuttgart):

Diese Werke besitzen das Geheimnis tiefer, geläuterter Kunst. Aus den Landschaftsgemälden spricht eine erhöhte und ergreifende Wirklichkeit. Dieser Künstler erfuhr in allen Fasern seines Wesens Erschütterungen durch die Natur und gebar aus ihnen sein Werk, das visionäre Gewalt hat; dies Visionäre gibt den Gemälden das Geisterhafte, Ergreifende. Die Formen seiner Landschaften gibt die Gebirgswelt, klare Firne breiten sich aus, Wege laufen über Gebirge und Bäche stürzen herab. Weiße Mondnächte breiten sich und erhöhen das Schemenhafte der Landschaft. Die religiösen Gemälde sind von einer stürmenden, heftigen Impulsivität, oft aber auch von einer lange nicht mehr gekannten Rührung, Reife und Größe. In den kleinen Zeichnungen spricht sich bisweilen eine erschütternde Groteske aus, die in den Plastiken noch gesteigert ist. Lechleitner ist 46 Jahre alt, sein Schaffen ist fast unbekannt. Über all seinen Werken, vor allem aber seinen Gemälden, liegt, wie dies auch das reife Vorwort SanTERS kennzeichnet, die Atmosphäre gänzlicher Anonymität.

B R E N N E R - V E R L A G / I N N S B R U C K

Demnächst erscheint:

Erinnerung an Georg Trakl



Inhalt:

Karl Kraus, Rainer Maria Rilke, Theodor Däubler
über Trakl / Lebensdaten / Josef Leitgeb: Am Grabe
Georg Trakls / Erwin Währholdt: Der Mensch und
Dichter Georg Trakl / Karl Vorrmann: Die
Erscheinung Georg Trakls / Hans Limbach: Begegnung
mit Georg Trakl / Georg Trakl: Briefe an Freunde /
Brief des Bergarbeiters Mathias Roth aus Hallstatt
über die letzten Stunden Georg Trakls / Karl Röß:
Über die Anordnung der Gesamtausgabe von Trakls
Dichtungen / Ludwig Ficker: Nachruf am Grabe

Mit zwei Bildnissen, zwei facsimilierten Handschriften
proben und einem Bild der Grabstätte des Dichters
auf dem Friedhof von Mühlan bei Innsbruck

Broschiert M. 3.50 (S 5.80), in Leinen gebunden M. 5.— (S 8.—)

Brenner = Verlag / Innsbruck

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOURLY** stamped below.

30m-1,'69(J5643s8)2374—3A,1

